

Irène Kälin, Journalist Alain Berset, Warum ich kurze Röcke trage

Nummer 45 – 11. November 2021 – 89. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Zuckerbergs Genie

Was den Facebook-Gründer zum besten Unternehmer unserer Zeit macht.

Kurt W. Zimmermann

Apotheke der Welt

Basel beflügelt die Schweiz. *Beat Gygi*

Die unbeugsamen Aufdenblattens

Wer sind die Rebellen von Zermatt?

Hubert Mooser

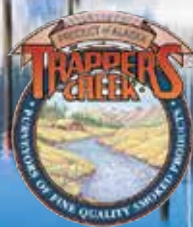
Roger Köppel irrt
Das Christentum brachte
weder Freiheit noch Reichtum.
schreibt Rainer Hank



Alaska's Best!

Dank nachhaltigem Fischereimanagement kann der Alaska-Wildlachs weiterhin in seinem natürlichen Lebensraum aufwachsen. Deshalb ist der Erhalt der verschiedenen Wildlachs-Arten in Alaska gewährleistet.

Als Bezugsquelle vor Ort garantiert uns die renommierte Schweizer Lachs-Räucherei Trapper's Creek Smoking Company eine feine und exakte Verarbeitung nach den strengen KSA-Regeln.



alaska-widlachs.ch

ALASKA A LA CARTE AG Anja Plüss / Samy Guggler
3615 Heimenschwand, Tel. 033 453 11 86, info@alaska-widlachs.ch

Raus aus dem Energiewahnsinn

Die Benzinpreise schiessen durchs Dach. Die nächste Steigerung droht. Autofahren wird immer teurer. Können es sich bald nur noch die Wohlhabenden und die Reichen leisten? Mobilität ist Freiheit. Diese Freiheit ist in akuter Gefahr.

Aber nicht nur die.

Unsere Regierungen scheinen uns an den Gedanken gewöhnen zu wollen, dass wir auf ein Zeitalter ohne Energie zusteuern. Es wird schon fast achselzuckend als unvermeidliche Fügung des Schicksals akzeptiert. Schweizer Zeitungen geben ihren Lesern Tipps, wie man ohne Strom kochen und leben kann. Vergesst nicht, genügend Kerzenvorräte anzulegen.

Wie romantisch.

Es ist, nüchtern betrachtet, der nackte Wahnsinn.

Wir sind dabei, industriellen Selbstmord zu begehen. Und niemand will für den Energiemangel verantwortlich sein. Politik und Wirtschaft schieben sich den Schwarzen Peter zu. In der Schweiz sagt Bundesrätin Simonetta Sommaruga, sie könne auch nichts dafür, wenn die Konzerne nicht mehr in Kraftwerke investieren.

Die Industrie hält dagegen, etwa Axpo-Chef Christoph Brand. Politische Entscheidungen hätten den Ausschlag gegeben, dass sich viele Energie-Investitionen nicht mehr lohnen.

Wer hat recht?

Christoph Brand hat recht. Die Industrie wird zu Unrecht attackiert. Es grenzt an Hohn, wenn die gleichen Politiker, die vor zehn Jahren den kopflosen, überstürzten Ausstieg aus der Kernkraft befohlen haben, nun so tun, als hätten sie rein gar nichts mit dem Versorgungsdebakel zu tun, dessen Auswirkungen in den Konsumentenpreisen längst zu spüren sind.

Nennen wir es Planwirtschaft ohne Plan. Der Staat hat durch sein Reinpfuschen in die heiklen, austarierten Gleichgewichte einer einst funktionierenden Energie-Industrie allerlei unerwünschte, eben typisch planwirtschaftliche Nebenwirkungen hervorgerufen.

Zum Beispiel soll der Ausstieg aus der fossilen Energie erzwungen werden. Öl, Erdgas und Kohle stehen auf der Abschussliste der Politiker. Da man gleichzeitig die klimafreundliche Kernkraft abstellt, hat niemand eine Ahnung, woher der Strom dereinst kommen soll.

Ach ja, weil die Staaten den Personenverkehr zwangselektrifizieren wollen, treiben sie die

Wir müssen die Energieversorgung befreien aus den Klauen der Klima-Ideologen.

Nachfrage nach Strom, den es nicht geben wird, massiv noch weiter nach oben.

Selbstverständlich geraten die Benzinpreise ausser Rand und Band, wenn die Staaten alles tun, um den Unternehmen das Geschäft mit

dem Erdöl zu vermiesen. Das Angebot geht zurück, die Nachfrage zieht wieder an, die Preise gehen durch die Decke.

Wie weiter?

Wir müssen raus aus dem verfehlten, selbstverschuldeten Energiewahnsinn. Der Zusammenbruch unserer Energieversorgung ist nicht Science-Fiction. Es ist das realistische Szenario, wenn wir nicht Gegensteuer geben. Die Folgen, auch die sozialen, wären verheerend.

Die Schweiz hat mit ihrer direkten Demokratie einen Vorteil. Die Dummheiten der Politik kommen schneller ans Licht. Bereits melden sich alarmiert die Unternehmer. Sie sind die Wachrüttler des energiepolitischen Himmelfahrtskommandos in Bundesbern.

Der Schweizer Kernkraftausstieg ist umgehend aufzuheben. Wir müssen die Energieversorgung deblockieren, entfesseln, befreien aus den Klauen der Klima-Ideologen. Technologie- und faktische Forschungsverbote darf es nicht geben.

Zum Beispiel: Im radioaktiven Müll stecken ungeahnte Energiereserven. Sie müssen erst noch gehoben werden. Europa hat sich aus der Forschung verabschiedet, die Chinesen wiederum machen mit Hochdruck vorwärts. Wollen wir diese Zukunftsfelder einfach preisgeben?

Es gilt, den industriellen Selbstmord zu verhindern. Die Bürgerlichen sind gefordert. Sonntagspredigten über eine bessere Zusammenarbeit sind schön. Mal sehen, wie ernst sie es meinen. Bald können die Prediger den Tatbeweis erbringen.

Bis jetzt stand die SVP allein. FDP und Ex-CVP, heute «Die Mitte», machten mit beim Kernkraft-Ausstieg. Auch die Medien bejubelten den Blindflug. Kommt jetzt Einsicht?

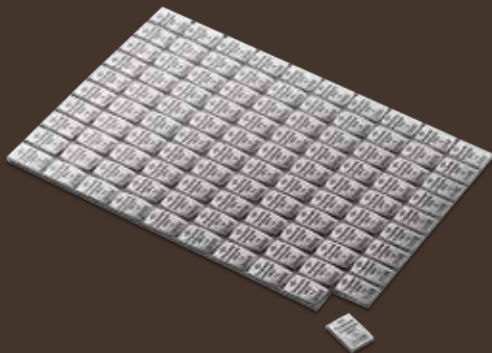
Es ist Zeit für Realismus. Die Rückkehr zur Energie-Vernunft ist das grosse Gemeinschaftsprojekt der Bürgerlichen. Nach Jahren eitler Grabenkämpfe könnten sie endlich wieder zusammenfinden. R. K.

Orientierung
im Sturm der
Hormone.

Schilddrüsenchirurgie. Eines der
Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für
Chirurgie und individuellen Service.
pyramide.ch

Spitze für Sie





GOLD VON DEGUSSA – DIE POSITIVE ANTWORT AUF NEGATIVZINSEN.

Seit mehr als 6'000 Jahren überdauert Gold alle Weltreiche und alle Währungen. Das wird auch in Zukunft so bleiben – weil physisches Gold anders als Papierwährungen nicht beliebig vermehrbar ist. Als grösster bankenunabhängiger Edelmetallhändler in Europa stellen wir mit Ihnen Ihr persönliches Portfolio aus Barren und Münzen zusammen, beraten Sie aber auch beim Verkauf von Edelmetallen. Alle unsere Degussa Barren sind LBMA-zertifiziert und verfügen über eine Banken-Valorennummer. Gerne können Sie Ihre Wertgegenstände auch in Ihrem Schliessfach bei uns lagern – und das auch in Zukunft ohne Negativzins.

Weitere Informationen
und Onlineshop unter:

DEGUSSA-GOLDHANDEL.CH

VERKAUFGESCHÄFTE:

Bleicherweg 41 · 8002 Zürich
Telefon: 044 403 41 10

Quai du Mont-Blanc 5 · 1201 Genf
Telefon: 022 908 14 00

MITGLIEDSCHAFTEN:





Die Aufdenblattens, Irène Kälin, Hans-Jürgen Papier, Jubiläum des Schwingerverbands

Zermatt ist weltweit bekannt für das Matterhorn, seine exklusiven Hotels und sein weitläufiges Skipistennetz. Doch in der vergangenen Woche sorgte die Station in einer anderen Sparte für Schlagzeilen. Weil sich die Familie Aufdenblattens, die in vierter Generation das Restaurant «Walliserkanne» führt, nicht an die Covid-19-Regeln hielt und die Zertifikatspflicht ablehnte, schickte der Walliser Polizeidirektor Frédéric Favre eine Polizistenarmada aus. In einer robusten und unverhältnismässigen Kommandoaktion wurden Vater und Mutter sowie ein Sohn wie Schwerverbrecher in ihrem Restaurant überwältigt und abgeführt. Vier Tage verbrachten sie in Untersuchungshaft. Statt den massiven Angriff zu hinterfragen, stellten die Medien die erfolgreichen Aufdenblattens in die Extremisten-Ecke. In der *Weltwoche* schildern Familienmitglieder nun erstmals seit ihrer Haftentlassung, was sich tatsächlich abgespielt hat. Der Verdacht liegt nahe, dass die Walliser Regierung an den Aufdenblattens ein Exempel statuieren wollte, um Nachahmer abzuschrecken. Dabei wurden so gut wie alle roten Linien überschritten. **Seite 24**

Irène Kälin wird bald höchste Schweizerin. Ende November besteigt die Grüne den Nationalratsthron. Die 34-jährige Aargauerin ist wohl die spannendste Vertreterin ihrer Partei. Sie zeigt, wie pragmatisch ihre Generation unterwegs ist. Obwohl sie wie andere Exponenten ihrer Gruppierung Tag und

Nacht vor dem ökologischen Weltuntergang warnt, ist sie für sich selber sehr grosszügig. So will sie als Präsidentin der Grossen Kammer das Flugzeug nehmen oder sich gar vom Chauffeur nach Hause bringen lassen, wenn sie es persönlich als «sinnvoll und notwendig betrachtet». Von den sonst omnipräsenten grünen Verzichtsforderungen keine Spur. Nicht auszuschliessen, dass sie mit dieser

Haltung mehr erreicht, als manche ihrer 199 Vorgänger und Vorgängerinnen in diesem Amt. **Seite 32**

Rechtsprofessor Hans-Jürgen Papier präsierte einst das deutsche Bundesverfassungsgericht. Der 78-Jährige war nicht nur der höchste Richter, er urteilte auch über die Verfassungsmässigkeit der deutschen Politik. Heute zählt Papier zu den bedeutendsten Juristen, die die Verhältnismässigkeit der Corona-Massnahmen kritisieren. Im grossen *Weltwoche*-Gespräch spricht er über den schleichenden Abbau der Freiheitsrechte, das Verhältnis zwischen nationalem und EU-Recht und was die Enteignungsfantasien in Berlin in ihm auslösen. **Seite 36**

Wenn die Bösesten der Bösen etwas Grosses zu feiern haben, tanzt der Bär. Der Eidgenössische Schwingerverband lud am vergangenen Samstag in Colombier zur Jubiläumsgala anlässlich seines 125. Geburtstags. Es war ein wahrlich royaler Anlass – mit acht Königen des Nationalspiels, darunter der amtierende Regent Stucki Christian. Doch ausgerechnet eine Frau stahl den kolossalen Männern die Show: Viola Amherd. Die Sportministerin liess sich auf Händen tragen und verriet unserem Reporter Thomas Renggli, was sie im Zusammenhang mit dem Schwingsport unbedingt noch lernen will. **Seite 84**

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit www.medicjobs.ch qualifiziertes Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.medicjobs.ch

medic jobs

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schon Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

DER NEUE CUPRA BORN 100% ELEKTRISCH



THE IMPULSE
OF A NEW
GENERATION

Er ist da. Der neue CUPRA Born: 100% elektrisch, 100% CUPRA. Er überzeugt mit gewohnt stilsicherem Design innen wie aussen. Dank seiner hochentwickelten elektrischen Antriebstechnologie schafft er ein bislang unerreichtes Fahrerlebnis. Tauchen Sie ein in eine neue Ära der Mobilität.



cupraofficial.ch

CUPRA Born, 204 PS, 19.4 kWh/100km, 0 g CO₂/km, Kat. A





Senkrechtstarterin: Irène Kälin. Seite 32



Die Aufdenblattens: Seite 24



Unbeirrt: Marc Zuckerberg. Seite 16

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 6 Intern
- 10 Eilmeldung
Alain Berset ist Ringier-Mitarbeiter
- 11 Peter Rothenbühler Lieber Guy Parmelin
- 12 Tagebuch Leonhard Fischer
- 14 Bern Bundeshaus
Traum vom Windpark Schweiz
- 16 Genie Mark Zuckerberg Erfolgreichster
Unternehmer unserer Zeit
- 18 Erziehung der Gefühle
Gefühllosigkeit gegenüber der Welt
- 20 News Wann kommt Schawinski zurück?
- 20 Personenkontrolle
- 22 Mörgeli Alles nur im fernen China
- 22 Versteckte Preiserhöhung
Neue ÖV-Tarife
- 23 Peter Bodenmann
Für Trychler die Pille danach
- 24 Skandal im Skigebiet
Die Familie Aufdenblatten
- 26 Nena Schink
Warum ich kurze Röcke trage
- 27 Es darf keine Denkverbote geben
Essay von Axpo-Chef Christoph Brand
- 28 Wo China am schnellsten wächst
Aus der Armut zum Wohlstand
- 29 Thiel Abdankung
- 30 USA Aufstand der Bärenmütter
- 31 Kurt W. Zimmermann
Neue Männerbewegung
- 32 Irène Kälin Die interessanteste Grüne
- 33 Inside Washington
- 34 Corona-Task-Force

- Schlechter Rat ist teuer
- 35 Tamara Wernli
Erfolgreichste Bewegung der Welt
- 36 «Der Staat entwickelt autoritäre Züge»
Jurist Hans-Jürgen Papier
- 39 Brief aus... Glasgow
- 41 Thilo Sarrazin
- 42 Apotheke der Welt
Basel beflügelt die Schweiz
- 43 News Vom Anarcho zum Hilfssheriff
- 44 Wandernde Weltwunder
Epische Reise von vierzehn Elefanten
- 45 Justizinitiative Mär vom freien Richter
- 46 Eric Zemmour liegt falsch
Einwurf von Nicholas Farrell
- 48 Armut durch Christentum
Replik von Rainer Hank
- 49 Anabel Schunke Outing an der Türe
- 50 Leserbriefe
- 51 Nachruf Terence «Astro» Wilson
- 52 Beat Gygi Zuwendung von Berset

MAGIE DES GELDES

- 53 Spezial Suche nach bleibenden Werten
- 54 Grosse Investment-Umfrage
- 58 Georg Schubiger «Der Motor läuft»
- 60 Finanzplatz Tessin Das Comeback
- 62 Investieren Strukturierte Produkte
- 64 Max Otte Finanzoase Liechtenstein

LITERATUR UND KUNST

- 65 Ikone der Woche
- 66 Dostojewski Psychologe des Umbruchs
- 68 Bücher der Woche

- 71 Die Bibel Schall und Rauch
- 72 Hexenjagd im Philosophie-Seminar
Im Fadenkreuz von Gender-Aktivistinnen
- 73 Universitäten Peter Boghossian
- 74 Serie «Die Ibiza-Affäre»
- 75 Klassik Giuseppe Verdi
- 75 Alben für die Ewigkeit
The Kinks
- 76 Klassik Marian Anderson
- 77 Pop Bosse
- 77 Jazz Jorge Rossy,
Robert Landfermann, Jeff Ballard

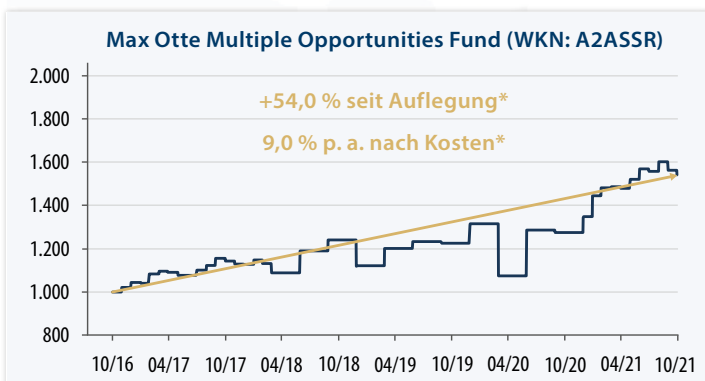
LEBEN HEUTE

- 78 Wunderbare Welt
- 78 Unten durch
- 79 Fast verliebt
- 80 Frauen Die Queen
- 80 Häuser Tolstoi-Haus
- 81 Was macht eigentlich?
Gabriela Amgarten
- 82 Essen
- 82 Wein
- 83 Auto
- 83 Objekt der Woche
- 84 Bei den Leuten
- 86 Zeitzeichen
- 86 Fragen Sie Dania
- 87 Mittagessen mit ...
Jakob «Jacky» Donatz
- 88 Menschen von morgen Zafar Hasher
- 90 Das indiskrete Interview
Erkan Akyol, Bachelor



Der Max Otte Multiple Opportunities Fund (WKN: A2ASSR): Aktien, Gold und Silber aus einer Hand, und das in Liechtenstein

Mit dem **Max Otte Multiple Opportunities Fund** bieten wir Ihnen die Möglichkeit, in Deutschland (als professioneller Investor ab 100.000 €/CHF) oder der Schweiz (als professioneller Investor oder Privatinvestor mit Vermögen ab 2 Mio. CHF) an unserem wertorientierten Investmentansatz der Königsanalyse[®] nach Prof. Dr. Max Otte zu profitieren. Zudem können Sie Ihr Vermögen rechtssicher in einem stabilen Land ausserhalb der Europäischen Union anlegen. **Jetzt auch als CHF Tranche mit der WKN: A3CU4B – unser volles Liechtensteinpaket!**



Umfassender Investmentansatz aus einer Hand

- konzentriertes Portfolio mit Aktien von Top-Unternehmen
- Physisches Gold & Silber, sicher verwahrt in der Schweiz und in Liechtenstein
- Anleihen (möglich), Liquidität

* Die gemachten Renditeangaben sowie Angaben zu vergangenheitsbezogenen Daten sind keine Gewähr und kein verlässlicher Indikator für künftige Entwicklungen.

Der **Max Otte Multiple Opportunities Fund** ist ein alternativer Investmentfonds (AIF), der in Aktien, physisches Gold & Silber, Anleihen und Liquidität investieren darf. Dabei können wir Einzelpositionen bis zu 20 % des Fondsvermögens eingehen und somit von den starken Kursentwicklungen unserer Beteiligungen länger profitieren. Unser Erfolgsrezept: sorgfältige Kapitalmarktanalysen, ein langfristiger Ansatz und der Mut, Chancen zu nutzen und auch grössere Positionen einzugehen.



Standort Liechtenstein

- Politisch und wirtschaftlich stabil
- Keine „dubiose Steueroase“
- Industriestandort (noch vor Finanzen!)
- Keine Staatsschulden, aufgeräumte Banken
- Keine EU-/Euro-Zugehörigkeit, CHF als Währung



Alan Gafleck

- verantwortlicher Fondsmanager und Senior Analyst
- seit über zehn Jahren leidenschaftlicher Langfristinvestor
- Partner PI Privatinvestor Kapitalanlage GmbH



Philipp Schäferhoff

- Vertriebsleiter
- Kontakt & Informationen:
Tel.: +49 221 98 65 33 94
E-Mail: schaeferhoff@pi-kapitalanlage.de
Web: www.pi-kapitalanlage.de

Dieses Dokument ist eine Werbemitteilung. Der Fonds ist in Liechtenstein domiziliert. Dieses Dokument darf in oder von der Schweiz aus nur an qualifizierte Anleger im Sinne von Art.10 Abs. 3 und 3ter KAG verteilt werden. Alle Angaben in diesem Artikel dienen ausschliesslich Ihrer Information und stellen weder Zusicherungen noch ein Angebot, eine Offerte oder eine Aufforderung zum Kauf oder Verkauf dar. Vor Erwerb von Anteilen des jeweiligen Fonds sollten Sie sich vergewissern, dass der gewählte Fonds für Sie geeignet ist. Hierzu informieren Sie sich am besten vollständig und eingehend über dessen Vermögenswerte, Funktionsweise, Risiken und Hintergründe und prüfen den Prospekt, die Emissionsunterlagen und Berichte. In der Schweiz ist der Vertreter die LLB Swiss Investment AG, Claridenstrasse 20, CH-8002 Zürich, und die Zahlstelle die Helvetische Bank AG, Seefeldstrasse 215, CH-8008 Zürich. Die Basisdokumente der Fonds im Sinne von Art. 13a KKV sowie die Jahres- und ggf. Halbjahresberichte sind kostenlos am Sitz des Schweizer Vertreters erhältlich.

Journalist Alain Berset

Der Gesundheitsminister lanciert ein neues Magazin des *Blick*-Verlags. Dieser dankt es ihm mit publizistischem Unterstützungsfeuer.

Christoph Mörgeli

Wenn Bundesrat Alain Berset (SP) eine unverbrüchliche Treue kennt, ist es jene zum Medienhaus Ringier. Umgekehrt hängen die Journalisten von *Blick* und *Sonntagsblick* dem Gesundheitsminister so anhänglich an den Lippen, als habe er die Zehn Gebote erfunden. Er ist abwechselnd «Klassenbester», «Star der ersten Welle», «smarter Krisenmanager» oder «umsichtiger Landesvater».

Die Medienprodukte von Ringier sind mittlerweile austauschbar mit den Präventions- und Aufklärungsbroschüren des Bundesamts für Gesundheit. Unterhaltender Boulevard und Staatskritik waren gestern, heute betreibt der Ringier-Verlag Volkserziehung und Infektionsdramatik. Sogar in der Elternzeitschrift *Fritz und Fränzi* lamentiert die Panikvirologin Isabella Eckerle in grossen roten Lettern über die Delta-Variante und das «ganz massive Problem an den Schulen».

Lieferant von Gratis-Werbepots

Zum Dank für die publizistische Schützenhilfe greift Alain Berset der Firma Ringier gerne unter die Arme. Zwar hatte der Bundesrat in den Anfängen der Pandemie während Monaten keine Zeit, seine eine halbe Autostunde von Bern entfernte Familie zu besuchen. Dafür nahm er sich letzte Woche die Zeit, das Ringier-Medienhaus in Zürich zu beehren – und das neue Produkt *Interview by Ringier* zu lancieren.

Unter dem Porträt von Roger Federer posierte Alain Berset, die Hände lässig in den Hosentaschen. Die Botschaft des bundesrätlichen Reputationssurfers lautete: Hier stehen die beiden Schweizer Weltstars, beide fast gleich skandalfrei! Dazu gab Berset diesen Gratis-Werbepot über das neue Ringier-Magazin zum Besten: «In einer Zeit, in der wir mit so vielen Informationen konfrontiert werden, ist so ein Qualitätsmagazin besonders wertvoll.»

Ein Höhepunkt, so der *Blick*, sei das Interview von Gesundheits- und Kulturminister Alain Berset mit dem Musiker Stephan Eicher. Es gehe um «intelligente Menschen», die «interessieren und inspirieren». Wer intelligent, interessant und inspirierend ist, bestimmen

allein die intelligenten, interessanten und inspirierenden Ringier-Journalisten. Nur die *Medienwoche* mäkelte, einmal mehr würden hier Promi-Männer Promi-Männer interviewen; überdies sei das Konzept eins zu eins von Andy Warhols *Interview*-Magazin abgekupfert.

Bundesrat Berset und Ringier-CEO Marc Walder «unterhalten sich bestens», wusste der *Sonntagsblick* zu berichten. Man kennt sich, man duzt sich, man tauscht sich regelmässig per Handy aus. Derweil erhielt ein Corona-

Noch nie in der Schweizer Geschichte hat ein Verlag dermassen an seinem Publikum vorbeigeschrieben.

Skeptiker aus der gewöhnlichen Bevölkerung als «Berset-Stalker» (*Blick*) vom Bundesamt für Polizei sofort einen Warnbrief, nachdem er den Bundesrat einmal direkt angewählt hatte.

Auf du und du mit Berset ist selbstverständlich auch Werner De Schepper, der zusammen mit Marc Walders Ehefrau Susanne die redaktionelle Verantwortung für das Interview-Magazin trägt. Laut hausinternen Informationen wollte De Schepper die erste Nummer mit dem Paukenschlag eines Gesprächs zwischen zwei helvetischen Power-Paaren inszenieren. Dazu zählt er sich selbst mit Part-

nerin Irène Kälin, demnächst grüne Nationalratspräsidentin, sowie Bundesrat Alain Berset mit Gattin Muriel Zeender. Daraus wurde jetzt aus irgendwelchen Gründen nichts.

Beziehungsfilz, Gesinnungskorruption

Am gleichen Tag, an dem das Haus Ringier im Beisein von Bundesrat Berset seine neuste Zeitschrift präsentierte, unterstützte der *Blick* auf den ersten drei Seiten die Impf-Offensive des Bundesrats mit den Porträts von achtzig Prominenten aus Politik, Kultur, Sport und Wirtschaft. Am nächsten Tag ging's nochmals auf drei Seiten um die Bewerbung der bundesrätlichen Impf-Woche («All we need is Piks») nebst der Drohung: «Die vierte Welle rollt aus dem Norden an.»

Der *Sonntagsblick* durfte dann ein ganzseitiges Inserat abdrucken, das nun die achtzig Köpfe der *Blick*-Kampagne noch um vier Prominente ergänzte, ansonsten personell aber völlig übereinstimmte. Dieses Inserat, von dem auch andere Blätter profitierten, nannte nun als Urheber allerdings die Schweizerische Eidgenossenschaft. Sowohl für Ringier wie fürs Bundesamt für Gesundheit hat die Berner Werbeagentur Furrerhugi ganze Arbeit geleistet: Sie konnte ihre Porträtsammlung gleich zweimal verkaufen. «Das ist das Glück des Tüchtigen», lacht Lorenz Furrer. So viel Beziehungsfilz und Gesinnungskorruption zwischen Bund, Ringier und Polit-PR ist in diesen Dimensionen einzigartig.

Doch plötzlich kam's im Hause Ringier zu einem gänzlich unerwarteten Erdbeben: SVP-Nationalrätin Martina Bircher duellierte sich im *Blick* mit ihrem Amtskollegen Lorenz Hess (Mitte) zum Thema Covid-Gesetz. Bircher holte bei der anschliessenden Befragung mit ihren Nein-Argumenten 76 Prozent der über 50 000 Abstimmenden. Noch nie in der Schweizer Pressegeschichte hat ein Verlag dermassen an seinem Publikum vorbeigeschrieben. Ziemlich sicher würde im Falle einer funktionierenden Basisdemokratie auch der bundesrätliche Ringier-Journalist Alain Berset bei den *Blick*-Lesern durchfallen.



Lieber Guy Parmelin

Sträubt es Ihnen nicht die Nackenhaare, wenn Sie das grosse Inserat für die Impfwoche sehen? Mir schon. Einmal mehr werden die Welschen als *Quantité négligeable* behandelt. Nur ein paar übliche Verdächtige aus der Westschweiz tummeln sich unter den achtzig Promis: Dreifuss, Rossellat, Stress, SBB-Chef Ducrot und der Deutschfreiburger Carrel, einfach nur Leute mit starkem Bezug zu Bern oder Zürich, die ohne Anstrengung selbst den Praktikanten einer Werbeagentur sofort einfallen. Aber keine aktuellen Persönlichkeiten, die wirklich den Ton angeben. Und aus dem Tessin nur die ewigen Rigozzi und Solari.

Dafür begegnet uns auf dem Poster die gesamte Unterhaltungsmafia von Zürich. Das geht so nicht. Sie sollten als Götti der Aktion und welscher Bundesrat dafür sorgen, dass eine vom Bund organisierte nationale Aktion nicht an den Sprachgrenzen einbricht. Es ist stets dasselbe: Den Westschweizern mutet



Nur Zürich, Basel, Bern: Impfkampagne.

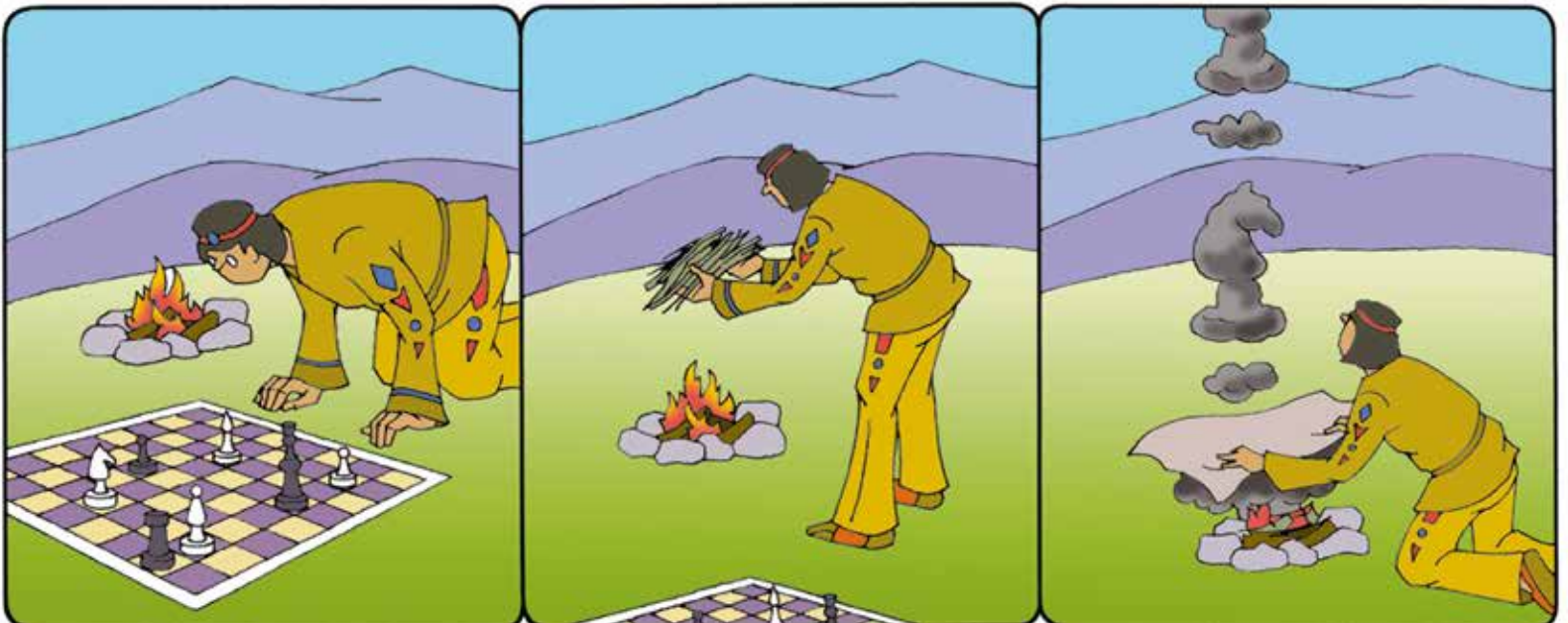
man zu, jeden Zürcher Kleinkünstler oder Altskifahrer zu kennen, aber die Top-Prominenz der Westschweiz wird nicht einmal angefragt. Und warum? Weil die von Ihnen teuer bezahlten Agenturen unter «Schweiz» nur Zürich, Basel,

Bern verstehen, die Westschweiz nicht kennen und bei einem Telefon nach Genf die Sprache nicht beherrschen. Dann noch lieber auf die paar Welschen zurückgreifen, die gut deutsch sprechen, sagen sie sich. Das ist eine Frechheit, die nicht vom Bund finanziert werden dürfte.

Wenn private Veranstalter auf der Suche nach einem Intellektuellen aus der Westschweiz immer nur auf den guten Jean Ziegler aus Thun stossen, dann ist das blamabel, aber nicht vom Bund finanziert. Wenn Sie eine «nationale» Aktion starten, dann sollte sie auch national sein und nicht deutschschweizerisch. Was nützen alle Gesetze zur korrekten Repräsentation der Sprachgebiete, wenn sie bei wichtigen öffentlichen Aktionen wegen des galoppierenden Zürichzentrismus vergessen werden? Erst noch mit Ihrem Segen.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Leonhard Fischer



Glück gehabt. Mein Fensterplatz liegt genau auf der richtigen Seite, um beim Ostanflug minutenlang das Panorama der Weltstadt London zu genießen. Von hier oben sieht alles so weit normal aus. Nach der wochenlangen intensiven Beschallung durch die Medien des Kontinents bin ich jedenfalls auf alles vorbereitet. Kein Benzin, Versorgungsengpässe allerorten, ja selbst der Weihnachtsbraten erscheint in den Berichten als unsicher. Hinzu kommen wohl stundenlange Wartezeiten bei der Einreise. Alles natürlich von den Briten selbstverschuldet. Ein Austritt aus der EU ohne Strafe? Nein, es kann nicht sein, was nicht sein darf.

Jedoch: Die Einreise erfolgt schnell und unangenehm. Genau zwei Minuten Wartezeit an der Passkontrolle. Die Taxifahrt in der Stadt? Wie immer. Staus. Es scheint also noch gerade so genug Benzin zu geben. Und im Restaurant? Keine reduzierte Speisekarte. Alles wie früher. Hervorragendes Essen und ein extrem freundlicher Service. Zudem gilt festzustellen, dass, entgegen anderslautenden Gerüchten, London mit einigen der besten Restaurants der Welt aufwarten kann. Zumindest für diejenigen unter uns, die ihre Zeit nicht nur mit dem Zählen von Michelin-Sternen verbringen.

Doch all das hat einen Preis, der mich erschrecken lässt: die Höhe der Rechnung. Somit ist es nicht verwunderlich, dass eines der beherrschenden Themen vom Taxifahrer bis zum Banker die stark steigenden Preise sind. Das Thema Inflation ist in aller Munde, ausser natürlich bei denjenigen, die eigentlich dafür zuständig sind, den Zentralbanken. Insbesondere die EZB tut sich damit hervor, dass man über alles, bevorzugt über das Klima, aber auf keinen Fall über Inflation mit ihr

reden kann. Auf eine fast schon charmante Art scheint sich die EZB nicht mehr wirklich bei so einem banalen Problem wie der Preisstabilität für zuständig zu halten. Eine Attitüde, die schon für sich genommen kein gutes Omen darstellt.

Ist die Inflation vorübergehender Natur oder Vorbote einer neuen Dekade abnehmender Preisstabilität? Eine wichtige Frage für uns alle, und entscheidend für die Kapitalmärkte respektive das, was die Zentralbanken von denen übriggelassen haben. Bleibt die Inflation höher als erwartet, wird man wohl trotz aller Bemühungen die Zinsen kaum weiter bei null halten können. Steigen selbige aber wieder deutlich über null, ist die Bewertung von Sachanlagen, allen voran Aktien und Immobilien, neu zu verhandeln. Ich oute mich hier als Reflationist. Aber ein anderes Mal mehr zu diesem komplexen Thema.

Eines schnell am Rande: Alle deutschen Regierungen, ob links oder rechts, haben sich in den letzten vierzig Jahren des Aktienbooms bei stetig fallender Inflation und Zinsen geweigert, die gesetzliche Rente zum Teil mit Aktienanlagen zu besichern. Jetzt, bei Negativzinsen und einem schwindelerregenden Stand des US-Aktienindex S&P 500 von 4600, plant die neue Ampelkoalition, mit dieser Linie zu brechen. Vor vierzig Jahren lag der Index noch bei 120, fast einem Vierzigstel. Da kommt einem doch unweigerlich ein gemeiner Gedanke: Wenn die Deutschen anfangen, Aktien zu kaufen, muss man vielleicht über den Ausstieg nachdenken.

Bei den schwindelerregenden Preisen auf der Speisekarte hilft nur der Weinkonsum. Doch dann fällt es mir wie Schuppen von den Augen. Seit ich das Flugzeug verlassen habe, trage ich keine Maske mehr. Ein nervöser Griff in die Tasche. Erleichtert stelle ich fest, dass für Nachschub gesorgt

ist. Dann wird mir klar, dass ich niemanden mit Maske gesehen habe. Das Einchecken im Hotel: keine Nachfrage, ausser nach der Kreditkarte. Der Gang ins Restaurant erscheint wie ein illegaler Grenzübertritt: kein Ausweis, keine App, keine Kontrolle von einem, zwei, drei oder wie vielen G auch immer. Das einzige G ist die Gravitation aus Lebensfreude, Energie und Leichtigkeit dieser multinationalen geheimen Hauptstadt der Welt.

Die Restaurants, Bars und Nachtclubs sind proppenvoll. Menschen Herzen sich. Social Distancing scheint kein englisches Wort mehr zu sein. Bei mir jedoch, geprägt von deutschen Medien und Politikern, schlägt das schlechte Gewissen zu. Ein kleiner Karl Lauterbach in meinem Stammhirn fordert ex cathedra den Verzicht auf Lebensfreude und weinselige Geselligkeit. Vor meinem geistigen Auge sehe ich den erhobenen Finger der Obrigkeit. Und so will ich am nächsten Tag in der Apotheke ein Testkit kaufen. Die sind umsonst, genauso wie alle Testzentren. Da wird mir das englische Modell klar: Viel impfen und testen und dann trotz und mit Corona frei leben. Ich hoffe, der Ansatz geht auf.

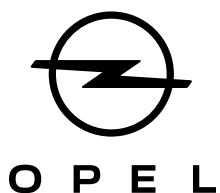
Die Mehrheit der Bevölkerung steht wohl hinter dieser Politik. Genauso wie der Brexit kein Thema mehr ist. Und wenn, dann nur in der Hinsicht, dass sogar manchem Remainer die «Ihr werdet noch sehen»-Attitüde von Teilen der EU-Elite unangenehm aufstösst. Für Briten erkennt man einen guten *members' club* eben daran, dass der Eintritt extrem schwer ist. Austreten muss jedoch einfach sein.

Leonhard Fischer ist ein deutscher Manager und Finanz-Unternehmer.

SIMPLY ELECTRIC DIE OPEL e-MODELLE

HOL DIR JETZT DEIN UNVERBINDLICHES ANGEBOT
BEI DEINEM OPEL PARTNER.

simply-electric.opel.ch



Traum vom Windpark Schweiz

Mit dem Verbandsbeschwerderecht haben die Grünen jahrelang missliebige Projekte blockiert. Nun wollen sie ihre stärkste Waffe entsorgen – um die Energiewende voranzutreiben.

Mit den sich abzeichnenden Stromengpässen in den kommenden Jahren gerät auch das Beschwerderecht der Umwelt- und Heimatschutzorganisationen wieder stärker in den Fokus der Politik. Als das Parlament 2011 über den Atomausstieg beriet, kamen zwar schon entsprechende Fragen zum Thema auf. Die damalige Nationalrätin der Grünen und Präsidentin des VCS, Franziska Teuscher, blockte diese damals mit den Worten ab: «Wir Grünen setzen uns dafür ein, dass auch Projekte für die Energieversorgung den geltenden Gesetzen entsprechen, das ist wichtig für uns.» Mit anderen Worten: Das Verbandsbeschwerderecht ist für die Grünen unantastbar. Die Bernerin stellte sich auf den Standpunkt, ihre Partei habe aufgezeigt, wie man aus der Kernenergie aussteigen könne – mit erneuerbaren Energien, Energieeffizienz und Energiesparen.

Heute weiss man, dass die abenteuerlichen Pläne der Grünen im richtigen Leben nicht funktionieren. Die linke Energieministerin, Bundesrätin Simonetta Sommaruga, macht indessen die Energiekonzerne dafür verantwortlich – obwohl sie eigentlich wissen müsste, dass die Schuld auch bei den von ihr hofierten Umwelt- und Heimatschutzorganisationen zu suchen ist. Deren Einsprachen verteuern die Projekte und verzögern sie um Jahrzehnte. Was nützt es, wenn das Parlament wie in der verflochtenen Herbstsession – gestützt auf eine parlamentarische Initiative des Zürcher Grünen Bastien Girod – Hunderte Millionen Franken für die künftige Förderung erneuerbarer Energien beschliesst? Durch diesen Entscheid allein hat man noch kein Kilowatt produziert.

Grüne im Dilemma

Das gleiche politische Milieu, das den Ausbau der erneuerbaren Energien propagiert und vorantreibt, blockiert später mit Einsprachen die einzelnen Projekte. SVP-Energiepolitiker Albert Rösti beleuchtet das Dilemma der Grünen anhand eines aktuellen Beispiels: «Die Biodiversitätsinitiative fordert mehr Schutzflächen. Die Gletscherinitiative dagegen, die



Abenteuerliche Pläne:
Grünen-Politikerin Teuscher.

den Ausstieg aus der fossilen Energie fordert, ist mit einer massiven Ausdehnung der Schutzflächen nicht verträglich. Wenn die Gletscherinitiative erfolgreich ist, müssen wir nämlich Öl und Gas durch neue Stromquellen ersetzen,

Sommaruga will die Abläufe so bündeln, dass nur noch ein Verfahren nötig ist.

von denen viele exakt in den neu zu schützenden Landschaftsgebieten zu liegen kämen.» Diese beiden Vorlagen würden aus der gleichen rot-grünen Ecke kommen, sich aber total widersprechen.

Vor diesem Hintergrund verwundert es nicht, dass der Oberwalliser Nationalrat Philipp Matthias Bregy (Die Mitte) in einer parlamentarischen Initiative Einschränkungen beim Beschwerderecht fordert. Wie weit er damit kommt, wird sich zeigen. Bastien Girod, die letzten zwei Jahre Präsident der Umweltkommission (Urek) des Nationalrats, findet jedoch, dass eine Schwächung des Beschwerderechts wenig bringe. «Es gibt hingegen eine

Reihe von Vereinfachungen, welche die Grünen unterstützen können», so Girod weiter. «Diese werden wir der Urek vorschlagen.» Was er konkret damit meint, verrät der Zürcher Politiker aber noch nicht.

Bundesrätin Sommaruga versucht derzeit, mit einer Verschlinkung der Bewilligungsverfahren einem frontalen Angriff auf das Beschwerderecht der Umweltverbände entgegenzuwirken. Sie will bei grossen Wasserkraft- und Windparkprojekten die Abläufe so bündeln, dass nur noch ein Verfahren nötig ist. Sie ist überzeugt, dass man so den Ausbau beschleunigen kann. Das bringt allerdings nicht viel, wenn am Ende die Richter zugunsten der Umwelt und gegen den Ausbau von erneuerbaren Energien entscheiden.

Privilegierung von Energieprojekten

Wenn die Umweltkommission des Ständerats kommende Woche als Erstrat das Bundesgesetz über eine sichere Stromversorgung vorberaten wird, wird man deshalb auch darüber diskutieren müssen, ob die Richter, wenn konkurrierende nationale Interessen zur Debatte stehen – also der Ausbau von erneuerbaren Energieprojekten und der Umweltschutz –, Energiefragen privilegieren und priorisieren sollen. «Das ist die Schlüsselfrage, wenn wir in Zukunft die Stromversorgungssicherheit gewährleisten wollen», sagt der Oberwalliser Ständerat Beat Rieder.

Das Verbandsbeschwerderecht würde damit zwar nicht abgeschafft, aber ein Stück weit ausgehebelt. Dafür könnten Energieprojekte schneller umgesetzt werden. Es geht aber auch um eine flexiblere Handhabung der Bestimmungen über Restwassermengen. Im Zuge der Konzessionserneuerung für Wasserkraftwerke wird wegen der Anpassung an das Umweltrecht im Vergleich zu heute eine Strom-Minderproduktion von zwei bis vier Terawattstunden resultieren. Alle diese Überlegungen sind jedoch problematisch. Denn von einer Aufweichung des Beschwerderechts würden auch die in der Schweiz umstrittenen Windparks profitieren.

Ihr Immobilienraum?



3 ½ oder 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'651'000.-, Bezug ab Winter 2022/23
www.erlenkönig.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.soley-birchwil.ch



3 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Miete ab 2'750.- p/Mt., NK 190.-, Bezug nach Verein.
www.loft-neugut.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'356'000.-, Bezug ab Herbst 2022
www.glattwies.ch



5 ½ und 6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ Zi. Eigentumswohnung
8472 **Seuzach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis CHF 905'000.-, Bezug ab Sommer 2022
www.birch-seuzach.ch



4 ½ - 5 ½ Zi. Mietwohnungen
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Mietpreis auf Anfrage, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 1'136'000.-, Bezug auf Anfrage
www.vistacasa.ch



5 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'299'200.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch

Sorry, es sind leider alle Einheiten reserviert !



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, L. Garcia Navarro 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8904 **Aesch**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach/ZH**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 668'000.-, Bezug auf Anfrage
www.schmiedgass.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8136 **Thalwil-Gattikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8104 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info

«Denkmalpflege Winterthur verhindert eine zonenkonforme Überbauung»



3 ½ - und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8370 **Sirnach**, Paul Späni. 052 338 07 09
Preis ab CHF 572'000.-, Bezug auf Anfrage
www.vistadelssole.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8103 **Unterschönenbuch**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'078'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.sparrenberg.ch

Sorry, es sind leider alle Wohnungen reserviert !



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. DEFH
8127 **Aesch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.chridlerpark.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8310 **Grafstal**, L. Garcia Navarro 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8910 **Affoltern a. A.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info




3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'071'000.-, Bezug auf Anfrage
www.solevista.ch



3 ½ Zi. Gartenwohnung
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis CHF 1'404'000.-, Bezug Frühling 2022
www.leuberg.ch



**Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume
verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei unserem Chef 
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder per Telefon 052 235 80 00.**



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info

Alle Objekte im Überblick:
www.immobilientraum.info

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner 

You Tube 
Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an der folgenden
Immobilienmesse teil:
 **SVIT Immobilien-Messe in Zürich**
18. - 20. März 2022, Kongresshaus

Stand September 2021

Zuckerbergs Genie

Der Facebook-Gründer ist der erfolgreichste Medienunternehmer aller Zeiten. Er ist es auch darum, weil ihm Kritik an seinem Unternehmen vollkommen wurst ist.

Kurt W. Zimmermann

Es gibt eine einfache Regel, wie man einen erfolgreichen von einem erfolglosen Unternehmer unterscheiden kann. Der erfolgreiche Unternehmer macht aus Sicht der Medien alles falsch.

Wenn man auf die Journalisten hört, dann macht Mark Zuckerberg alles falsch, was man falsch machen kann. Seine Netzwerke Facebook, Instagram und Whatsapp sind unternehmerische Katastrophen, wenn nicht gar Bedrohungen der Menschheit. Zuckerberg und sein Konzern sind, wie es die *New York Times* beschrieb, «ein Desaster für die Welt».

Darum, so wusste das Blatt weiter, sei Zuckerberg gehörig «unter Druck».

Um einen erfolgreichen Unternehmer in den Medien niederzumachen, gibt es eine Vokabel, die in jeder Situation taugt. Der Unternehmer steht permanent «unter Druck».

Wenn die Politik über Datenschutz bei Social Media diskutiert, dann kommt Zuckerberg «unter Druck», wie die *Financial Times* weiss. Wenn auf Facebook ein paar Fehlinformationen über Covid-Impfungen erscheinen, dann ist Zuckerberg «unter Druck», wie die «Tageschau» weiss. Wenn Zuckerberg auf Facebook rechtskonservative Statements zulässt, dann ist er «unter Druck», wie CNN weiss.

Anhörung vor dem EU-Parlament

Derzeit ist Mark Zuckerberg wieder einmal gewaltig unter Druck. Diesmal betrifft die Druckwelle die sogenannten Facebook Files oder Facebook Papers. Sie klagen ihn an, junge Girls ins Elend zu treiben, und bieten so wieder einmal die Gelegenheit, den Unternehmer als Desaster für die Welt darzustellen.

Bevor wir darauf eingehen, lohnt es sich, Zuckerbergs üblichen Umgang mit der ständigen Kritik etwas zu beschreiben. Das beste Beispiel ist seine Anhörung vor dem EU-Parlament im Mai 2018, an der die Abgeordneten, wie sie ankündigten, den Facebook-Eigner so richtig «grillen» wollten.

Weil die Anhörung aus Brüssel direkt übertragen wurde, warfen sich dann Politiker um Politiker in Pose. Sie trompeteten vor dem

Mikrofon, was sie sich an superschlauer Kritik an Facebook ausgedacht hatten, etwa über mangelnden Datenschutz und zu präzise Nutzerprofile. Zuckerberg machte sich dazu ein paar Notizen und schwieg.

Nachdem die EU-Abgeordneten sich über eine Stunde lang mit ihren ach so kritischen Fragen vor der Kamera profiliert hatten, ver-

Er schwieg lange, machte sich ein paar Notizen und ging dann zur Tagesordnung über.

langten sie von Zuckerberg, sich nun im Detail mit ihren Vorwürfen auseinanderzusetzen. Zuckerberg blickte auf seine Uhr und sagte: «Wir sind schon fünfzehn Minuten über der Zeit.»

Damit war die Debatte schnell beendet. Seitdem hat die EU-Kommission eher lustlos an Gesetzen gebastelt, die für die grossen Online-Plattformen Marktbeschränkungen und öffentliche Kontrollen der Inhalte einfordern. Ob das Europäische Parlament zustimmt, ist äusserst fraglich, weil dadurch Wettbewerbsfreiheit wie Meinungsfreiheit beschnitten würden.



Es ist der Mechanismus, der die Diskussionen um Zuckerberg und seine Netzwerke seit je begleitet. Unter grossem Getöse wird jeweils eine Kritikwelle gegen ihn ausgelöst, die Welle überschlägt sich erst und versandet dann still und leise.

Bei der neusten Welle dürfte die Dramaturgie nicht anders sein. Erneut ist «Zuckerberg unter intensivem Druck», wie die *Washington Post* soeben vermeldet. «Der Druck auf Mark Zuckerberg wächst», vermeldet soeben auch der *Blick*.

Die Facebook Files oder Facebook Papers, um die es diesmal geht, unterliegen dem inzwischen gutgeölten Grundmuster des Dokumentendiebstahls. Die Whistleblowerin Frances Haugen, zuvor drei Jahre lang Produktmanagerin im Konzern, schmuggelte Tausende an internen Dokumenten, von Mails bis Akten, nach aussen und spielte sie dem *Wall Street Journal* zu. Dessen Redaktion drechselte daraus eine gutgemachte Skandalstory, auf die weltweit alle Berufskollegen aufsprangen. Brave Frau gegen bösen Grosskonzern – da ist Schmalz garantiert.

Im Mittelpunkt steht diesmal die Tochterfirma Instagram. Auf Zuckerbergs Foto- und Videokanal, den vor allem Teenies und junge Frauen nutzen, werden logischerweise ständig Bilder von schlanken Models gepostet. Dadurch fühlt sich laut internen Dokumenten ein Drittel der Mädchen in ihrem Körpergefühl unwohl, wenn sie Instagram nutzen. Besonders schlimm daran ist: Die Führungsetage von Facebook und Instagram weiss seit Jahren von diesem Problem der Gutgenährten, redet es aber klein.

Der Fall Cambridge Analytica

Nun könnte man argumentieren, die leidenden Mädchen von Instagram sollten einfach etwas weniger *candies*, *ice cream* und Chips in sich hineinstopfen. Dann würde sich ihr Körpergefühl schon wieder normalisieren.

Aber nein, natürlich ist Zuckerberg an allem schuld. «Sind Teenager und die demokratische Gesellschaft in Gefahr?», lautete die bange



Seine Zahlen sind gigantisch: Pionier Zuckerberg.

Frage, mit der die Harvard University letzte Woche zur Podiumsdiskussion über Instagram und Facebook lud.

Auf die neuste Kritik an seinem Unternehmen reagierte Zuckerberg in altbewährter Manier. Er schwieg lange, machte sich ein paar Notizen und ging dann zur Tagesordnung über. Die Vorwürfe seien «nicht nachvollziehbar».

Diese ignorante Haltung hat sich jeweils bestens bewährt. Erinnern Sie sich beispielsweise an den Werbeboykott von 2020? «Facebook steht unter Druck wie selten zuvor», titelte damals die *Süddeutsche Zeitung*.

Einige Firmen wie Adidas und Starbucks strichen 2020 kurzzeitig ihre Werbung, weil Anti-Rassismus-Aktivistinnen zu einem Boykott von Facebook aufgerufen hatten. Zuckerberg schwieg und machte sich ein paar Notizen. Nach wenigen Wochen kehrten sämtliche Werbekunden zurück, und das Intermezzo war vergessen.

Oder erinnern Sie sich noch an den kurzzeitigen Fall von Cambridge Analytica? Es war 2018 der bisher grösste Skandal, der Facebook je ereilt hatte. Zuckerbergs Unternehmen gab den Datenspezialisten von Cambridge Analytica Einblick in über achtzig Millionen Nutzerdaten, die dann im Trump-Wahlkampf verwendet wurden.

Die Aufregung war gewaltig. Die politischen Forderungen reichten bis zur Enteignung von Zuckerberg. Nichts passierte. Zuckerberg schwieg, machte sich ein paar

Notizen, murmelte dann etwas von «internen Fehlern» und bezahlte eine Busse von fünf Milliarden Dollar wegen «Irreführung von Kunden». Kurz darauf ging Cambridge Analytica in Konkurs, und das Intermezzo war vergessen.

Fünf Milliarden an Busse sind Peanuts für den Facebook-Konzern. Seit neustem heisst das Unternehmen nun Meta Platforms, weil der alte Name nur noch einen Teil der Firmenrealität abbildet, die heute von sozialen Netzwerken bis Gaming und Virtual Reality reicht. Meta wird dieses Jahr einen Umsatz von 120 Milliarden US-Dollar machen. Das ist vierzigmal so viel wie noch vor zehn Jahren. Und an operativem Gewinn wird Zuckerbergs Geldmaschine heuer gegen sechzig Milliarden abliefern.

Anders als Murdoch

Mark Zuckerberg ist damit der weitaus erfolgreichste Medienunternehmer aller Zeiten geworden. Seine Zahlen sind gigantisch, nicht nur in der Jahresrechnung, auch beim Publikum. Instagram hat gegen 1,5 Milliarden User, bei Facebook und bei Whatsapp ist es das Doppelte davon.

Wie unglaublich erfolgreich Zuckerberg ist, als der Beste aus der digitalen Welt, ermisst sich am Vergleich mit dem Besten aus der alten Welt. Der Beste der traditionellen Medien ist Rupert Murdoch.

Murdoch, der Besitzer von *Times*, *Sun*, *Wall Street Journal*, Fox News und Sky, kam zu seinen bes-

ten Zeiten auf einen Umsatz von vierzig Milliarden Dollar. Das genügte, um ihm zum Titel eines «Medienmoguls» zu verhelfen. Murdochs vierzig Milliarden an Erlös sind gerade mal ein Drittel von dem, was heute Zuckerberg an Umsatz macht.

Der grösste Unterschied zwischen der alten und der neuen Medienwelt ist allerdings der politische Aspekt. Murdoch ist ein Verleger, der

Wer im November 2012 für 100 000 Franken Facebook-Aktien kaufte, hat heute 1,7 Millionen in der Tasche.

stets politischen Einfluss nehmen wollte. So schrieb er seine Blätter den Sozialisten Tony Blair ins Amt, dann unterstützte er den Republikaner Donald Trump.

Zuckerberg hingegen ist apolitisch. Er unterstützt niemanden ausser sich selbst.

«Ist Mark Zuckerberg ein Mann ohne Prinzipien?», fragte denn soeben die *New York Times*, wie stets moralisch aufgeladen, in ihrem Kommentar zur neusten Facebook-Affäre. Die Frage zu stellen, hiess, sie zu beantworten.

Das Prinzip des wirtschaftlichen Erfolgs hingegen lässt sich ohne Ausflüge in die Moral beantworten. Im Herbst 2012 ging Mark Zuckerberg mit Facebook an die Börse. Wer dann im November 2012 für 100 000 Franken Facebook-Aktien kaufte, der hat heute 1,7 Millionen Franken in der Tasche.

Auch nicht schlecht.

Gefühllosigkeit gegenüber der Welt

Der Mensch, das sind 21 Basisemotionen. Eine zu wenig.



Diese Balance von Sinn und Sein.

Ich war ein wenig überrascht, dass die Psychologie lange die Bandbreite menschlicher Gefühlswelten in lediglich sechs Kategorien unterteilte; Glück, Trauer, Wut, Angst, Ekel und Überraschung. Vor ein paar Jahren kamen dann 21 weitere hinzu wie Nostalgie, Langweile, Stolz, Verwirrung, sexuelles Verlangen und so weiter, aber das sind im Grunde bloss Verfeinerungen der sechs ursprünglichen Basisemotionen; 21 Gefühlswelten, um all das zu spüren und zu fühlen, was wir über unsere Sinne auf- und wahrnehmen.

Die Frage, ob das viel oder wenig ist, erübrigt sich, weil in vielen Fällen schon ein einziges Gefühl das Potenzial hat, zu überfordern. Oder ein einziges fehlendes Gefühl reicht, um als gefühllos zu gelten oder sich die Frage zu stellen, ob das Leben einen schon so abgeschliffen hat, dass man kaum mehr etwas spürt.

Immer vorwärts

Von den sechs ursprünglichen Basisemotionen scheint die Überraschung gleichzeitig die kurioseste und die wesentliche, weil das Leben mit ihr beginnt und mit ihr endet. Da werden wir in die Welt gepresst, ausgestossen aus dem Paradies der Plazenta, und landen im grellen Licht und in der Kälte; im Grunde ist es wohl ein unerinnerbares Trauma, das ein Leben lang nicht loszuwerden ist. Da verlässt uns das Leben, langsam oder schnell, und da wird dieser Moment sein, in dem wir wissen, dass es jener ohne Wiederkehr ist, die aller-

letzte Überraschung vor der überraschenden Erlösung.

Da kommen wir also auf die Welt mit einem Rucksack voller Emotionen, wir packen sie aus, mal eine, mal gleich mehrere, tun eine zurück, lassen die andere draussen und verbringen Jahre damit, die Gefühle zu erziehen, sie zu veredeln, zu zivilisieren, mit den schlechten klarzukommen und die guten festzuhalten. Alles, worum es geht, scheint es, ist, irgendwann so weit zu sein, dass man das Gefühlsmanagement so beherrscht, dass es einen nicht dominiert.

Seltsam ist, dass ein Mensch für so ziemlich alle Gefühle haben kann, grosse und grossartige, niedere und niederträchtige, nur sich selbst gegenüber scheint er gelegentlich gefühllos, bis vielleicht auf die Fähigkeit des Selbstmitleids, dieser Emotion, die gespeist wird aus Einsamkeit, der eigenen Unfähigkeit und Neid. Der Welt gegenüber scheint er ähnlich emotionsunfähig geworden zu sein. Man kann sagen, dass der Mensch, so er denn tatsächlich einst eines hatte, kein Weltgefühl mehr besitzt. Vielleicht ist das der Grund, weshalb er die Welt über ihre Schmerzgrenze hinaus ausbeutet in der Hoffnung, dass er durch das Ausrauben des Planeten ein paar Dinge konsumieren kann, die sich positiv auf seine Gefühlswelten auswirken.

Ich bin, ehrlich gesagt, überfragt, wie man zu einem Gefühl gegenüber der Welt gelangen kann. Es reicht ja nicht, auf irgendeinem Fel-

sen zu sitzen, über Landschaften zu blicken oder die Wellen eines Meeres und im Licht der untergehenden Sonne zu baden. Das macht zwar grosse Gefühle im Moment, aber kaum ist die Sonne weg, ist das Gefühl dieser Verschmelzung von Natur und Mensch, diese Balance von Sinn und Sein weg.

Der Versuch, das Schweigen des Gefühls für die Welt anhand der Entwicklungsgeschichte des Menschen dingfest zu machen, bringt auch nicht viel; mit dem Beginn des Holozäns, der Erfindung der Dampfmaschine, des Plastiks, mit dem Eintritt des Menschen in das Anthropozän, als er sich in seinem grenzenlosen Hunger nach Dingen und Daseinszuständen daran machte, die Welt ins Durcheinander tummeln zu lassen?

Es gibt für den Homo sapiens kein Zurück, es gab es nie, es gab immer nur das Vorwärts und das Weiter, dieser Weg ist also keiner. Man möchte das ja auch nicht, in Fellen rumlaufen, bei Minusgraden draussen sein Geschäft verrichten, an einem Eiterzahn sterben und niemanden anrufen können, wenn einem trotzdem langweilig ist auf der Welt. Was die Rückeroberung dieses Weltgefühls erschwert, ist natürlich, dass die Welt zwar Geräusche macht, aber keine Schmerzensschreie ausstösst, jedenfalls nicht solche, die wir wahrnehmen können. Wahrscheinlich, so gehe ich einmal davon aus, führt der Weg zur Weltemotion über die eigene Gefühlswelt. Man müsste aus den 21 Basisemotionen eine 22. destillieren. Aber wie?

SAGER | BRUNNEN SKULPTUREN



Wann kehrt Schawinski zurück?



Die Schweizer TV-Talkshows versinken in der Bedeutungslosigkeit. Highlights gibt es nur noch in den Monaten, die mit Z anfangen.

Erstklassiger Talker: Der «Club», die Sendung für versuchte Erregungsbewirtschaftung, erreichte letzte Woche nur noch 60 000 Zuschauer. Ein Tiefpunkt. Moderatorin Barbara Lüthi lässt ihr Publikum allein schon durch die Kälte ihres Blicks erfrieren. Timing hält sie für eine Stadt in China.

Roger Schawinski musste bei SRF gehen. Die TV-Direktorin findet Urs Gredig einen guten Talker. Doch der kann es beileibe nicht. Soll SRF wirklich alles senden, was es frei ist, senden zu dürfen? Seit der Pensionierung von Markus Gilli gibt es auch bei den regionalen Privatsendern keinen mehr, der Talk richtig gut kann.

Der Talk für die Schweiz wurde vor vierzig Jahren erfunden – von Medienpionier Roger Schawinski. Zuerst fürs Radio, danach fürs Fernsehen. Auch der Altmeister kann nur über Wasser gehen, wenn der See gefroren ist. Aber er zeigt der Konkurrenz immer noch, wo der Hammer hängt. 130 vielbeachtete zweistündige Sendungen über die Pandemie und die Impfdebatte hat er bisher mit seinem Moderationschef Marc Jäggi auf Radio 1 gemacht.

Gesundheitsexperten, Starökonomien sowie Impfbefürworter und -gegner aus der Hörerschaft kommen zu Wort. Erstklassiges Talkradio.

Die Moderatoren imponieren mit ihrer Topform. Die Alten können und bringen es immer noch. Das hatte am Samstag auch Thomas Gottschalk bewiesen, mit über 50 Prozent Marktanteil bei den jungen Zuschauern.

Die Senderchefs irren, wenn sie glauben, nur mit jungen Moderatoren junge Zuschauer gewinnen zu können. Authentizität ist gefragt.

Wann sehen wir Roger Schawinski endlich wieder im Fernsehen? Eine Rückkehr zu SRF ist unmöglich. Doch inzwischen gibt es in der Fernsehlandschaft Schweiz mindestens ein halbes Dutzend nationale Privatsender. Deren Chefs sollten Radio 1 hören.

René Hildebrand

PERSONENKONTROLLE

Amherd, Stucki, Glarner, Sempach, Wenger, Rüfenacht, Ehrensberger, Sutter, Knüsel, Wicki, Zimmermann, Wermuth, Bonvin-Sansonens, Steiert, Gujer, Le Pen, Merkel, Macron



Politik für wenige: Genosse Wermuth.

Viola Amherd, Harmonikerin, gab sich die Ehre beim 125-Jahr-Jubiläum des Eidgenössischen Schwingerverbandes im neuenburgischen Colombier. Laut dem ihr wohlgesonnenen *Sonntagsblick* wusste die Bundesrätin und Sportministerin mit einer gehaltvollen Rede die Gäste zu begeistern – darunter die Schwingerkönige **Christian Stucki**, **Matthias Glarner**, **Matthias Sempach**, **Kilian Wenger**, **Silvio Rüfenacht**, **Noldi Ehrensberger**, **Thomas Sutter**, **Harry Knüsel** und **Joel Wicki**. Diese liessen die Mitte-Bundesrätin für den Fotografen auch hochleben. Dass sich die Walliserin von Schwingern dermassen abfeiern lässt, kommt überraschend. In ihrem politischen Alltag ist sie eher bekannt dafür, dass sie jedem Hosenlupf aus dem Weg geht. (hmo)

Laura Zimmermann, Dirigentin, half an vorderster Front mit, die «Back on Tour»-Konzerte der Covid-Impfwoche auf die Beine zu stellen. Die ehemalige Co-Präsidentin der Operation Libero arbeitet bei Rod Kommunikation, die im Auftrag des Bundesamts für Gesundheit die Open Airs orchestriert. Musikalisch konnte sich niemand beklagen. Eine starke Band und Künstler, die ihre Songs in bester Manier präsentierten. Still war es beim ersten Anlass in Thun dagegen im Impffelt. Abgesehen von einigen alten Menschen, die ihr Booster-Vakzin abholten, herrschte gähnende Leere. Zimmermann dürfte sich ein bisschen an die Schweizer EU-Beitrittsdiskussion erinnert gefühlt haben. Unabhängig davon, wie glamourös und perfekt inszeniert der Auftritt ist: Die Bevölkerung lässt sich halt nur schwer überzeugen. (odm)

Cédric Wermuth, Schönredner, hat bei den kantonalen Staats- und Regierungswahlen eine gewaltige Niederlage erlitten. Die Genossen verloren sieben Parlamentsmandate an die Grünen.



Gartenarbeit: Politikerin Le Pen.

Bei den Regierungswahlen im Kanton Freiburg schaffte die grüne **Sylvie Bonvin-Sansonens** hinter SP-Mann **Jean-François Steiert** aus dem Stand am zweitmeisten Stimmen. Wermuth sagt in einem Interview mit dem *Tages-Anzeiger*: «Das Resultat bei den Regierungswahlen ist grossartig. Bei den Parlamentswahlen hingegen schaffen wir es im Moment offenbar zu wenig, zu zeigen, dass die SP von der Gleichstellung bis zu den Renten eine Politik für das ganze Volk macht.» Aha. Ist das Problem vielleicht nicht eher, dass die SP mit ihrem Paradedeal Geschlechterpolitik und ihrer moralisch aufgeladenen Diskriminierungshysterie inzwischen Politik für wenige statt für viele macht? (hmo)

Eric Gujer, Unparteiischer, legt sich beim Covid-Gesetz nicht fest. Die NZZ-Redaktion, der er als Chefredaktor vorsteht, verzichtet auf eine Abstimmungsempfehlung. Der unübliche Nicht-Positionsbezug bedeutet wohl: Eigentlich ist die NZZ aus liberalen Überlegungen für ein Nein. Aber offiziell einreihen will sie sich bei Impfgegnern und Co. dann doch nicht. (fsc)

Marine Le Pen, Amazone, hat eine weiche Seite. Eine neue Fernsehshow zeigte die französische Rechtspolitikerin bei der Gartenarbeit und enthüllte, dass sie sich ihre Wohnung mit einer Frau teilt. «In meinem Haus gibt's keine Männer», betonte die Präsidentschaftskandidatin. «Auch meine Katzen sind Weibchen.» (ky)

Angela Merkel, Vorruehständerin, hat die Nase voll von Politik. Sie werde nach ihrem Ausscheiden aus dem Amt keine Konflikte mehr lösen, sagte sie. «Das habe ich viele Jahre gemacht.» Stattdessen: schlafen und lesen. Nur einen wird sie vermissen: **Emmanuel Macron**. Den mit dem Flair für ältere Damen. (ky)

Die andere Sicht

Die Weltwoche bereichert seit über 80 Jahren den Wettbewerb der Argumente durch die grösste Vielfalt an fundierten Meinungen. Sie schreibt und spricht aus, was andere nicht zu sagen wagen.

Überzeugen Sie sich selbst!



Probeabo:
8 Ausgaben nur Fr. 38.–
Telefon +41 43 444 57 01
kundenservice@weltwoche.ch



Alles nur im fernen China

Letzten Freitag berichtete die Sendung «Echo der Zeit» von Radio SRF umfassend über die illegitime Beziehung einer jungen Frau mit einem «hohen, prominenten Politiker», der obendrein verheiratet ist. Dazu meinte unser Radio mit angehaltenem Atem: «Wir haben hier einen Mann, den klagt eine Frau an, weil er seine Machtposition auf sexueller Ebene ausgenützt haben soll.» Weiter wusste der Kommentator: «Im Westen wäre das ein typischer MeToo-Fall.»

Da sei von «einer sexuellen Beziehung die Rede vor rund zehn Jahren». Darauf habe der Politiker – in seinem Land «Mitglied im mächtigsten Gremium» – den Kontakt zur jungen Geliebten wieder abgebrochen, diesen aber danach «nochmals gesucht». Und weiter: «Später sollen sie dann eine einvernehmliche Beziehung geführt haben, bis er sie dann wieder ignorierte.» Der Mann habe zum Vorwurf des sexuellen Missbrauchs unter «Ausnutzung eines krassen Machtgefälles» nicht Stellung genommen, «weil sich hohe Politiker eigentlich nicht zu ihrem Privatleben äussern».

All diese Scheusslichkeiten, über die uns Radio SRF informiert, betreffen das weitentfernte China. Der mächtige Politiker heisst Zhang Gaoli, die junge Frau – eine Tennisspielerin – heisst Peng Shuai. Lieber schweiften die Journalisten unseres Monopolradios in die Ferne, denn für sie liegt das Gute nah. Das Schlechte aber ist weit entfernt. Dabei besagt ein chinesisches Sprichwort: «Bevor du dich daran machst, die Welt zu verbessern, gehe dreimal durch dein eigenes Haus.»

Man müsste lediglich den Namen des hohen chinesischen Politikers Zhang Gaoli mit dem Namen des hohen Schweizer Politikers Alain Berset ersetzen. Doch über dessen uneheleliche Affäre inklusive «krasses Machtgefälle» berichtete «Echo der Zeit» mit keinem Sterbenswörtchen. Selbst die NZZ konnte sich über die «auffallend zurückhaltende Berichterstattung von SRF» nur wundern. «Hirsche und Tiger streichen nicht miteinander herum», warnt ein chinesisches Sprichwort. Auf kleinere Schweizer Verhältnisse übertragen, gilt diese Weisheit auch für Kätzchen und Tigrillos.

Christoph Mörgeli

Versteckte Preiserhöhung

Die öffentlichen Verkehrsbetriebe der Schweiz schrauben an den Tarifbestimmungen. Und nennen das «Transparenz».

Beni Frenkel

Ende Oktober überraschte Alliance Swisspass mit einer Medienmitteilung. Die Branchenorganisation des Schweizer ÖV gab bekannt, dass Kinder bis sechs Jahre ab dem 12. Dezember 2021 gratis mit Bus, Tram und Zug herumfahren dürfen – mit den Eltern, aber auch alleine. Die Information war deshalb seltsam, da Kinder bis sechs Jahre schon jetzt gratis mit den Eltern fahren dürfen. Und unbegleitet? Welche Mutter oder welcher Vater setzt ein kleines Kind ohne Begleitung in den Zug?

Das war aber nicht die einzige Überraschung von Alliance Swisspass. Die öffentlichen Verkehrsunternehmen in der Schweiz würden Mehrfahrkarten herausgeben, die unterschiedliche Gültigkeiten aufwiesen, so Alliance Swisspass. Ab dem 12. Dezember 2021 gäben deshalb sämtliche 250 Transportunternehmen und 18 Verbände der Schweiz Mehrfahrkarten heraus, die nur noch ein Jahr lang gültig seien. Mit Mehrfahrkarten sind Tickets gemeint, die sechs Fahrten an beliebigen Tagen ermöglichen. Bis anhin, so Alliance Swisspass, seien manche Mehrfahrkarten verschieden lang gültig gewesen. Das habe in der Bevölkerung «zu Verwirrung» geführt. Die Vereinheitlichung «trägt zur Klarheit und Transparenz bei».

«Harmonisierung» nach unten

Verwirrt scheint nur Alliance Swisspass zu sein. Die Schweizer ÖV-Unternehmen bieten Mehrfahrkarten mit genau einer Gültigkeit an: drei Jahre. So steht es in der Tarifliste: «Mehrfahrkarten sind 3 Jahre gültig.» Nachzulesen auf der Homepage von Alliance Swisspass. Auf die Frage hin, welches ÖV-Unternehmen andere Mehrfahrkarten vorweise, schreibt der Mediensprecher: «Diese Frage kann ich Ihnen nicht beantworten, da wir die Tarifbestimmungen der einzelnen Verbände nicht kennen.» Nach der Anfrage ändert Swiss Alliance ihre Medienmitteilung. Aus «Derzeit sind Mehrfahrkarten mit unterschiedlichen Gültigkeiten im Umlauf, was zu Verwirrung führt» wird: «Heute sind Einer-Entwertungskarten und Mehrfahrkarten mit unterschiedlichen Gültigkeitsdauern im Umlauf.»

Das stimmt. Einer-Entwertungskarten sind ein Jahr lang gültig. Der Branchenverband harmonisiert also nach unten. Unschön für Konsumenten: Sechser-Tickets müssen ab Dezember innerhalb der gleichen Zeitfrist wie Einertickets eingelöst werden. Eigentlich wurde im Mai 2021 beschlossen, die ÖV-Preise für 2022 nicht anzuheben. Die «Harmonisierung» der Mehrfahrkarten ist eine versteckte Preiserhöhung.

Dieses Verhalten ruft den Preisüberwacher auf den Plan. Man habe den Entscheid «vorab weder gesehen noch abgesegnet». Der Preisüberwacher sei gespannt, wie man allfällige Reklamationen handhaben werde. «Ich erwarte», so dieser weiter, «dass es weiterhin möglich sein wird, die Karten umzutauschen, und dass mit Kulanz gerechnet werden kann.» Man setze alles daran, schreibt Alliance Swisspass, «die während der Covid-19-Pandemie verlorenen Kundinnen und Kunden zurück in den öffentlichen Verkehr zu holen».

Mit solchen Tricks wird das schwierig.



Für Trychler die Pille danach

Die vierte Welle ist die Welle der Nichtgeimpften. Sie belegen die Intensivbetten.



Wir hätten keine heftige vierte Welle, wenn sich genügend Menschen hätten impfen lassen. «Hätte, hätte, Fahrradkette», sagen die Deutschen. Leider sabotiert die SVP gezielt und höchst erfolgreich eine hohe Impfquote in der Schweiz. Wird die grösste Partei der Schweiz dafür jemals zur Rechenschaft gezogen? Wohl eher nicht.

Österreich seinerseits zieht jetzt die Handbremse an. Neu braucht man, um sein Bier in Innsbruck zu trinken, nicht nur ein Zertifikat, sondern ein 2-G-Zertifikat. Wer nicht geimpft oder genesen ist, wird ausgesperrt. Das gilt auch für alle Schweizerinnen und Schweizer, die gerne im nahen Tirol Skiferien machen.

Die Schweiz ist *giggerig* auf das Reisen. Deshalb ist der Flughafen Zürich in normalen Zeiten eine Goldgrube. Und deshalb verdient die vorab unter dem Druck der SVP zum Nulltarif an die Lufthansa verschenkte Swiss viel Geld. Ein Nein zu Zertifikaten bedeutet ein Nein zum halbwegs unbeschwerten Reisen. Die Schweiz bereits in diesem Winter als Gefängnis und die SVP-Trychler als unsere Gefangenenerwärter: Mehr Dürrenmatt geht nicht.

Simpelste wissenschaftliche Erkenntnisse werden einfach geleugnet. Eine Mischung aus allzu viel Esoterik, Nationalismus, sozialem Protest und Selbstüberschätzung der eigenen Abwehrkräfte führt leider fadengerade zu einer Überlastung der Intensivbetten.

Haben wir zu wenig Spitäler, zu wenig Intensivbetten, zu wenig Beatmungsgeräte? Erstens haben wir viel zu viele kleine und deshalb ineffiziente Spitäler. Zweitens viele Intensivbetten und Beatmungsgeräte. Was uns fehlt, ist

genügend Pflegepersonal. Viele wechseln den Job, weil sie es satt haben, Nichtgeimpfte vorab aus den Reihen der SVP aufwendig zu pflegen.

Gibt es einen Ausweg aus dieser Sackgasse? Müssen wir die Arbeitsbedingungen verbessern und die Löhne erhöhen? Sicher ja, sonst wäre die Pflegeinitiative nicht so gut unterwegs. Müssen wir über die Personenfreizügigkeit hinaus Zuwanderung von Pflegepersonal zulassen? Wir werden vermutlich nicht darum herum-

Simpelste wissenschaftliche Erkenntnisse werden einfach geleugnet.

kommen, auch wenn genau dieses Personal in ihren Heimatländern noch dringender gebraucht wird als in der Schweiz.

Roche und Novartis haben in der bisherigen Pandemie versagt. Sie haben keinen wirksamen Impfstoff allein oder mit Dritten im Angebot. Trotzdem durften sich die Roche-Erben in einer Doku-Sendung des Schweizer Fernsehens unwidersprochen wichtigmachen.

Eine Fehlleistung unter vielen: Die Erben, die mit dem Management des Konzerns nichts zu tun haben, kassieren jedes Jahr 735 Millionen Franken. Der Österreicher Severin Schwan – auch so ein *Papierli*-Schweizer – 15 Millionen Franken. Unsere Reporter vom CIna-Fernsehen stellten ausgerechnet dem Vertreter der Erben die Frage, ob ein Mann so viel verdienen dürfe wie Severin Schwan. Der Reporter hätte ihn nach den 735 Millionen Franken fragen müssen.

Im Gegensatz dazu hat sich in einer ersten Phase Pfizer mit Biontech ins gleiche erfolgreiche Boot gesetzt. Und jetzt scheint dem Konkurrenten von Roche und Novartis ein weiterer Schachzug zu gelingen: «die Pille danach». Die Aktien von Pfizer steigen um 14 Prozent. Jene von Moderna sacken um 30 Prozent ab.

Das Mengengerüst: Von einer Million Nichtgeimpften liegen auf den Schweizer Intensivstationen zwanzigmal mehr als von einer Million Geimpften. Nichts bringt folglich mehr als Impfen.

Wenn die euphorischen Wasserstandsmeldungen von Pfizer stimmen, dann brauchen die Nichtgeimpften nach der Ansteckung nur Pfizer-Pillen zu schlucken. Und schon landen fast 90 Prozent weniger angesteckte Freiheits-Trychler auf den Intensivstationen.

Nehmen wir an: Pfizer ist ein Game-Changer gelungen. Und die Aktionäre jubeln zu Recht. Dann werden die positiv getesteten Nichtgeimpften nächstens vor der Frage stehen: Pille danach schlucken, ja oder nein?

Wenn die Intensivstation droht, wird die Pille reisenden Absatz finden. Auch bei den hartnäckigsten Impfgegnerinnen und Impfgegnern. Zeugen Jehovas absehbar ausgenommen.

Vorausgesetzt, wir können uns von den 50 Millionen Pillen, die Pfizer 2022 produzieren will, einen Teil sichern. Wird schon klappen, weil die Preise nach Kaufkraft berechnet werden.

Wird alles wegen der *cheibe* Chemie gut? Nicht ganz auszuschliessen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Skandal im Skigebiet

Die Aufdenblatts haben dazu beigetragen, dass Zermatt ein Kurort von Weltruf geworden ist. Nun werden sie von Behörden und Medien als Spinner dargestellt. Wir haben die Familie besucht.

Hubert Mooser

Zermatt

Die «Walliserkanne» in Zermatt ist zurzeit das bekannteste Restaurant der Schweiz. Es galt zwar schon länger als amtlich geschlossen, aber die Wirtefamilie Aufdenblatten führte ihren Betrieb unbeirrt weiter. Das gab im ganzen Land viel zu reden. Zeitungen wie *Blick* und *20 Minuten* überboten sich gegenseitig mit abenteuerlichen Geschichten über die Corona-Rebellen von Zermatt. Eine wenig ruhmreiche Rolle spielte auch der *Walliser Bote*, der die Familie Aufdenblatten schon früh als Extremisten an den Pranger stellte. Nun haben sich die Aufdenblatts bereit erklärt, ihre Sicht der Dinge darzustellen. Sie sind fast alle da, Vater Andreas, Mutter Nelli, Tochter Stefanie, die inzwischen schweizweit bekannten Söhne Ivan und Patrik, dazu der Anwalt Walter Haefelin.

Zivile Fahnder

Als Ivan Aufdenblatten am 31. Oktober morgens um halb zehn Uhr die «Walliserkanne» aufsperrte, hatte er eine Vorahnung. Irgendetwas war anders als sonst. Vater Andreas und Mutter Nelli sassen auf der Gartenterrasse beim Kaffeetrinken. Im Lokal nahmen vier Männer an verschiedenen Tischen Platz. In den letzten Tagen hatte sich der Konflikt zwischen den Wirtsleuten und der Obrigkeit zugespitzt. Wahrscheinlich auf Veranlassung des Walliser Staatsrates hatte man mit Betonblöcken den Haupteingang zum Betrieb versperrt und damit auch einen Fluchtweg im Brandfall. Draussen schlichen fast rund um die Uhr Polizisten ums Haus.

Einzelne Beamte waren gegenüber Vater Andreas Aufdenblatten schon handgreiflich geworden. Aber die vier Männer im Lokal, das war neu und verdächtig. «Es waren zivile Fahnder, welche die Lage vor Ort auskundschafteten», erkannte Ivan. Spannung lag in der Luft. Eigentlich wollte er noch schnell mit dem Hund nach draussen, aber nach ein paar Schritten erblickte er Polizisten, die einen Einsatz vorbereiteten. Ivan fand, dass es wohl besser wäre, auf Abstand zu gehen und den Spaziergang abubrechen. Dann stürzten sich auch schon Dutzende von

Beamten in schusssicheren Westen vor dem Eingang auf Vater Andreas, Mutter Nelli und Ivan. Auf dem Videofilm eines Hotelgasts sieht man, wie zwanzig Polizisten die fast abgesperrte Zermatter Bahnhofstrasse hinaufspurten; es folgten drei weisse Vans.

Was sich danach abspielte, schildern die Beteiligten folgendermassen: Als Andreas, Nelli und Ivan Aufdenblatten ins Restaurant eintreten wollten, wurden sie von hinten von den herbeistürmenden Polizeikräften gepackt und geschlagen. Als sich die 60-jährige zierliche Mutter im Lokal in Sicherheit bringen wollte, wurde sie dort von zivilen Fahndern zu Fall gebracht und überwältigt. Währenddessen versuchten andere Polizisten mit aller Gewalt, Vater Andreas und Sohn Ivan von der Eingangstüre nach draussen zu zerren, wo sie dann zu Boden gerissen wurden. Bei der anschliessenden brutalen Fesselung des Sohnes wurde diesem der rechte Arm nach oben verdreht, wobei ein Beamter mit seinem Knie so stark nachdrückte, dass dabei Ivans Schulter auskugelte. Im Video hört man deutlich seine Schmerzensschreie.

Nach Schätzungen der Familie waren gegen 35 Beamte an der Aktion beteiligt. Dies, um die zwei über sechzigjährigen Eltern und den schwächlichen 31-jährigen Ivan zu verhaften. Patrik war zu diesem Zeitpunkt in den Ferien. Mit welcher Rücksichtslosigkeit die Walliser Polizei vorging, lässt sich daran erkennen, dass die

Beamten den Sohn trotz verletzter Schulter und Schmerzen auf dem Polizeiposten in Brig zuerst einvernahmen und erst am früheren Sonntagnachmittag, nach gut zweieinhalb Stunden, ins Spital einlieferten. Seither trägt der 31-Jährige einen Stützverband. Rechtsanwalt Haefelin spricht von unterlassener Hilfeleistung.

Dass Vater Andreas die brutale Festnahme unbeschadet überstand, grenzt an ein Wunder. Der Senior erlitt in den letzten Jahren mehrere Hirnschläge und ist gesundheitlich angeschlagen. Waren die Polizisten, welche die Familie wochenlang beobachteten, als handle es sich um ein Verbrechen syndikat, nicht informiert über die Krankengeschichte von Senior Aufdenblatten? Man fragt sich auch, weshalb die Polizei die Mutter gewaltsam inhaftierte.

Der Jüngste, Ivan, sagt: «Es lief alles genau so ab, wie wir das sonst in Mafiafilmen sehen.» Nur dass die Aufdenblatts keine Mafiosi sind, sondern eine alteingesessene, erfolgreiche Zermatter Familie, die einen traditionsreichen Gastro-Betrieb in vierter Generation führt. Vier Tage verbrachten die Eltern und der Sohn in Polizeihaft, die Eltern in Brig, Sohn Ivan in Sitten. Der Walliser Oberstaatsanwalt Rinaldo Arnold stützte seine Indizien auf sehr wacklige Indizien, beantragte aber trotzdem eine vorerst einmonatige Untersuchungshaft. Das Zwangsmassnahmengericht lehnte das ab und entliess die Familie sofort aus der Polizeihaft.

Befehl von ganz oben

Der Betrieb ist nun, wie von den Behörden verfügt, geschlossen. Die Betonblöcke, die auf Anordnung der Gemeinde vor den Haupteingang gestellt wurden, sind weg, dort brennen jetzt von Sympathisanten aufgestellte Kerzen. Dies sei ein Symbol dafür, dass hier die Demokratie zu Grabe getragen wurde, sagen Familienmitglieder.

Doch wer gab den Befehl zum Polizeieinsatz vom 31. Oktober? «Mir wurde gesagt, der Befehl sei von ganz oben gekommen», sagt Andreas Aufdenblatten. Demnach habe der Staatsrat den Sturm auf die «Walliserkanne» angeordnet. Staatsratspräsident Frédéric Favre





Vier Tage Polizeihaft: Ivan, Nelli, Andreas und Patrik Aufdenblatten (v. l.).

(FDP), gleichzeitig auch Polizeidirektor, erklärt gegenüber Medien, man habe das Nichtbeachten von Covid-19-Regeln nicht mehr tolerieren können. Ivan und seine Eltern wurden während der viertägigen Polizeihaft mehrmals verhört. Einen Haft- oder gar Dursuchungsbefehl haben sie laut eigenen Angaben nie zu sehen bekommen.

Harmloses Delikt

Womöglich haben die Behörden formaljuristisch ein paar Böcke geschossen. «Die Gemeinde in Kooperation mit dem Kanton hat zwar wiederholt eine Schliessung des Lokals verfügt», sagt Patrik Aufdenblatten. «Aber einen schriftlichen, anfechtbaren Entscheid habe ich erst vor ein paar Tage erhalten.» Abgesehen davon, dass die Polizeiintervention unverhältnismässig war, stellt sich die Frage, ob man die richtigen Personen verhaftet hat – weil die Betriebsbewilligung auf Patrik läuft. «Ich leite offiziell die «Walliserkanne», sagt er. «Mit meinem Bruder hat man gewissermassen meinen Angestellten verhaftet.» Seiner Meinung nach hätten die Behörden gegen ihn allein vorgehen müssen.

Die Gemeinde schickte zwar Abmahnungen, weil im Betrieb Covid-19-Regeln missachtet wurden. Die Aufdenblattens ignorierten diese jedoch. Weshalb? «Die Verfügungen wurden nie ordnungsgemäss zugestellt», sagt Patrik. «Manchmal wurden sie von einem Beamten auf einen Tisch der Terrasse gelegt.» Ein anderes Mal gab man der Familie 24 Stunden Zeit, um eine Anordnung anzufechten. «Eine so knappe Frist ist schikanös», erklärt Rechtsanwalt Haefelin.

Zuerst ging es um die Maskentragpflicht der Mitarbeitenden. Als diese im Sommer 2020 für das gesamte Personal obligatorisch wurde, überliessen es die Aufdenblattens ihren Angestellten, ob diese eine Maske tragen wollten. Alle, die keine trugen, waren im Besitz eines ärztlichen Attests, das sie von der Maskentragpflicht entband. Doch nun verlangte der Arbeitsinspektor

*Sie sind gewiss keine Chorknaben.
Sie sind bekannt dafür, dass sie sich
nicht auf die Füsse treten lassen.*

des Kanton Wallis, dass die Aufdenblattens nur noch Personal im Service einsetzen sollten, das Schutzmasken tragen könnte. «Wir hätten mitten in der Saison unser eingespieltes Team entlassen sollen und dann neue Leute rekrutieren müssen, die mit Schutzmasken arbeiten», so Patrik. Später drehte sich der Streit um die Zertifikatspflicht. Patrik und Ivan verkündeten öffentlich, dass sie sich nicht daran halten würden.

Rechtlich gesehen, haben sich die Aufdenblattens – und wenn auch nur Patrik – einzig Verstösse gegen das Covid-19-Gesetz zuschulden kommen lassen. Das ist ein harmloses Delikt. Es handelt sich laut Juristen um Übertretungen im Bagatellbereich, ähnlich einer Parkbusse. Nach dem Prinzip der Verhältnismässigkeit werden Wiederholungstäter nur mit höheren Bussen bestraft – Verhaftungen kommen deswegen nie vor. Das Brechen eines amtlichen Siegels wiegt schwerer. Wobei unklar ist, ob die Obrigkeit überhaupt das Recht hatte, wegen Covid-19-Verstössen das Lokal zu versiegeln.

Es ging wohl vor allem darum, an den aufwässigen Aufdenblattens ein Exempel zu statuieren, um damit Nachahmer abzuschrecken. «Wir waren die ersten politischen Gefangenen in der Schweiz», sagt Senior Andreas mit einem Augenzwinkern. Die Aufdenblattens sind gewiss keine Chorknaben, sie sind bekannt dafür, dass sie sich nicht auf die Füsse treten lassen. Sie gehören aber wie die Julens, Taugwalders, Perrens, Laubers und so weiter zu den einflussreichen alteingesessenen Familien, die Zermatt zu dem gemacht haben, was es heute ist: eine weltbekannte Feriendestination. Vater Andreas sass ausserdem achtzehn Jahre im Burgerrat von Zermatt und damit an den Schalthebeln eines Unternehmens, zu dem Bergbahnen, viele Gastrobetriebe und Hotels wie das altehrwürdige Fünfsternehaus «Zermatterhof» gehören.

Alte politische Rechnungen?

Die Familie Aufdenblatten selber hat sich ihren Wohlstand in den vergangenen Jahrzehnten hart erarbeitet. Angefangen hat alles in den 1930er Jahren, als Andreas' Grossvater Otto, ein gelernter Bäcker, das Lokal an der heutigen Bahnhofstrasse kaufte. Die «Pfschtini», wie man in Zermatt die Familie nennt, um sie von anderen Aufdenblattens zu unterscheiden, haben ihren Betrieb seither stets als Familienunternehmen geführt. Seit 2013 leitet ihn Patrik mit Bruder Ivan und Schwester Stefanie. Er selber ist ein weltweit bekannter und erfolgreicher Kletterer, der im tiefer liegenden Randa eine Boulder-Halle aufstellte, von der die Region profitiert.

Wie andernorts gehen die tonangebenden Familien im Ort zuweilen wie Hund und Katz miteinander um. Aber wenn von aussen Gefahr droht, ist die dörfliche Loyalität gross. Diesmal war es anders: Gemeindepräsidentin Romy Biner-Hauser (CVP) ging im Interview mit dem Schweizer Fernsehen auf die Aufdenblattens und damit auf einen Steuerzahler und eine Unternehmerfamilie los – und wie. Sie beschimpfte die Familie öffentlich als «schwarze Schafe.»

Hat die Gemeindepräsidentin die Aufregung um die «Walliserkanne» dazu benutzt, um alte politische Rechnungen zu begleichen? Wenn man Biner-Hauser in ihrem heimeligen Büro im dritten Stock des Gemeindehauses aufsucht, um solche Fragen zu klären, gibt sie einem höflich, aber bestimmt zu verstehen, sie empfangen keine Leute ohne Voranmeldung. Zum Thema «Walliserkanne» und zum Entzug der Betriebsbewilligung wolle sie sich ohnehin nicht äussern. Fest steht aber bereits heute, dass die Tochter des früheren Feuerwehrkommandanten von Zermatt die Sache monatelang nicht unter Kontrolle brachte – sonst wäre die ganze Geschichte wohl kaum dermassen aufgebrandet. Nun werden die Gerichte in dieser epischen Auseinandersetzung entscheiden müssen.

Warum ich kurze Röcke trage

Ich kleide mich so, dass ich mich gut fühle. Es ist ein Zeichen von Selbstbestimmung.

Nena Schink

Berlin

Wenn eine junge Frau gerne kurze Röcke und hohe Schuhe trägt, dann tut sie es in den Augen vieler aus einem einzigen Grund: um Männern zu gefallen. Woher ich das weiss? Ich bin diese Frau!

Ich denke da vor allem an meine Zeit in der Unternehmensberatung: Anstelle des obligatorischen Hosenanzuges stellte ich fröhlich meine kurzen, nicht übers Knie reichenden Röcke und hohen Schuhe zur Schau. Das Resultat: Mein Modegeschmack wurde in der Kaffeeküche häufiger diskutiert als meine Leistung. Und das nicht immer zu meinem Vorteil. Auch nicht, nachdem mich meine Kollegen besser kennengelernt hatten.

Meine Uniform, meine Rüstung

Das Phänomen ist wissenschaftlich bewiesen: Vivian Zayas, Psychologieprofessorin an der Cornell University, fand heraus, dass wir einen Menschen noch nach dem ersten Eindruck beurteilen, wenn wir mit ihm gesprochen haben. Der erste Eindruck, etwa ein «Hallo» oder ein Foto, bleibt vorherrschend. Eine weitere Untersuchung aus den USA ergab, dass gutgekleidete Menschen abstrakter und im grösseren Rahmen denken können.

Stilberater empfehlen karrierewilligen Mitarbeitern: Kleide dich nicht für die Position, die du hast, sondern für die, die du willst. Ich halte dieses Sprüchlein für falsch. Meine Devise: Kleide dich so, dass du dich gut fühlst, nur dann kannst du glänzen. Als ich damals in der Unternehmensberatung begann, mich mit dunkelblauen Hosenanzügen anzupassen, wurde ich nur eines: unglücklich! Ich liebe nun einmal meine kurzen Röcke.

Ich trage sie nicht, um Männern zu gefallen, sondern weil sie meine Uniform sind. Meine Rüstung. Schon als Kind trug ich am liebsten glitzernde Kleider. Das Dornröschen-Kleid war mein wichtigster Besitz. Auch zu Karneval wollte ich immer nur eines: Prinzessin sein. Der Versuch meiner Mutter, einen Hosentag einzuführen, scheiterte kläglich.

Neben meiner Leidenschaft für Kleider gehören High Heels zur täglichen Uniform. Ich gefalle mir in ihnen am besten. Durch die zentimeterhohen Absätze fühle ich mich nicht nur körperlich grösser. Warum ich das erwähne? Weil meine Vorliebe nur selten auf Gegenliebe stösst. Besonders Frauen mögen meinen Kleidungsstil nicht. Überhaupt nicht.

Kostprobe gefällig? An einem sonnigen Tag sagte ein Kameramann zu meinen Kolleginnen:



Freiheit und Haltung: Jane Birkin, 1970.

«Zieht euch doch mal so an wie Nena.» Die Antwort einer Dame: «Ich will doch nicht, dass mir alle auf den Arsch starren.» Wumms, das sass. Und zwar nicht der Kommentar des Kameramannes, auch wenn er überflüssig war. Entwürdigend war die Reaktion der Frau.

Oft begegnet mir Sexismus nicht von Männern, sondern von Frauen. Beispielsweise begannen, als ein früherer Chef mir persönlich Aufgaben erteilte, die Frauen um mich herum zu lästern: «Er holt sie doch nur in sein Büro, weil er sie so toll findet und gerne anschaut. Mir hat er noch nie eine Aufgabe gegeben, obwohl ich viel länger hier bin.» Oder: «Wenn er könnte, würde er sofort was mit ihr haben.»

Der Verdacht: Irgendetwas muss da laufen, warum sollte er sie sonst bevorzugen? Immer wenn ich solche Bemerkungen gewahr wurde, wiegelte ich ab und erklärte, dass er mich nicht attraktiv finde. Mein damaliger Chef hat sich mir gegenüber nie sexistisch verhalten. Er bat mich stets um meine Meinung bei Sachthemen.

Gefangen im eigenen Klischeedenken

Das Verhalten meiner Kolleginnen war nicht nur mir, sondern auch meinem Chef gegenüber asozial. Unterstellten die keifenden Weiber ihm doch, Personalien schwanzgesteuert zu entscheiden anstatt nach Leistungsbereitschaft. Ergo: kein Gewinn für das Unternehmen!

Die Entscheidung, so auszusehen, wie ich es möchte – und nicht, wie es mein Umfeld von mir verlangt –, bedeutet Freiheit und Haltung. Andere Frauen dafür zu beschämen, dass sie sich um ihr Aussehen kümmern, ist eine Form von Frauenfeindlichkeit. Sie mündet in der Unfähigkeit, zu erkennen, wie sehr man im eigenen Klischeedenken gefangen ist.

Ich lebe meine modischen Leidenschaften aus, auch im beruflichen Kosmos. Alles andere wäre falsch. Das Getuschel ist mir herzlich egal. Ich kommentiere ja auch keine schlechtsitzenden Anzüge mancher meiner Kollegen.

Vielmehr orientiere ich mich an meinem Vorbild, der 68-jährigen französischen Präsidentengattin Brigitte Macron. Sie vertraut bei offiziellen Anlässen auf kurze Röcke und zeigt, dass Mode ein Zeichen der Selbstbestimmung ist.

Was ich durch meine kurzen Kleidchen gelernt habe: Wie Menschen uns wahrnehmen, hat weniger mit uns als vielmehr mit ihren eigenen Vorurteilen zu tun: Eine blonde, junge Frau in kurzen Röcken will ganz klar nur den Männern gefallen.

Solche Vorstellungen sind mir heute, mit 29 Jahren, egal. Sollen sie das doch denken.

Nena Schink, 29, ist Bild-Journalistin, Moderatorin und Bestsellerautorin.

Es darf keine Denkverbote geben

Der Stromverbrauch steigt stark an. Wie kann die Schweiz ihre Klimaziele kostengünstig erreichen und gleichzeitig die Stromversorgung sicherstellen?

Christoph Brand

Der Bundesrat und die Elcom zeichnen ein düsteres Bild, wenn es um die Sicherheit der künftigen Stromversorgungssicherheit der Schweiz geht. Bereits ab 2025 könnte es zu einer Strommangellage kommen. Wir sehen es auf der Zeitschiene etwas weniger dramatisch, die Problematik wird – spätestens mit dem Abschalten der Kernkraftwerke – aber tatsächlich virulent. Folgende Entwicklungen sind zu beobachten:

1 — Der Stromverbrauch steigt durch die Dekarbonisierung des Transport- und Wärmesektors an. Wir gehen davon aus, dass in der Schweiz der Gesamtstromverbrauch von heute rund 60 Terawattstunden (TWh) auf fast 90 TWh im Jahr 2050 steigen wird. Mit dem Wegfall der Kernenergie und wegen der – aufgrund von Umweltauflagen – leicht rückgängigen Wasserkraft fehlen uns bis 2050 insgesamt rund 50 TWh Strom. Diese Lücke muss gefüllt werden, und wir müssen jetzt die richtigen Weichen stellen.

2 — Erneuerbare Technologien sind massiv billiger geworden. Zwischen 2010 und 2019 sind die sogenannten LCOE (Produktionskosten) ohne Subventionen bei Onshore-Wind um 60 Prozent gefallen, bei der Fotovoltaik (PV) sogar um fast 75 Prozent, während die Kernkraft um 60 Prozent teurer wurde. Damit sind die erneuerbaren Energien im Durchschnitt mittlerweile weit günstiger als die Kernkraft, wobei die Daten von Land zu Land und je nach Szenario natürlich deutlich variieren können.

3 — Die Schweiz hat mit ihrem starken Wasserkraftpark bereits heute einen grossen Anteil an erneuerbaren Energien. Darüber hinaus hat sie den zentralen Vorteil, dass ihre Speicher-Wasserkraftwerke eine Umlagerung von überschüssiger Energie vom Sommer in den Winter ermöglichen.

Norwegen und Schweden machen es vor

Daraus abgeleitet lässt sich ein Produktionsmix skizzieren, welcher der Schweiz im gleichen Zug eine hohe Versorgungssicherheit wie auch

eine CO₂-freie Produktion ermöglicht. Zentral dabei ist eben das Wort «Mix».

Technisch ist ein Umbau des Energiesystems bei gleichzeitiger Wahrung der Versorgungssicherheit also möglich. Es stellt sich schliesslich die Frage der Finanzierung und der praktischen Umsetzung. Die ökonomisch korrekte Lösung wäre entweder eine voll an die Bevölkerung rückerstattete, globale CO₂-Steuer oder ein alle Bereiche umfassender CO₂-Handel, der sicherstellt, dass die fossilen Brennstoffe nicht mehr künstlich billig gehalten werden.

Leider scheint das politisch derzeit nicht möglich. Somit bleiben zwei Handlungsalternativen: nichts tun, was nicht kompatibel ist mit dem Klimawandel, oder weiterhin auch CO₂-freie Energieformen fördern, bis sie so günstig geworden sind, dass ihr Preis unter den subventionierten fossilen Energien liegt. Das ist ökonomisch absurd, aber es geht momentan scheinbar nicht anders. Reife Märkte wie Norwegen oder Schweden kommen bereits ohne Subventionen von PV und Wind aus. Grundsätzlich – und das ist eine zentrale Aussage –

trägt den grössten Teil der Investitionen aber auch bei uns bereits der Markt.

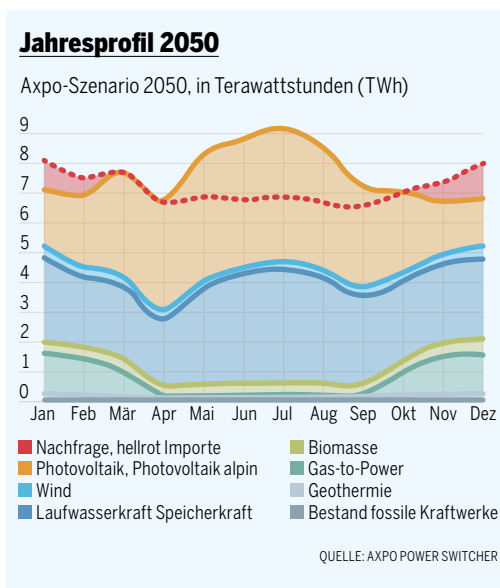
Primat der Technologieutralität

Ferner sollte das Primat der Technologieutralität gelten, das heisst, Fördermassnahmen sollten prinzipiell in alle CO₂-freien Technologien fliessen können. Niemand weiss so gut wie der Markt, welche Technologie die richtige ist. Das bedeutet auch, dass es keine Denkverbote hinsichtlich längerfristiger Entwicklungen im Kernenergiebereich geben sollte, selbst wenn neue Kernkraftwerke ökonomisch und politisch zurzeit kein Thema sind. Denn die Fakten sind auch: Abgesehen von der Kostensituation, ist die Kernkraft punkto Sicherheit und CO₂-Bilanz in derselben positiven Grössenordnung wie die Erneuerbaren.

Es stellt sich aber ein weiteres Problem: Wir müssen überhaupt bauen können. Die Bewilligungsverfahren sind hierzulande enorm zäh und drehen viel zu viele Schlaufen. Diesbezüglich müssen sich gerade auch die oft pointiertesten Verfechter der Energiewende an der eigenen Nase nehmen und Vernunft walten lassen.

Zusammenfassend lässt sich sagen: Der Stromverbrauch steigt stark an. Die bestehenden Kernkraftwerke werden dereinst altershalber vom Netz gehen. Die günstigste Lösung aus heutiger Optik ist ein auf die Schweiz zugeschnittener Technologiemix, wobei die beiden grossen Produktionsquellen Wasser und Sonne sind, im Winter ergänzt mit CO₂-neutralem Gas und überschaubaren Importen.

Das hat alles nichts mit Ideologie oder Zeitgeistverklärung zu tun, sondern ist die Kombination aus kühlem Rechnen und professionellem Ingenieursdenken. Und zuletzt noch dies: Axpo profitiert vom Bau der vielen kleineren Fotovoltaik-Anlagen praktisch nicht, weil dies typischerweise das Geschäft von lokalen KMU ist, im Auftrag von Firmen und Privatpersonen, an welche die Fördermittel primär fliessen.



Der Mix ist zentral.

Christoph Brand ist CEO von Axpo.

Wo China am schnellsten wächst

Im Jahr 1981 lebten 88 Prozent der chinesischen Bevölkerung in extremer Armut. Heute sind es weniger als ein Prozent. Wie war das möglich?

Rainer Zitelmann



Kampf zweier Linien.

Niemals in der Weltgeschichte stiegen in so kurzer Zeit so viele Hunderte Millionen Menschen aus bitterer Armut in die Mittelschicht auf wie in jüngerer Zeit in China. Die Entwicklung Chinas zeigt, dass steigendes Wirtschaftswachstum – auch bei gleichzeitig steigender Ungleichheit – den meisten Menschen zugutekommt. Die Ungleichheit in China ist gestiegen, aber kein Mensch will zu den Zeiten von Mao zurück, in denen die Chinesen zwar gleicher waren, jedoch vor allem ärmer.

Reform durch Experimente

Heute gibt es so viele Milliardäre in China wie in keinem anderen Land der Welt, mit Ausnahme der USA. In Peking leben inzwischen sogar mehr Milliardäre als in New York. Das zeigt, wie unsinnig das «Nullsummendenden» der Antikapitalisten ist, die glauben, Reiche seien nur reich, weil sie den Armen etwas weggenommen hätten. Nein, Hunderten Millionen Menschen in China geht es heute sehr viel besser, und zwar nicht obwohl es so viele Milliardäre und Milliardäre gibt, sondern gerade weil Deng Xiaoping nach Maos Tod die Parole ausgegeben hatte: «Lasst einige erst reich werden.»

Der chinesische Ökonom Weiyang Zhang, Professor an der Peking-Universität, schreibt

in seinem 2020 erschienenen Buch «Ideas for China's Future», man habe Deng Xiaoping als «Architekten» der Reformen in China bezeichnet. «Deng Xiaoping verstand jedoch, dass wirtschaftliche und soziale Reformen etwas anderes sind als der Bau von Gebäuden. Sie können nicht nach vorgefertigten Entwürfen verwirklicht werden. Stattdessen muss man nach dem Motto «Den Fluss überqueren, indem man die Steine ertastet» vorgehen.»

Deng, so Zhang, habe daher eine Reform durch Experimente durchgeführt. Nichts, was von Bedeutung war, wurde einfach angeordnet – weder die Preisreform noch die Reformen des Arbeitsmarkts, noch die Steuerreform oder die Reformen im Aussenhandel. Stets wurde der Ansatz verfolgt, zunächst in bestimmten Gebieten oder Bereichen (zum Beispiel Sonderwirtschaftszonen) neue Ansätze zu probieren. Wenn sie funktionierten, dehnte man sie aus, wenn nicht, liess man sie fallen. Eine entscheidende Rolle spielten Initiativen «von unten», die ermutigt wurden, statt alles von einer zentralen Führung aus zu bestimmen. Die entscheidende Fähigkeit von Deng war, so formuliert es Zhang: «Deng Xiaoping knew what he did not know!»

Deng hatte recht, dass der wirtschaftlichen Entwicklung die Hauptpriorität eingeräumt

werden müsse, was sich an folgenden Tatsachen zeigt: Untersucht man, in welchen Provinzen die Armut in China in den vergangenen Jahrzehnten am stärksten zurückgegangen ist, dann sind es jene mit dem höchsten Wirtschaftswachstum. Zhang, der sicherlich der klügste Analytiker der chinesischen Wirtschaft ist und der selbst auch einiges zu ihrer Entwicklung beigetragen hat, wendet sich gegen die Vorstellung, dass Chinas aussergewöhnlicher Erfolg ein Ergebnis der grossen Rolle des Staates sei.

Diese Fehldeutung ist im Westen verbreitet, aber es gibt sie auch zunehmend in China, wo manche Politiker und Wissenschaftler der Meinung sind, die Erklärung für den Erfolg des Landes liege in einem besonderen chinesischen Modell. «Die Befürworter der Theorie des «chinesischen Modells» liegen falsch, denn sie verwechseln «trotz» mit «wegen». China ist nicht wegen, sondern trotz der unbegrenzten Regierung und des grossen ineffizienten Staatssektors schnell gewachsen.»

Tatsächlich seien «marketization» und «privatization» die treibenden Kräfte für Chinas enormes Wirtschaftswachstum. Zhang hat die Daten unterschiedlicher Regionen in China analysiert und kam zu dem Resultat: «Je mehr marktorientierte Reformen eine Provinz durchgeführt hatte, desto höher war ihr Wirtschaftswachstum, und Nachzügler bei den Marktreformenten waren auch Nachzügler beim Wirtschaftswachstum.» Die Gebiete, in denen am konsequentesten marktwirtschaftliche Reformen durchgeführt worden seien, also Guangdong, Zhejiang, Fujian und Jiangsu, seien zugleich jene, die wirtschaftlich am stärksten gewachsen seien.

Dabei, und dies ist eine sehr wichtige Einsicht: «Das beste Mass für die Reformfortschritte sind die Veränderungen der *marketization scores* [also des Anteils der Privatwirtschaft] in den betreffenden Zeiträumen und nicht die absoluten Werte eines bestimmten Jahres.» Die Wachstumsrate ist dort am grössten, wo private Unternehmen die entscheidende Rolle spielen. Die Daten belegen: «Die Provinzen, deren Wirt-

schaft stärker <privatisiert> ist, werden wahrscheinlich schneller wachsen. Es sind die nicht-staatlichen Sektoren – und nicht der staatliche Sektor –, die das hohe Wachstum angetrieben haben.»

Der Reformprozess in China verlief in den vergangenen Jahrzehnten niemals gleichmässig, niemals nur in eine Richtung. Es gab Phasen, in denen die Marktkräfte schnell stärker wurden, aber es gab auch Phasen, in denen sich die Rolle des Staates wieder verstärkte. Auch wenn über längere Sicht die Haupttendenz «state out and private in» (*guo tui min jin*) war, so gab es stets auch Perioden und Regionen, in denen eine rückläufige Entwicklung stattfand, also «state in and private out» (*guo jin min tui*).

Falsche Schlussfolgerungen

Zhang untersuchte die unterschiedlichen Wachstumsraten in den «state out and private in»- und in den «state in and private out»-Regionen. Auch hier ist das Ergebnis eindeutig: Die Wirtschaftsleistung wuchs deutlich stärker in den «state out and private in»-Regionen. Das belegt, so Zhang, «dass Chinas schnelles

«China ist nicht wegen, sondern trotz des grossen ineffizienten Staatssektors schnell gewachsen.»

Wachstum der letzten vier Jahrzehnte durch die Kraft des Marktes und der nichtstaatlichen Sektoren angetrieben wurde und nicht durch die Macht der Regierung und des Staatssektors, wie von den Theoretikern des China-Modells behauptet».

Entscheidend für die weitere Entwicklung der chinesischen Wirtschaft ist der Grad der Innovation. Analysiert man die Forschungs- und Entwicklungsintensität in der Industrie, die erteilten Patente pro Kopf und den prozentualen Anteil des Umsatzes mit neuen Produkten am Gesamtumsatz der Industrie, dann wird deutlich, dass all diese Kennzahlen für Innovation statistisch eindeutig positiv mit dem Grad der Durchsetzung der Marktwirtschaft korreliert sind.

Ich habe Zhang in Peking getroffen. In unserem Gespräch unterstrich er, dass er das Missverständnis über die Gründe für Chinas Wachstum für eine grosse Gefahr hält. Das gilt nicht nur für China, sondern auch für den Westen. Wenn man im Westen der Fehldeutung aufsitzt, die Basis des chinesischen Erfolgs sei ein besonderer «dritter Weg» zwischen Kapitalismus und Sozialismus oder ein «Staatskapitalismus», dann werde das auch im Westen zu völlig falschen Schlussfolgerungen führen. In seinem Buch gebraucht Zhang ein schönes Bild: «Stellen Sie sich vor, Sie sehen einen Menschen ohne Arm, der sehr schnell läuft. Wenn Sie zu dem Schluss kommen, dass seine Geschwindigkeit

vom Fehlen eines Arms herrührt, dann werden Sie natürlich andere dazu aufrufen, einen Arm abzusägen. Das wäre eine Katastrophe... Ökonomen dürfen nicht <trotz> mit <wegen> verwechseln.»

Die Vertreter einer starken Rolle des Staates in Europa und den USA wollen uns einreden, Chinas ökonomischer Erfolg bestätige, wie entscheidend ein starker Staat für das Wirtschaftswachstum sei. Die Analysen von Weiyang Zhang belegen, dass genau das Gegenteil der Fall ist. Vergessen die Chinesen, was die Ursache ihrer Erfolge sind? In den vergangenen vier Jahrzehnten gab es immer den Kampf zweier Linien – den Kampf der sozialistischen gegen die kapitalistische Linie. Mal waren die Befürworter des Marktes stärker, mal die Befürworter des Staates. Dieser Kampf hält an, und sein Ausgang entscheidet über Chinas Zukunft.



Der Umgang mit der gegenwärtigen Immobilienkrise in China wird ein Indikator dafür sein, ob China – so wie Europa und die USA – den Weg des Staatsinterventionismus geht oder marktwirtschaftliche Alternativen wagt. Die Entwicklungen der vergangenen Jahre sprechen eher dafür, dass in China, wie überall auf der Welt, derzeit der Glaube an den Staat stärker ist als der Glaube an die Marktkräfte. Kurzfristig führt dies dazu, dramatische Entwicklungen zu verhindern, aber langfristig werden damit umso grössere Probleme geschaffen.

Rainer Zitelmann ist Autor des Buchs «Kapitalismus ist nicht das Problem, sondern die Lösung», in dem er auch ausführlich auf China eingeht.



THIEL

Abdankung

Pfarrer: Was soll die Waggis-Larve?

Larvenbauer: Das ist die Totenmaske.

Pfarrer: Aber so sah unser Präsident doch gar nicht aus!

Larvenbauer: Aber so möchten wir ihn in Erinnerung behalten.

Pfarrer: Ach so. Liebe Fasnachtsgesellschaft, heute nehmen wir Abschied von unserem geschätzten Präsidenten. Ich bitte die Schnitzelbankgruppe, den Lebensverlauf zu verlesen.

Schnitzelbänkler: Geboren wurde unser Kai am 2. oder 3. Mai ...

Pfarrer: Am 2.

Schnitzelbänkler: Ich weiss, aber das Versmass ...

Pfarrer: Zudem hiess er nicht Kai, sondern Philipp.

Schnitzelbänkler: Philipp reimt sich aber nicht auf Mai.

Pfarrer: Der Name ist wichtiger als das Datum.

Schnitzelbänkler: Geboren wurde unser Phil am 25. April ...

Larvenbauer: Vom Versmass her einwandfrei.

Schnitzelbänkler: ... Anfangs noch ein Windelstinker, wurde Phil ein grosser Trinker ...

Larvenbauer: Deshalb haben wir ihn zum Präsidenten gewählt.

Schnitzelbänkler: ... Auch sonst war Phil ein hohes Tier als Militärpolizeigeneralstabsoffizier ...

Larvenbauer: erinnert ihr euch, wie er an der letzten Fasnacht, als Prostituierte verkleidet, stockbetrunken und auf hohen Absätzen balancierend, mit verschmiertem Lippenstift einer Gruppe WK-Soldaten eine Standpauke hielt, weil ihr Tenue nicht korrekt war?

Schnitzelbänkler: Ich glaube, Phil wäre es recht gewesen, wenn wir gleich zum Apéro übergingen.

Pfarrer: Ab mit dem Sarg in die Grube. Jeder wirft noch eine Handvoll Konfetti nach! Tambourmajor! Die Guggenmusig kann den Trauermarsch intonieren!

Andreas Thiel

Amerikas Bärenmütter erheben sich

Besorgte Eltern rebellieren gegen die Woke-Kultur an den Schulen.

In Virginia verhalfen sie den Republikanern zum Sieg. Stehen die USA vor einer Wende?

Urs Gehriger

Im ersten Reality-Check seit dem Einzug ins Weisse Haus hat US-Präsident Joe Biden eine herbe Niederlage eingesteckt. Die Wahl des Republikaners Glenn Youngkin zum Gouverneur von Virginia ist ein Verdikt gegen alles, wofür Bidens Partei steht: vom Migrationsdesaster an der Südgrenze über die extreme Umweltpolitik, die hochschnellenden Benzinpreise, die grassierende Inflation bis zum aussenpolitischen Fiasko in Afghanistan.

Ein Thema indessen war zentral für die Schlappe der Demokraten: der Woke-Wahnsinn an den Schulen. Besorgte Eltern wehrten sich gegen «linke Indoktrination» ihrer Kinder. Ihr Aufstand ist eine direkte Folge der Covid-Pandemie. Plötzlich fand der Unterricht am Familientisch zu Hause statt. Mütter bekamen live mit, was Lehrer ihren Kindern in die Köpfe tüteten: von der Gender-Ideologie bis zur kritischen Rassentheorie (Critical Race Theory), die Weisse für viele Missstände im Land pauschal verantwortlich macht. Die amerikanische Gesellschaft sei durchzogen von weissem Rassismus, wird bereits den Kleinsten weisgemacht – ein Credo, das auch Biden regelmässig vorträgt.

Erfundene Kulturkriege

Vom Aufstand der Mama Bears – der Bärenmütter – ist die Rede. Bärenmütter sind für ihren ausgeprägten Beschützerinstinkt gegenüber dem Nachwuchs bekannt. Sie begannen sich zu organisieren, artikulierte ihren Ärger über den Schulunterricht, doch die Schulbehörden stellten sich taub. Der demokratische Gouverneurskandidat Terry McAuliffe fuhr ihnen übers Maul. «Ich denke nicht, dass Eltern den Schulen vorschreiben sollten, was sie unterrichten sollen.» Und Obama, der zu McAuliffes Unterstützung nach Virginia reiste, doppelte in süffisanter Manier nach: «Wir haben keine Zeit, die wir mit diesen erfundenen Kulturkriegen verschwenden können.»

Die Bärenmütter liessen sich vom Ex-Präsidenten nichts vormachen. Wie die felligen Originale in der Wildbahn legten sie sich mit ihrer ganzen Kraft ins Zeug für ihre Schützlinge und fuhren die Krallen aus. Viele sehen im Pranken-

hieb von Virginia ein Fanal für eine nationale Bewegung.

«Das ist ein Kampf für unsere Kinder, für ganz Amerika. Das ist eine Bärenmütter-Revolution», sagte Asra Nomani nach der Niederlage der Demokraten letzte Woche. Die Autorin, Journalistin und ehemalige Professorin an der Georgetown University ist eine Schlüsselfigur im Bärenmütter-Rudel. Quer durch die führenden TV-Stationen machte sie ein breites Publikum mit den radikalen Inhalten von Unterrichtsmaterial wie «Woke Baby» oder «Gender Queer» bekannt. Im Buch «Not My Idea» etwa wird den Schülern gelehrt: «Weissen ist ein schlechtes Ding.» Untermalt wird die Botschaft mit einem Symbol des Satans, der Weissen anpreist.

Meinungsmacher wie CNN-Talkmaster Chris Cuomo bezeichnen die Proteste der Bärenmütter als «Panikmache». Sie seien getrieben von *white supremacists* – Vertretern der Vorherrschaft der weissen Rasse. «Ich bin eine Muslima, Immigrantin, eine Farbige und alleinerziehende Mutter», kontert Nomani, die als Vierjährige mit ihren Eltern aus Mumbai in die USA eingewandert war.



„Und dann hab' ich den mit der automatischen Chipsfütterfunktion gekauft...“

Ein Blick auf das Wählerverhalten in Virginia zeigt, dass die Rassismuskeule ihr Ziel verfehlt. Der Republikaner Youngkin gewann 55 Prozent der Latino-Stimmen. Er holte doppelt so viele Stimmen von schwarzen Frauen wie Donald Trump. Und mit Winsome Sears wählten die Virginians die erste schwarze Frau zur Vizegouverneurin.

Aufbäumen im Revier

Während Biden von «verwirrten Wählern» schwadroniert, dämmert es führenden Mitgliedern seiner Partei. Die Demokraten hätten sich einer «stupiden Wokeness» verschrieben, warnt James Carville, Urgestein unter den demokratischen Parteistrategen. «Einige dieser Leute müssen in eine Woke-Entzugsklinik.» Und er zeigt mit dem Mahnfinger ins ganze Land. In der Tat erlitt die linke Agenda der Demokraten bei Abstimmungen und Wahlen letzte Woche eine Serie von Niederlagen und Rückschlägen.

«Die Mama-Revolution ist grösser als die Tea Party, und sie fegt über die Nation», erklärt Clay Travis, Politikkommentator und – zusammen mit *Weltwoche*-Autor Buck Sexton – Nachfolger des legendären konservativen Talkmasters Rush Limbaugh. Noch gibt es keine offizielle Bärenmütter-Organisation – es handelt sich eher um ein spontanes Aufbäumen in ihrem jeweiligen Revier. Doch ihre Präsenz ist sichtbar quer durch Amerika. In Kansas, Texas und Ohio wurden Kandidaten, die gegen die kritische Rassentheorie aufgestanden sind, in Schulbehörden gewählt. Der Hashtag #namabear ist überall in den sozialen Medien zu finden. Im Internet läuft das Geschäft mit «Mama Bear»-T-Shirts.

Es sind Anzeichen einer bemerkenswerten Transformation. In Virginia haben besonders Vorstadtfrauen den Demokraten den Rücken gekehrt – jener kritische Bevölkerungsteil, der sich mehrheitlich gegen Trump gestellt hatte. Die Demokraten haben die Themen Schule und Bildung lange als ihre Domäne beansprucht. Jetzt reissen die Republikaner das Dossier an sich. Sie positionieren sich als die neue Partei der Eltern, zum Leidwesen der Demokraten.

Neue Männerbewegung

Das Haus Tages-Anzeiger pusht die Frauenförderung – und der Schuss geht nach hinten los.



Alles begann mit einem offenen Brief. 78 Journalistinnen aus dem Tages-Anzeiger-Konzern beklagten sich darin über täglichen Sexismus auf ihren Redaktionen.

Der Brief nannte Beispiele, wie die Journalistinnen im Haus gemobbt würden. «Es gibt hier was zu Frisuren. Die Frauen im Team wären gefragt», soll zum Beispiel ein männlicher Sexist die Kolleginnen bei der Autorensuche angesprochen haben.

Das knalligste Beispiel für die Mobbingwürfe war ein reichlich angejahrter Macho-Spruch. Ein Redaktionskollege, so beschrieb es eine Journalistin, habe zu ihr am Telefon gesagt: «Da bei dir im Hintergrund schreit ein Kind, habe ich das mit dir gezeugt?»

Alle Beispiele stammten aus anonymen, weiblichen Quellen, die sich über anonyme, männliche Täter äusserten. Sie konnten dadurch nicht auf den Wahrheitsgehalt überprüft werden. Es galt darum: *Se non è vero, è ben trovato*.

Egal, die Medienresonanz war dennoch gewaltig, auch international. «Bei dir im Hintergrund schreit ein Kind, habe ich das mit dir gezeugt?» lautete der Titel des Artikels im *Spiegel*. «Bei dir im Hintergrund schreit ein Kind, habe ich das mit dir gezeugt?» lautete der Titel der Sendung im Südwestfunk.

Neun Monate ist es her, seit der Brief der 78 von seinen Initiantinnen publik gemacht wurde. Die Folgen des Frauenaktivismus werden beim *Tages-Anzeiger* inzwischen offenkundig. Die besten männlichen Journalisten des Hauses verlassen das Unternehmen. Reihenweise wechseln sie zur Konkurrenz.

Bevor wir näher auf den Exodus eingehen,

müssen wir noch kurz beschreiben, wie die Spitzen des Verlags auf das MeToo-Gewitter reagierten: Sie gingen geschlossen in Deckung. VR-Präsident Pietro Supino etwa beteuerte mit Kniefall, die «Vorkommnisse» hätten ihn «sehr betroffen» gemacht. Mittlerweile gab er

Damit war geklärt: Wer ein Mann ist, und sei er noch so begabt, wird intern keine Karriere machen.

die Vorgabe aus, dass nun dringlich ein Frauenanteil von mindestens 40 Prozent in publizistischen Führungsjobs zu erreichen sei.

Damit war eines eindeutig geklärt: Wer ein Mann ist, und sei er noch so begabt, wird intern keine Karriere mehr machen.

Innert nur weniger Wochen haben nun gleich vier der besten Journalisten beim *Tages-Anzeiger* gekündigt.

Linus Schöpfer, der originellste und kühnste Kopf im Kulturreport, dessen Kulturbegriff von Ai Weiwei bis zu Impfskeptikern reicht, geht nun zur *NZZ am Sonntag*. In dieselbe Redaktion wechselt Alan Cassidy, die letzten Jahre US-Korrespondent, wo er sich einen Namen machte, weil er als einer der wenigen in Washington nicht ständig in fiebrige Trump-Obsessionen verfiel.

Dann ging beim *Tages-Anzeiger* eben auch Beat Schmid von Bord, einer der Nachrichtenchefs der Zeitung und zugleich einer der herausragenden Wirtschaftsjournalisten, ganz besonders im Bankenmilieu. Mit ihm verabschiedete sich auch Markus Diem Meier, der Chefökonom des Zeitungsverbands und der bekannteste Makro-

ökonom der hiesigen Journalistengilde. Er geht zur *Handelszeitung*, wo ihm der Job des Chefredaktors in Aussicht gestellt wurde.

Diem Meier ist ein gutes Exempel, um unsere These zu stützen. In der fünfköpfigen Chefredaktion der *Tages-Anzeiger*-Gruppe sitzen derzeit fünf Männer. Es ist nach den internen Gender-Richtlinien völlig klar, dass bei den nächsten zwei oder drei Berufungen nur Frauen hier eine Karrierechance haben. Männer haben keine Aussichten auf Aufstieg mehr. Da wechselt auch ein Klassejournalist lieber zur kleineren *Handelszeitung*, obschon er dort nicht mal 10 Prozent seiner vormaligen Leser erreicht.

Man kann diese Entwicklung aus zwei Perspektiven betrachten, aus der Perspektive des Geschlechterkampfes oder aus der Perspektive des Publikums.

Aus der Sicht des Geschlechterkampfes läuft es im Haus *Tages-Anzeiger* ideal. Die männlichen Stars der Redaktion gehen, und der Frauenanteil steigt.

Aus Sicht des Publikums, zu dem ich gehöre, läuft es weniger ideal. Die besten Journalisten beim *Tages-Anzeiger* sind nun mal Männer. Das ist keine subjektive Meinung, das ist statistisch erhärtet. In der täglichen Messung der Artikel-Performance – was wird wie lange gelesen? – schaffen es beim Blatt nur selten Texte von Journalistinnen auf die vorderen Plätze. Gut gelesen wird primär, was Männer schreiben.

Die Männer, die das Blatt journalistisch prägen, verlassen nun die Redaktion. Ich glaube, bei dieser Art von Frauenförderung geht der Schuss hinten hinaus.

Sie ist die interessanteste Grüne im Bundeshaus

Die 34-jährige Aargauerin Irène Kälin wird Nationalratspräsidentin. Was bedeutet das für die bürgerliche Konkurrenz?

Marcel Odermatt

Bern

Am 29. November – dem ersten Tag der Wintersession – wird die Aargauerin Irène Kälin zur Präsidentin des Nationalrats gekürt. Wer die 34-Jährige in ihrem Amtsjahr bei einem Anlass dabei haben will, könnte ein Novum in der Geschichte dieses Amtes erleben. «Wenn es sich mit der Kinderbetreuung nicht anders regeln lässt, werde ich nur teilnehmen, wenn der Veranstalter dafür sorgt, dass mein Sohn Elija während meines Auftritts betreut wird», sagt Kälin im Gespräch mit der *Weltwoche* im Bundeshaus. Die Chancen, dass einige der Organisatoren zu Babysittern mutieren, stehen gut: Der Vater des dreijährigen Buben – der 56-jährige Ringier-Journalist Werner De Schepper – reduziert zwar während des Präsidentschaftsjahrs seiner Partnerin seine Präsenz im Büro von heute 80 auf 60 Prozent. Trotzdem rechnet die Grüne mit einigen Terminkollisionen in den nächsten Monaten.



«Ich weiss, wie langsam sich Dinge verändern»: Islamwissenschaftlerin Kälin.

Land auf Linkskurs trimmen

Die Islamwissenschaftlerin darf als Senkrechtstarterin im Bundeshaus bezeichnet werden. Ende 2017 löste sie Jonas Fricker ab, der nach einem unsäglichen Vergleich zwischen Schweinetransporten und der Deportation von Menschen nach Auschwitz seinen Platz räumte. Nur vier Jahre später schwingt sie das Glöcklein als Parlamentsleiterin, als erst zweite Grüne nach Maya Graf (2013) überhaupt. Die in Lenzburg aufgewachsene Politikerin gehört zu die-

sen jungen Nationalräten, die zwar selber keine Schwergewichte sind und den Kurs der grossen Kammer nicht bestimmen, aber konsequent und verlässlich daran arbeiten, das Land Schritt für Schritt auf Linkskurs zu trimmen. Ob WWF, Greenpeace, Anti-AKW-Verein «Beznau Verfahren», Neue europäische Bewegung Schweiz oder die Arbeitnehmendenorganisation Arbeit Aargau: Überall mischt Kälin mit oder hat in den letzten Jahren mitgemischt.

Dabei weiss sie sich richtig in Szene zu setzen und betreibt cleveres Selbstmarketing. Bereits kurz nach der Geburt nahm sie ihren Sprössling publikumswirksam in den Ratssaal. Während der Session stampfte De Schepper mit dem Säugling um den Bauch durch das Bundeshaus in der Absicht, das Baby der Mutter im Zweitstundentakt zum Füttern vorbeizubringen. Um der eigenen Position Nachdruck zu verhelfen, schreckt sie vor klischierten Aussagen nicht zurück. So erklärte Kälin kürzlich an der Frauensession, der weibliche Teil der Schweizer Bevölkerung würde für 242 Milliarden Fran-

ken oder 30 Prozent des Bruttoinlandprodukts einen «freiwilligen Beitrag an unsere Gesellschaft» leisten. «Einfach so. Gratis und franko. Ohne Lohn. Ohne Sozialversicherungen. Meist auch ohne viel Anerkennung. *Bitz* viel, wenn sie mich fragen», raunte sie dem Publikum unter tosendem Applaus zu.

Doch solche Behauptungen sind – wie bei Politikern aus anderen Lagern – vor allem *pour la galerie*, um der eigenen Basis zu gefallen. Wer mit ihr diskutiert, merkt rasch, wie pragmatisch und nüchtern die in Oberflächens bei

Ob WWF, Anti-AKW-Verein oder Neue europäische Bewegung: Überall mischt Kälin mit.

Schinz nach lebende Volksvertreterin eigentlich unterwegs ist. Auf die Frage, was sie konkret unternehme, um als Nationalratspräsidentin zu helfen, die von den Umweltschützern in extenso beschworene «Erderhitzung» zu be-



kämpfen, folgt eine längere Pause. Nach einigem Nachdenken erklärt sie, dass der präsidiale Rebensaft aus «biologisch-dynamischem Wein» ihres Wohnorts stammen werde, und fügt an, «dass es leider nicht in der Macht der Nationalratspräsidentin liegt, konkrete Massnahmen gegen die Klimakrise zu beschliessen».

Dass ein Öko-Wein nicht reichen wird, die Welt im grünen Sinn zu retten, ist sicher richtig. Doch interessanterweise erhebt Kälin gar nicht den Anspruch, sich in den nächsten Monaten umweltschonender zu verhalten als ihre

Reisen mit dem Flugzeug können «durchaus sinnvoll und notwendig sein».

Vorgänger. Und das auch dort, wo sie durchaus Akzente setzen könnte – beispielsweise bei der Wahl ihres Fortbewegungsmittels. «Wenn es sich nicht verhindern lässt und es sinnvoll ist, dann werde ich auch mit dem Flugzeug verreisen», sagt sie. Um internationale Verpflichtungen zu erfüllen, könnten Reisen in diesem sonst von jener Seite verpönten Transportgerät «durchaus sinnvoll und notwendig sein». Als Chefin des Rats steht ihr auch der Gebrauch einer Limousine mit Chauffeur zu. Wer erwartet, dass Kälin bei der Benützung der spritfressenden Luxuskarosse besonders sorgfältig agieren würde, sieht sich ebenfalls getäuscht. Wie beim Fliegen will sie auch hier situativ entscheiden. «Wenn es nötig ist, kann ich mir durchaus vorstellen, dass ich mich manchmal nach Hause chauffieren lasse.»

Schwammiges Motto

Es erstaunt deshalb nicht, dass ihr etwas schwammiges Motto fürs Präsidialjahr keine grossen Erwartungen weckt: «Vereinbarkeit». Darunter versteht sie nicht nur die aus ihrer Sicht schwierige Kompatibilität von Beruf und Familie, sondern die Suche nach einem Kompromiss zwischen den Meinungen und Positionen, die in der Schweiz im Zuge der Corona-Pandemie immer weiter auseinanderdriften würden. «Dieser Polarisierung möchte ich entgegen-treten.» Sie freut sich auf die Treffen mit unterschiedlichsten Menschen. «Dass ich in meinem Amtsjahr aus meiner Bubble ausbrechen kann, wird mich bereichern», ist Kälin überzeugt.

Alle Optionen offenhalten. Und wenn es einem opportun erscheint, das Gegenteil davon machen, was man tagaus, tagein predigt. Aber immer den Druck auf die Gesellschaft mit einem nicht endenden Forderungskatalog aufrechterhalten: Irène Kälin ist durchaus eine stimmige Repräsentantin ihrer Generation. Dazu passt die Symbolpolitik, die sie in ihrem Jahr an der Spitze des Nationalrates zelebrieren möchte. An Sessionstagen, da sich wichtige Ereignisse aus der Geschichte der Frauenbewegung jähren, will

sie ihre Ratskollegen auf das Datum aufmerksam machen. Kostet nichts, und der Applaus ist ihr sicher.

Sympathischer Pragmatismus

Druck macht sie sich selbst keinen vor ihrem grossen Jahr: «Ich weiss, wie langsam sich Dinge im Bundeshaus verändern.» Sie wäre beispielsweise dafür, dass das Parlament einmal pro Monat für eine Woche statt viermal im Jahr für drei Wochen zusammenkommt. «Das würde es vielen National- und Ständeräten einfacher machen, neben ihrem politischen Amt noch einer anderen Tätigkeit nachzukommen.» Sie werde neue Sitzungsmöglichkeiten wieder zur Diskussion stellen, glaube aber nicht, dass sich solche fundamentalen Neuerungen innert kurzer Zeit realisieren liessen. «So wie das Parlament heute tickt, braucht es dafür viel Zeit.»



Ganz klare Vorstellungen hat sie, was die Zusammensetzung des Bundesrates betrifft. «Es ist ein totaler Missstand, dass eine solche grosse Zahl von Menschen in der Landesregierung nicht vertreten ist. Das gab es in der Geschichte des Bundesstaats noch nie.» Deshalb sei eine Korrektur dringend notwendig. Was Kälin damit meint: Die Grünen sollen einen Sitz in der Exekutive bekommen, «realistischerweise auf Kosten der FDP».

Irène Kälin ist nicht nur eine passende Vertreterin ihrer Generation. Sie bildet auch perfekt den Zeitgeist ab. Ihr Pragmatismus und Realismus sind durchaus sympathisch. Daran sollte man denken, wenn Kälin und die Grünen das nächste Mal ihre politischen Parolen zum Besten geben.



INSIDE WASHINGTON

Joe Biden geht der Sprit aus

Joe Bidens Motor ist arg am Stottern. Der Präsident, der selbst bei der Rettung des Planeten eindöst, wie neulich am Klimagipfel in Glasgow, bekommt die Quittung seiner Öko-Politik serviert. CNN berichtet, dass die hohen Benzinpreise an den Zapfsäulen den Amerikanern zu schaffen machen. Die Bank of America prognostiziert, dass der Rohölpreis, der sich bereits auf einem Siebenjahreshoch befindet, bis Juni nächsten Jahres um 45 Prozent höher sein wird als jetzt. Und Bidens Energieministerin bestätigte, dass die Heizkosten im Winter steigen werden.

Angesichts der Tatsache, dass Bidens Zustimmungsrate in der Öffentlichkeit unter 40 Prozent gefallen ist, flüchten die besorgten Demokraten in Deckung. Elf Demokraten im Senat, darunter die progressiv-grüne Senatorin Elizabeth Warren aus dem tiefblauen Massachusetts, schickten Biden am Montag einen Brief, in dem sie den Oberbefehlshaber anflehten, «dafür zu sorgen, dass die Amerikaner es sich leisten können, ihre Autos an der Zapfsäule zu betanken». Sie moniert, dass die steigenden Energiekosten für die Wähler ihres Heimatstaates eine «unangemessene Belastung» darstellen. Möglicherweise belasten sie auch ihre politische Zukunft. NBC News berichtet, dass die Wähler jetzt mehr Vertrauen in die Republikaner haben, wenn es darum geht, die Inflation in den Griff zu bekommen und die Wirtschaft anzukurbeln.

Als Biden vor einem Jahr über den ehemaligen Präsidenten Trump triumphierte, schwärmten die Mainstream-Medien davon, dass «die Erwachsenen wieder das Sagen» hätten. Wenn das Gouverneursrennen letzte Woche in Virginia, wo Eltern in Sorge über die linke Indoktrination ihrer Kinder in Scharen aufgestanden sind, ein Vorbote ist, kann Biden sein Nickerchen in Ruhe beenden.

Amy Holmes

Schlechter Rat ist teuer

Die Corona-Task-Force begleitet den Bundesrat in der Pandemie.

Ein Blick in die gut versteckten Protokolle zeigt: Das Gremium kommt seinem Auftrag nicht nach.

René Zeyer

Es wird nicht gespart: «Die rund 100 temporären Mitarbeitenden in der Taskforce kosteten den Bund im 2020 rund 5 Millionen Franken.» Das steht in den Protokollen der Beratungs-Dunkelkammer «Taskforce BAG Covid-19» (BAG-TF). Sie wurden erst nach einem parlamentarischen Vorstoss unvollständig und gut versteckt ins Internet gestellt – vielfach umfangreich geschwärzt. «Wir begrüßen die Entscheidungen des Bundesrats»: So hoheitsvoll gebärdet sich der Chef der «Swiss National Covid-19 Science Task Force» (SN-TF) in der «Tagesschau». Hinter dem sperrigen Namen verbergen sich ein selbsternanntes Beratergremium von nun abgespeckt 25 Wissenschaftlern und ein vierköpfiges «Management-Team».

Diese nicht demokratisch legitimierte Versammlung sollte ab Januar 2020 den Bundesrat in seiner Corona-Politik beraten. Ausdrücklich ist im «Rahmenmandat» festgehalten: Die Mitglieder «kommunizieren nicht selbständig nach aussen». Stattdessen warfen sie sich zur obersten Kontrollinstanz auf, bis Bundesrat Alain Berset der Kragen platzte: «Die Wissenschaftler sind sehr wichtig für uns, aber sie regieren nicht die Schweiz.» Denn all diesen Beratergremien ist etwas gemein: Sie handeln völlig haftungs- und verantwortungsfrei. Die SN-TF übernahm die Rolle des Lautsprechers in der Öffentlichkeit, die BAG-TF hielt sich im Hintergrund.

Ethnologin als Chefin

Während bei der SN-TF nicht mal Protokolle geführt wurden, fördern die Papiere der «Taskforce BAG Covid-19» Erschreckendes zutage. Über diese ist wenig bekannt. Ihre Co-Leiterin Christine Kopp bringt beste Qualifikationen mit. Sie ist Ethnologin und war stellvertretende Leiterin der Fachstelle für Rassismusbekämpfung. Das trifft sich gut, das Virus ist ja ausländischer Herkunft. An den Sitzungen nahmen auch «je nach Thema verschiedene Mitglieder der Science Task Force teil». Die Papiere zeigen, dass sich diese Task-Force nur sehr am Rande mit ihren Aufgaben laut Pflichtenheft befasste, also Überwachung und Analyse der «Ausbreitung des Coronavirus in der Schweiz»:

— Impfungen im Allgemeinen und einer dritten Impfung wird unkritisch das Wort geredet.

— Aspekte wie Kosten/Nutzen von Massnahmen spielen in den Protokollen keine Rolle.

— Grosser Wert wird hingegen auf das Monitoring der veröffentlichten Meinung gelegt und

Die Task-Forces sollten den Bundesrat aus der Umklammerung befreien. Das ist misslungen.

auf Kommunikationsstrategien, wie diese beeinflusst werden könnte.

— Demokratische Entscheide wie das Ergreifen eines Referendums gegen das verschärfte Covid-Gesetz werden hämisch kommentiert: «Die Frist für die Unterschriftensammlung läuft nur bis zum 8. Juli, sie müssen sich also beeilen.»

— Wichtige Informationen wie die, mit wem in «partnerschaftlicher Zusammenarbeit technische Lösungen zum Covid-19-Zertifikat in Diskussion» seien, sind geschwärzt.

— Es werden Propagandamassnahmen diskutiert, die nichts mit dem Auftrag der Task-Force zu tun haben («Arbeiten für die Bildung einer kommunikativen Impf-Allianz zur Förde-

rung der allgemeinen Impfbereitschaft wurden aufgenommen»).

— Antizipierend werden die Geschäfte des Bundesrats diskutiert, gar «Hinweise für Speaking Notes für BRAB bei Covid-Traktanden» erarbeitet («wir sind auf eure Fach-Inputs angewiesen und schätzen diese» – Rest geschwärzt). Die Task-Force bestimmt also das Wording von Gesundheitsminister Alain Berset (BRAB).

— «Sprachreglung», «Bereinigung der Statistiken», «heute 154 Artikel im Medienspiegel»: Das interessiert mehr als die Protokollierung wissenschaftlicher Erkenntnisse oder Debatten.

— Während der Gesundheitsminister eine «Normalisierungsphase» im Sommer 2021 ankündigte, hält die Task-Force fest: «Für einen Wechsel ist es noch zu früh.»

Frustriertes Mitglied zitiert Rilke

Entlarvend ist die Darstellung einer «aktuellen Kampagnenwelle» von Februar bis März 2021: «Halbredaktionelle Beiträge (Sponsored Content) mit Fokus auf ältere Bevölkerung in diversen Zeitungen, Zeitschriften und Online-Portalen.» Und: «Kommunikationsmassnahmen in Zusammenarbeit mit Pflegeorganisationen» – die Namen sind geschwärzt.

Nur in einem lapidaren Satz wird dagegen ein Kernproblem der Impfkation erwähnt: «Hersteller empfehlen dritte Impfung. Verträge mit Impfstoff-Herstellern: Hersteller übernehmen keine Haftung.» Das widerspricht dem Produkthaftungsgesetz: «Vereinbarungen, welche die Haftpflicht nach diesem Gesetz gegenüber dem Geschädigten beschränken oder wegbedingen, sind nichtig.» Das wiederum wird in Art. 70 des Epidemiengesetzes aufgehoben. Allerdings nur während einer «besonderen oder ausserordentlichen Lage». Wie sieht es dann bei einer Rückkehr in die Normalität aus?

Die beiden Task-Forces sollten den Bundesrat aus der Umklammerung der Krisenstäbe befreien. Das ist misslungen. Ein frustriertes Mitglied der SN-TF zitiert dazu das Rilke-Gedicht «Der Panther»: «Und hinter tausend Stäben keine Welt.» Stattdessen ein von Gremien mit Tunnelblick beratener Bundesrat im Blindflug.



„Unser moderner Kurzhaarschnitt ist besonders preiswert...“

Erfolgreichste Bewegung der Welt

Eine kleine, laute Gruppe arbeitet daran, eine funktionierende Ordnung komplett umzuwerfen.



Es kann doch nicht sein, dass es einfacher ist, sein Geschlecht zu ändern, als einen WK zu verschieben.» Dieser Leserkommentar im *20 Minuten* bringt auf den Punkt, was viele Menschen denken. Ab nächstem Jahr kann man seinen Geschlechtseintrag auf dem Zivilstandsamt anpassen lassen, wenn man innerlich fest davon überzeugt ist, nicht dem eingetragenen Geschlecht zuzugehören. Die Anpassung kostet 75 Franken, dafür benötigt es keine psychologischen Abklärungen, kein Gerichtsverfahren, keine Operation.

Man muss kein Einstein sein, um zu erkennen, dass diese Konstellation für gesellschaftlichen Wirbel sorgt. Man spricht sogar von einem Gender-Krieg, und die zwei Gruppen, die am meisten hervorstechen, sind Trans-Aktivistinnen und genderkritische Feministinnen. Den Ton geben Erstere an, Letztere müssen sich mit der Oppositionsrolle begnügen. Der Trans-Aktivismus zählt global zahlenmässig zu den kleinen Gruppen, er hat es aber innert relativ kurzer Zeit geschafft, grosse Teile der Medien, der Akademikerzirkel, der Politik und des modernen Feminismus für seine Ansichten und Bedürfnisse zu vereinnahmen und öffentliche Kritiker, bis auf einige wenige, krachend verstummen zu lassen. Die Trans-Bewegung ist die erfolgreichste Bewegung der Welt.

Für Trans-Aktivistinnen und ihre Sympathisanten ist das Geschlecht ein soziales Konstrukt. Um eine Frau zu sein, reicht es, sich als solche zu identifizieren, dasselbe gilt bei Männern. Bedenken über eventuelle negative Folgen der geschlechtlichen Selbstidentifikation schmettern sie ab. Noch mehr: Wer es wagt, ihre Doktrin zu hinterfragen, wird gnadenlos gepeinigt und als transphob diffamiert. Das letzte Opfer ist die britische Philosophin Kathleen Stock. Druck, Beschimpfungen und Drohungen von

Trans-Aktivistinnen waren so gewaltig, dass sie ihre Professur an der Uni Sussex niederlegte. Ähnlich ist es den Professorinnen Jo Phoenix und Rosa Freedman ergangen.

Genderkritische Feministinnen wie Stock sprechen sich dafür aus, dass das biologische Geschlecht zählt und nicht einfach dem selbstgewählten unterstellt werden kann. Sie sehen die Vermischung von Geschlecht und Gender als problematisch, vor allem aber wehren sie sich dagegen, dass ein Mann als Frau gelten und Frauenrechte für sich beanspruchen kann, nur weil er sich als Frau fühlt – sich also ohne Umwandlung, Operation oder Hormontherapie als solche bezeichnen kann. Damit schade man dem Schutz der Frauen und biete Übergriffigen einen Vorwand – speziell in Bereichen wie Umkleidekabinen, Frauenhäusern, Frauengefängnissen, aber auch im Sport.

Die extreme Unvereinbarkeit von Oldschool-Feministen und Trans-Aktivistinnen war für mich – als Zaungast bei dem immer weiter eskalierenden Streit – vorhersehbar, und ganz ehrlich: Ich wüsste nicht, wie sich die Schranken überwinden liessen. Es scheint, dass die emotionsgeladene Empfindsamkeit grosser Teile der Trans-Community gar keine vernünftige Lösung des Problems zulässt.

Was ich jedoch weiss: Eine Frau zu sein, ist nicht einfach ein Gefühl, das man beliebig an- und abschalten kann. Oder das einmal vorbeigeht. Man kann biologische Tatsachen nicht aussortieren wie ein abgetragenes Paar High Heels, denn das biologische Geschlecht entscheidet über viele Faktoren in unserem Leben: Wie stark ich bin, wie gross ich bin, ob ich die Periode habe, Kinder gebären kann. Aber auch für unsere Rechte und Pflichten ist es entscheidend, ob man biologisch männlich oder weiblich ist.

Wenn das Geschlecht keine Rolle mehr spielt, hiesse das beispielsweise, dass Frauen Militärdienst zu leisten hätten und längst das gleiche Rentenalter für alle gelten müsste.

Dass man das Leben von Trans-Menschen nicht unnötig erschwert, ist wichtig und richtig. Und selbstverständlich verdienen sie die gleichen Rechte und den gleichen Respekt wie alle anderen. Auf der anderen Seite müssen wir aber auch nicht so tun, als würde das Aufheben aller Grenzen keine neuen Probleme mit sich bringen. Möglichen Spielraum für Missbrauch zu leugnen, ist naiv. In Deutschland hat sich im August ein Mann am Tag einer politischen Abstimmung als Frau definiert und einen Quotenplatz bei den Grünen bekommen. Das ist eher absurd als tragisch. Situationen wie im Sport, wenn biologische Frauen gegen Trans-Frauen antreten müssen und haushoch verlieren oder im Women-only-Nacktbereich des Spas plötzlich ein sich als Frau identifizierender Mann und sein nacktes Gemächt vor einem stehen, wie neulich in Los Angeles geschehen, sind problematisch – und real. In Kanada zerrte eine Transgender-Frau, im Besitz von Penis und Hoden, Kosmetikerinnen eines Frauensalons vor Gericht, weil sie sich weigerten, ihre Intimzone zu wachsen. In Grossbritannien liess sich eine angebliche Transgender-Frau ins Frauengefängnis überführen und belästigte dort zwei Frauen sexuell.

Zurück zum Zivilstandsamt. Ein pragmatisches Vorgehen wäre vielleicht, Angaben zu Geschlecht und Geschlechtsidentität separat zu registrieren. Das wäre vermutlich auch im Sinne der grossen gesellschaftlichen Mehrheit, die dagegen aufbäumt, dass eine funktionierende Geschlechterordnung von einer kleinen, mächtigen Bewegung komplett umgekrempelt wird.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter @TamaraWernli

«Der Staat entwickelt fast autoritäre Züge»

Rechtsprofessor Hans-Jürgen Papier war der höchste deutsche Richter. Nun warnt er vor einem schleichenden Abbau der Freiheitsrechte.

Roman Zeller

Hans-Jürgen Papiers Wort hat Gewicht: In Westberlin aufgewachsen, präsidierte der heute 78-jährige Jurist das Bundesverfassungsgericht, das höchste Gericht Deutschlands. Ob die Politik im Einklang mit der Verfassung handelte, darüber befand er.

Mit «Freiheit in Gefahr» publizierte der emeritierte Rechtsprofessor unlängst eine kritische Auseinandersetzung mit den Corona-Massnahmen. Im *Weltwoche*-Interview spricht Hans-Jürgen Papier umfassend über die Nation, in deren Namen er einst urteilte.

Weltwoche: Herr Papier, von 2002 bis 2010 amtierten Sie als Bundesverfassungsgerichtspräsident. Wie geht es Deutschland heute?

Hans-Jürgen Papier: Ich möchte keinen Alarmismus verbreiten, aber gewisse Fehlentwicklungen kann ich nicht leugnen. Die Rechtsstaatlichkeit, auch und gerade die Freiheitsrechte, droht zum Teil zu erodieren.

Weltwoche: Was besorgt Sie am meisten?

Papier: Dass während der Pandemie unsere Freiheitsrechte teilweise durch unverhältnismässige Beschränkungsmassnahmen belastet wurden oder werden. Das muss aufgearbeitet werden. Ich hoffe, das wird uns helfen, in künftigen Krisensituationen nicht so irrational zu handeln, wie das mitunter geschehen ist.

Weltwoche: Wo sehen Sie die Lichtblicke?

Papier: Dass wir den Wert der Freiheit zunehmend wieder schätzen lernen.

Weltwoche: Wie optimistisch sehen Sie die bevorstehende Ampelkoalition?

Papier: Recht optimistisch insoweit, als ich mir eine Stärkung des Parlamentarismus erhoffe – vor allem während der grossen Koalitionen entwickelte sich eine gewisse Exekutivlastigkeit. Ich wünsche mir eine stärkere Opposition, mehr Belebung, das ist dringend nötig.

Weltwoche: Wo liegt die entscheidende Hürde, damit das Ampelbündnis funktioniert?

Papier: Die Frage ist, ob man sich der drängenden Themen schonungslos annimmt. Der Nachhaltigkeit etwa – nicht nur des Klimas, sondern vor allem auch der sozial- und finanzpolitischen Nachhaltigkeit, der Renten, der Verschuldung.



«Ich würde mir mehr Bürgernähe wünschen»: Jurist Papier.

Ich bin skeptisch, ob die Ampel da einen Fortschritt erreicht; das gilt auch für die Wahrung der Rechtsstaatlichkeit: Seit Jahren wird etwa das Asylrecht weder eingehalten noch durchgesetzt.

Weltwoche: Warum stockt's da?

Papier: Faktisch ist unser Asylrecht zu einem Asylbewerberrecht geworden. Auch wer ersichtlich kein Recht auf Asyl hat, kann bei uns einreisen – illegal, ohne Konsequenzen. Mag sein, dass das Asylrecht reformbedürftig ist – ich meine, ja. Meine Feststellung ist: Weder die Reform gelingt noch die Durchsetzung der Gesetze.

Weltwoche: Sie sind Mitglied der CSU. Sagen Sie etwas Wohlwollendes über die Union, die zurzeit die grösste Krise seit langem erlebt.

Papier: In diesen Volksparteien steckt viel Potenzial, gerade jetzt, mit den Bewerbern um

den Vorsitz. Wenn sich die Union – das sage ich als Bürger – wieder politische Grundsätze und Ziele gibt, kann es gut werden. Die Entpolitisierung der letzten Wahlperioden war verhängnisvoll, die Quittung hat die Partei jetzt bekommen.

Weltwoche: Wer ist Ihr Hoffnungsträger?

Papier: Ich bitte um Verständnis, dass ich in die Kandidatenkür nicht eingreifen will.

Weltwoche: Und wie beurteilen Sie die scheidende Kanzlerin, Angela Merkel?

Papier: Dazu möchte ich auch nichts sagen.

Weltwoche: Zu Ihrem Buch «Freiheit in Gefahr»: Wodurch sehen Sie die Freiheit entscheidend bedroht?

Papier: Die Freiheitsrechte, die Abwehrrechte der Bürger gegenüber dem Staat, sind in Zeiten der Pandemie besonders gefährdet. Staatliche

Eingriffe hätten wir uns vor zwei Jahren in dieser Tragweite nie vorstellen können. Aber das Problem geht darüber hinaus: Mein Eindruck ist, dass sich unser Staat zwar nicht zur Diktatur entwickelt, das ist abwegig. Aber schon zum wohlwollenden Fürsorge- und Wohlfahrtsstaat, der seine Bürger bisweilen als Untertanen versteht, manchmal fast schon mit autoritären Zügen.

Weltwoche: Wer ist verantwortlich: die Regierung mit ihrem Auftreten oder das Parlament mit seinem Hang zur Selbstaufgabe?

Papier: Die Politik insgesamt. Interessant ist: Viele Bürger scheinen sich damit ganz gut zu arrangieren. Der Staat als Vollversorger oder -versicherer, das scheint vielen zu passen.

Weltwoche: Stimmt es wirklich, dass Deutsche so obrigkeitshörig sind, wie es heisst?

Papier: Das ist unterschiedlich. Es mag sein, dass die Staatsgläubigkeit relativ stark verbreitet ist. Eine gewisse Neigung besteht schon.

Weltwoche: In Thüringen hatte ich ein anderes Gefühl: Ich erlebte freiheitsliebende Deutsche. Täuscht dieser Eindruck?

Papier: Nein, natürlich nicht! Das können Sie überall in Deutschland erleben. Vielleicht wird in den ostdeutschen Ländern aufgrund ihrer Vorgeschichte der Wert der Freiheit eher erkannt,

«Unser Staat entwickelt sich zum Fürsorge- und Wohlfahrtsstaat, der seine Bürger als Untertanen versteht.»

womöglich mehr als in den alten Ländern, wo Freiheit quasi zur Selbstverständlichkeit verkam. Dass Freiheit eine demokratische Dimension hat, wollen viele Menschen nicht mehr sehen.

Weltwoche: Ist nicht die wichtigste Erkenntnis aus Corona, dass der Mensch Sicherheit der Freiheit vorzieht?

Papier: Diese Tendenz besteht seit längerem, schon bei der Terrorbedrohung war das erkennbar. Diese Spannungslage prägte meine Amtszeit in Karlsruhe. Aber: Nicht alles, was aus Sicherheitsgründen sinnvoll wäre, ist auch grundrechtlich zulässig. Im Rechtsstaat legitimiert der gute Zweck des Schutzes von Sicherheit und Gesundheit nicht jeden Eingriff in die Freiheitsrechte, jedweder Schwere und Tragweite. Die Politik sah das während der Pandemie teilweise anders: Wenn es um Sicherheit und Gesundheit geht, seien mehr oder weniger alle Mittel recht. Das ist im Rechtsstaat nicht zulässig.

Weltwoche: Freiheit wird verschieden wahrgenommen: Manche sehen die Zertifikatspflicht als Eingriff in ihre Freiheitsrechte, andere als Freiheitsgewinn. Wie beurteilen Sie das?

Papier: Wichtig ist: Personen, von denen nur noch eine minimale Ansteckungsgefahr ausgeht und die praktisch keine schwere Krankheitsgefährdung aufweisen, dürfen nicht mehr mit schwerwiegenden Freiheitsbeschränkungen belastet werden. Und damit ist eine Differenzie-

rung von geimpften und nichtgeimpften Personen verbunden.

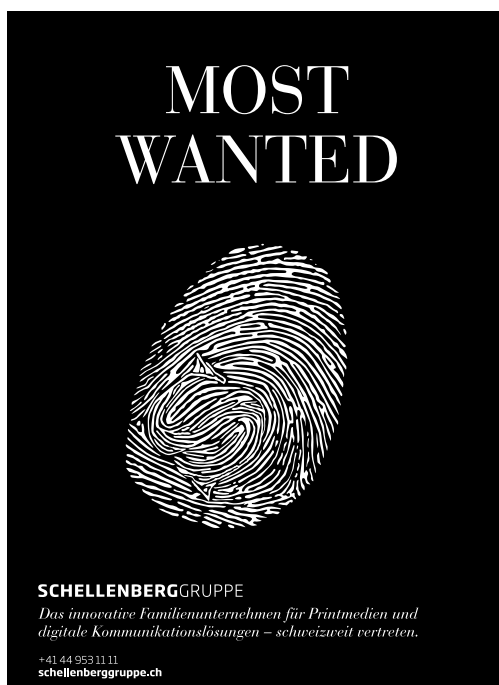
Weltwoche: Wäre es nicht viel ehrlicher, eine Impfpflicht zu erlassen wie bei den Masern?

Papier: Nein, das wäre eine noch viel rigorosere Massnahme; es geht ja, anders als bei den Masern, um einen Impfstoff, der sehr neuartig ist. Ich verstehe, wenn die Politik vor einer allgemeinen Impfpflicht zurückschreckt, ich würde mich auch dagegen aussprechen.

Weltwoche: Manche fordern nach dem Corona- einen Klima-Notstand. Was sagen Sie dazu?

Papier: Die Notstandsverfassung gilt nur für den Verteidigungsfall, wenn ein Angriff auf Deutschland erfolgt oder unmittelbar bevorsteht. Ich sehe keine Möglichkeit für einen Notstand, um das Klima zu retten.

Weltwoche: Das Bundesverfassungsgericht statuierte, dass Massnahmen «zum Schutze des



Klimas verhältnismässig und gerechtfertigt» sein könnten. Beunruhigt Sie das?

Papier: Nein, der Hinweis auf die Verhältnismässigkeit macht deutlich, dass es auf die Schwere ankommt. Eine generelle Aussage zur Zulässigkeit und Verhältnismässigkeit künftiger Grundrechtseingriffe ist nicht möglich.

Weltwoche: Ganz generell, wie unabhängig und neutral sind die Gerichte in Deutschland?

Papier: Ich habe gar keine Bedenken. Klar kann man über jedes Urteil eine abweichende Meinung äussern. Dass die Gerichte von der Politik gesteuert oder beeinflusst werden, halte ich für ausgeschlossen. Deutschland gehört zu den Staaten mit der unabhängigsten Justiz überhaupt.

Weltwoche: Ist diese Besetzung der Bundesverfassungsrichter, also dass Parteien Kandidaten zur Wahl aufstellen, noch zeitgemäss?

Papier: Gesetzlich ist im Bundestag und im Bundesrat eine Zweidrittelmehrheit nötig. Keine Koalition und keine Partei kann einfach so einen Wunschkandidaten durchsetzen.

Weltwoche: Aber der Kandidat hat eine Partei im Rücken.

Papier: Ja, das ist zum Teil so. Das hat sich nicht als Mangel erwiesen. Würde ein Mitglied parteipolitisch argumentieren, hätte es keine Chance.

Weltwoche: Wäre ein AfD-Richter denkbar?

Papier: Politisch undenkbar zurzeit. Das wäre ein Affront gegenüber dem Gericht, die Reputation wäre entscheidend beeinträchtigt.

Weltwoche: Warum? Ist diese Partei wirklich verfassungsbedrohend?

Papier: Zur Verfassungsfeindlichkeit der AfD möchte ich keine Stellung nehmen. Wie Sie aber wissen, vereint sie unterschiedliche Strömungen. Im Übrigen ist das Verfassungsgericht nicht so strukturiert wie das Bundestagspräsidium, wo alle Fraktionen vertreten sein sollen. Das wäre für das Verfassungsgericht sinnwidrig.

Weltwoche: Gibt es etwas, das Sie der AfD zugutehalten? Etwas, das sie richtig macht?

Papier: Sie gibt sich ja selbst als Rechtsstaatspartei aus. Wenn das über alle Strömungen hinweg zweifelsfrei so wäre, dann wäre das ja gut. Nur fragt sich, was in der Partei durchgehend als Rechtsstaatlichkeit verstanden wird. Hier glaube ich nicht, dass wir übereinstimmen.

Weltwoche: Disqualifiziert sich diese Partei durch ihr Programm? Durch Beschlüsse oder Parlamentsvorstösse? Wo liegt das Problem?

Papier: Es kommt vieles zusammen. Sie werden verstehen, dass ich an dieser Stelle nicht auf die einzelnen Aspekte eingehen kann. Ich kann für mich als Privatperson und Anhänger der Freiheitlichkeit von Staat und Recht sprechen: Diese Partei ist keine wählbare Alternative.

Weltwoche: Generell: Wurde das politische Klima rauer oder die Gesellschaft empfindlicher?

Papier: Ich erinnere mich gut an die politischen Verhältnisse zu meiner Jugendzeit, in der Studien- und Ausbildungszeit während der 68er Bewegung. Wer eine erstmalige gesellschaftliche Spaltung, eine Verrohung der Diskussion anprangert, kennt möglicherweise die Geschichte der Bundesrepublik nicht. Was damals geschah, war nicht nur in verbaler Hinsicht radikal, da kam es auch zu Gewaltausübung, auf den Strassen und in Universitäten.

Weltwoche: Ist es im Vergleich zu früher schwieriger, unbequeme Meinungen zu äussern?

Papier: Ja, doch, ich sehe eine Gefahr für die Meinungsfreiheit. Fairerweise: nicht vom Staat ausgehend, es ist vor allem ein gesellschaftliches Phänomen. Dass viele meinen, bestimmte Meinungen seien nicht sagbar, halte ich für falsch. Dass gewisse Künstler geächtet werden, weil sie eine Meinung vertreten, ohne gegen ein Gesetz zu verstossen, ist exemplarisch.

Weltwoche: Heute bestimmen Technologie-Konzerne, welche Meinungen gehen . . . >>>

BRIEF AUS GLASGOW

Gunthard Niederbäumer



Als Klimatologe und Vertreter der Schweizer Wirtschaft nehme ich in diesem Jahr schon zum vierten Mal als Teil der Schweizer Delegation an einer Klimakonferenz teil. Die diesjährige Veranstaltung in Glasgow ist einerseits geprägt vom omnipräsenten öffentlichen Klimadiskurs, andererseits von der Corona-Pandemie, was sich schon bei der Anreise zeigte.

Ich war in den vergangenen Jahren oft in Schottland, und bisher war dies immer einfach. Corona macht nun alles komplizierter: So musste ich – trotz zweifacher Impfung – unmittelbar vor der Reise und ein zweites Mal einen Tag nach der Ankunft einen PCR-Test über mich ergehen lassen. Kommt hinzu, dass wir Teilnehmer jeden Morgen einen Schnelltest machen müssen, bevor wir das Verhandlungsgelände betreten dürfen. Das heisst, allein in der ersten Verhandlungswoche wurde ich achtmal getestet.

Die Schweizer Verhandlungsdelegation besteht aus zwölf Mitarbeitenden der Bundesverwaltung und drei Vertretern der Zivilgesellschaft. Mit der Hälfte der Schweizer Delegation bin ich in einem Zweisternhotel untergebracht, das zu Fuss etwa dreissig Minuten vom Konferenzgelände entfernt ist. Die Verhältnismässigkeiten bleiben also gewahrt! Im Gegensatz zu Delegationen, die wegen Zimmerknappheit in Edinburgh übernachten müssen, bin ich so auch nicht auf Bus oder Taxi angewiesen.

Der Tag beginnt jeweils um Punkt acht Uhr mit einem Delegationsmeeting. Unser Delegationsleiter, Botschafter Franz Perrez, informiert über die wichtigsten Themen – und die Mitglieder berichten vom Stand der

Verhandlungen, die sie betreuen. Dies ist oft der einzige Moment, an dem die ganze Delegation zusammenkommt, und auch der einzige Fixpunkt in der vollbepackten Tagesagenda.

Im Anschluss daran werden Verhandlungstexte studiert, mit uns nahestehenden Ländern die Verhandlungstaktik besprochen – und letztlich die Verhandlungen geführt. An den Verhandlungen zu den wichtigsten Themen beteiligen sich oft bis zu hundert Länder. Einige haben sich zu Interessengruppen zusammengeschlossen, so zum Beispiel die Vertreter der kleinen Inselstaaten oder die Vertreter der afrikanischen Staaten. Die grösste Gruppe ist die

Für mich war es ein spezieller Moment, Joe Biden, Prinz Charles und Jeff Bezos live mitzuerleben.

G-77, die die Interessen von 134 Entwicklungsländern vertritt. Die Schweiz hat sich in einer Gruppe mit Mexiko, Korea, Monaco, Georgien und Liechtenstein zusammengeschlossen. Das hat sich irgendwie so ergeben.

Neben den Verhandlungen präsentieren verschiedene Länder und Organisationen ihre Projekte zur Treibhausgasreduktion oder zu weiteren Wissenschaftsthemen. Die Schweiz ist in Glasgow mit einem Pavillon zur Kryosphäre vertreten. Mit verschiedenen Postern und Vorträgen wird die Situation der Gletscher und von polaren Eisschildern beleuchtet und deren Bedeutung für das globale Klima erläutert. Der Pavillon wurde von Bundespräsident Guy Parmelin eröffnet.

Im Plenarsaal finden die öffentlichkeitswirksamen Veranstaltungen statt, die zu einem

grossen Teil in den Medien aufgenommen werden. So war ich am vergangenen Dienstag in der Session, an der über die Bedeutung der Land- und Forstwirtschaft für das Klima gesprochen wurde. Dieser Bereich ist darum so wichtig, weil er als bedeutende Kohlenstoffsenke dienen kann. So bekundeten Joe Biden und Boris Johnson ihre Unterstützung für ein Projekt, das vorsieht, den Wald im Kongodelta grossflächig wiederaufzuforsten. Auch Prinz Charles hatte in dieser Session zur Landwirtschaftsthematik einen Auftritt und den dringenden Appell geäussert, den Worten endlich Taten folgen zu lassen. Für mich war es ein spezieller Moment, Personen wie Präsident Biden, Prinz Charles und Jeff Bezos in einer Veranstaltung live mitzuerleben.

Im Allgemeinen ist unser Alltag jedoch wenig glamourös, was ich schon am Beispiel der Hotelunterkunft ausgeführt habe. Oft sitzen wir über Stunden in einem vollen Saal und diskutieren darüber, ob etwas nur zur Kenntnis genommen wird – oder ob es sogar begrüsst wird. Dies braucht zum einen viel Geduld, aber auch viel Gespür für die Feinheiten der englischen Sprache.

Die wichtigen Entscheide, sofern es solche geben wird, werden normalerweise im Schlusspurt, sprich am Ende dieser Woche, gefällt. Hoffen wir, dass wir etwas Konkretes mit nach Hause nehmen können. Es ist an der Zeit.

Gunthard Niederbäumer ist Klimatologe und leitet den Bereich Nichtleben und Rückversicherung im Schweizerischen Versicherungsverband (SVV). Als Vertreter der Wirtschaft gehört er zur Schweizer Verhandlungsdelegation für die 26. Klimakonferenz der Vereinten Nationen (COP 26) in Glasgow.



«Chalet RoyAlp Hôtel & Spa»

Zeit zum Abschalten im Chablais

Ausgelassenes Schneevergnügen und einen unvergesslichen Aufenthalt im Herzen der Waadtländer Alpen garantiert Ihnen das «Chalet RoyAlp». Das Fünfsternehotel auf einer Sonnenterrasse über dem Rhonetal lädt Sie ein zu Momenten der Entspannung in einer echten Oase der Ruhe.

Elegant, gemütlich und authentisch: In den 63 geräumigen Zimmern und Suiten harmonisieren Design, Komfort und Luxus. Wer Ruhe sucht, findet hier seinen Kraftort. Die Region bietet eine breite Vielfalt an sportlichen und kulturellen Aktivitäten: Fat-Bike, Schneesport, Schlittenhundefahrten, Skijöring, Langlauf, Schneeschuhwandern oder Höhlenforschen.

Kulinarischer Genuss wird im «Chalet RoyAlp» grossgeschrieben. Im Fine-Dining Restaurant «Le Jardin des Alpes» erleben Sie eine innovative und kreative Küche auf höchstem Niveau. Und in der Brasserie «Le Rochegrise» genießen Sie beliebte Klassiker.

Alles für das Wohlbefinden bietet das grosszügige «Spa by RoyAlp». Auf 1200 Quadratmetern erwarten Sie hochwertige Behandlungen und Massagen von Top-Profis. Ein Fitnessraum mit Nautilus-Trainingsgeräten,

personalisierte Coaching-Sitzungen, Yoga-Kurse und Detox-Programme ergänzen das Angebot.

Noch ein Tipp: Die Wintersportorte Villars, Gyon und Les Diablerets bilden ein einzigartiges Skigebiet mit über 132 km Skipisten. Die Bergstation Glacier 3000, höchster Punkt des Kantons Waadt, bietet ideale Schneeverhältnisse von Oktober bis Mai!



Platin-Club-Spezialangebot

Exklusives Leserangebot im «Chalet RoyAlp».

Leistungen:

- 2 Nächte inkl. Frühstück im Executive-Park-View-Zimmer
- Upgrade nach Verfügbarkeit
- Willkommensdrink
- 1 Abendessen im Restaurant «Le Rochegrise» im Wert von Fr. 85.– pro Person (exkl. Getränke)
- Zutritt zum Spa und 10 Prozent Rabatt auf Behandlungen
- Gratis Parkplatz und Transfer innerhalb von Villars

Spezialpreis pro Person im Doppelzimmer:
CHF 565.– (statt CHF 753.–)

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement unter Tel. 024 495 90 09 oder per E-Mail an reservation@royalp.ch. Bitte Kennwort «Weltwoche» angeben. Gültig für Aufenthalte bis zum 2. April 2022 (ausgenommen 24.12.21 bis 8.1.22 und 11.2. bis 26.2.22).

Veranstalter:

Chalet RoyAlp Hôtel & Spa, Villars-sur-Ollon
www.chaletroyalp.com

www.weltwoche.ch/platin-club

Chancen einer intelligenten Opposition

Sie wird umso glaubwürdiger sein, je weniger sie sich ideologisch verhebt.



Die politischen Begriffe von «links» und «rechts» sind historisch wandelbar und setzen als geistigen Bezugspunkt die Existenz einer «Mitte» voraus. Diese kann aber örtlich, zeitlich und längs der grossen Linien der Geschichte inhaltlich ganz unterschiedlich verortet sein. Das zeigt die Analyse der Bundestagswahl nach Wahlkreisen: In Friedrichshain-Kreuzberg kamen die Grünen auf 36,7 Prozent der Zweitstimmen, die AfD erreichte dagegen nur 4,1 Prozent. Genau umgekehrt war es im Wahlkreis Sächsische Schweiz, Östliches Erzgebirge: Dort bekam die AfD 31,9 Prozent der Zweitstimmen, die Grünen dagegen nur 5,3 Prozent.

Frauen mit Kopftüchern, arabische Clans, eine offene Drogenszene, ein vermüllter öffentlicher Raum und dysfunktionale Schulen halten die Wähler in Friedrichshain-Kreuzberg nicht davon ab, grün oder sonst links zu wählen. Umgekehrt haben im südlichen Sachsen sanierte Innenstädte, gesunde Waldluft und eine im Vergleich zu Berlin leistungsfähige öffentliche Verwaltung die Wähler nicht daran gehindert, die systemkritische AfD zur stärksten Partei zu machen. Offenbar sind es eher die grundsätzlichen Einstellungen der Bürger als die tatsächlichen Verhältnisse, die das Wahlverhalten bestimmen.

Die drei grossen Leitentscheidungen der Merkel-Ära – erstens der Übergang von der Europäischen Währungsunion zur Schulden- und Fiskalunion, zweitens der Ausstieg aus der Kernkraft, drittens die Öffnung der Grenzen für die grossen Fluchtbewegungen 2015/16 – knüpften eher an Kreuzberger als an sächsische Mentalitäten an, und genauso hat die Union auch ihren Wahlkampf geführt. Der Forsa-Chef Manfred

Güllner, traditionell der SPD zugeneigt, äusserte nach der Wahl die Einschätzung, dass die Union mit Söder als Kanzlerkandidaten 30 Prozent der Stimmen bekommen hätte. Das mag so sein. Wir würden dann demnächst von Schwarz-Gelb-Grün anstatt von Rot-Grün-Gelb regiert werden.

Wäre der unmittelbar wirkende Unterschied gross? Ich glaube nicht. In beiden Fällen würden die Leitentscheidungen der Merkel-Ära zunächst nicht hinterfragt. In beiden Fällen müsste die Bundesregierung in Bezug auf das hochgehypete Klimathema liefern. In beiden Fällen würde sich schnell zeigen, dass die politisch angekündigten CO₂-Reduktionen nicht bis 2030 umsetzbar sind. In beiden Fällen müsste die Regierung sich

Die grossen Leitentscheidungen der Merkel-Ära werden zunächst nicht hinterfragt werden.

zu den wachsenden Risiken der Geldpolitik der EZB verhalten und mit den Inflationsgefahren umgehen, die aus der europäischen Geldpolitik als auch aus der Klimawende herrühren.

Der eigentliche Unterschied besteht in der Zusammensetzung der Opposition. Im Falle eines Bundeskanzlers Söder wären in der Opposition die beiden roten Parteien einerseits und die AfD andererseits im Verhältnis zueinander wie Feuer und Wasser. Es gäbe somit auch keine wirksame Opposition gegen fiskalische Abenteuer. Kurzum: In der Opposition könnte keine potenzielle Regierung heranwachsen. Im jetzt absehbaren Fall einer rot-grün-gelben Regierung unter einem Bundeskanzler Scholz gibt es

dagegen eine wenn auch geringe Chance, dass Union und AfD sich in der Oppositionsarbeit nähern. Das bedingt allerdings, dass die AfD ihre Tendenz zur Fundamentalopposition aufgibt und die Union wieder stärker versucht, ihr bürgerlich-konservatives Profil zu schärfen.

Von Seiten der künftigen Bundesregierung wird es zahlreiche Steilvorlagen für eine wendige Opposition geben:

— Die kurz- und mittelfristigen Klimaziele, wie sie im Klimaschutzgesetz zum Ausdruck kommen, sind in ihrer Radikalität absurd. Vielfältige Formen des Scheiterns sind denkbar, ein stabiler Erfolgspfad ist dagegen nicht sichtbar.

— Eine gegen das Auto gerichtete Politik wird ausser im grünen Milieu ausgewählter Grossstädte unmöglich sein. 80 Prozent der Bürger brauchen das Auto. Die Stärkung der Schiene wird den Modalsplit nicht nachhaltig verändern. Die Gesamtmobilität wird nicht sinken.

— Ernsthafte Eingriffe in den Lebensstandard der breiten Schichten werden für die Legitimation der Regierung gefährlich sein.

— Nach zwei, drei Jahren Regierungszeit wird man bekennen müssen, dass die grossen nationalen Klimaziele gescheitert sind.

Dann kommt die grosse Stunde einer intelligenten Opposition. Diese wird umso glaubwürdiger sein, je weniger sie sich bis dahin ideologisch verhebt. Übrigens: Der jetzt zu wählende Oppositionsführer wird immer eine Übergangsfigur sein, und er kann umso freier agieren, je mehr er sich darauf einrichtet. Darum wäre aus meiner Sicht in dieser Zeit Friedrich Merz der Oppositionsführer mit der grössten Eignung.

Apotheke der Welt

Die Chemie- und Pharmaindustrie ist der stärkste Treiber der Schweizer Exporte. Basel ist der Kraftort des Landes. Die Aussichten stehen gut, dass es so bleibt.

Beat Gygi

Vor Basel stehen zwei Türme, die heute einen wichtigen Teil des Stadtbildes ausmachen. Die beiden originell geformten Hochhäuser von Roche sind die höchsten Gebäude der Schweiz, das zweite, nächstes Jahr bezugsbereit, übertrifft das erste noch ein wenig. Streben nach oben, höher steigen als die andern, herausragen aus dem Normalen, Rekorde vor Augen – unwillkürlich kommen solche Gedanken beim Anblick der Doppeltürme.

Gewaltige Gewichtsverschiebung

Auch beim Blick in die Statistik: Noch nie hat die Schweiz so viel exportiert wie jetzt. Im dritten Quartal erreichten die Ausfuhren mit 63 Milliarden Franken einen Rekord. Das ist bemerkenswert in einer Zeit, in der man viele Meldungen über angeschlagene Firmen, zerrissene Lieferketten, blockierte Transporte und den Mangel an Zwischenprodukten hört. Auch der Handelsbilanzüberschuss – die Differenz zwischen Ein- und Ausfuhren – kletterte auf knapp 13 Milliarden Franken, einen Rekord. Woher kommt dieser ungestüme Antrieb?

Klar, Uhrenindustrie, Bijouterie und Juwelierwaren haben frische Energie in die Auslandsgeschäfte gebracht, da nach den Corona-Störungen viele wartende Kunden wieder besser bedient werden können. Aber eigentlich ist es der Basler Motor, der den Export auf Touren gebracht hat: Roche, Novartis, Lonza und so weiter. Der grösste Schub kam im dritten Quartal nämlich aus den Geschäften der Chemie- und Pharmaindustrie; mit einem Plus von 1,3 Milliarden Franken verdanken wir mehr als die Hälfte des gesamten Exportwachstums dieser Branche.

So geht es seit langem: Die Ausfuhren der hiesigen Pharma- und Chemiefirmen laufen meistens besser und reichlicher als die der anderen Branchen. Heute machen sie etwas mehr als die Hälfte der gesamten Exporte aus. Wer die Schweiz von aussen betrachtet und schaut, was aus dem Land auf die Weltmärkte kommt, könnte zum Schluss kommen, die halbe Schweiz bestehe aus Pharma- und Chemieunternehmen und ein Grossteil der Leute arbeite in Basel und Umgebung.



Woher kommt dieser ungestüme Antrieb? Roche Towers.

Man hat sich fast daran gewöhnt – aber es war nicht immer so. Im Jahr 2000 machten die Ausfuhren von Maschinen, Apparaten und Elektronik gleich viel aus wie die von Chemie und Pharma. Die beiden Zweige waren gleich gross, sie befanden sich in einem Kopf-an-Kopf-Rennen, das auch in wirtschaftspolitischen Diskussionen von Bedeutung war. Im Dachverband Econo-

Heute exportieren die Chemie und Pharma dreimal mehr als die Maschinen- und Elektroindustrie.

miesuisse spielten die Gewichte der Branchen fürs Besetzen der Führungsgremien und die Interessenvertretung nach aussen immer eine wichtige Rolle. Finanz, Pharma, Maschinenindustrie – jeder brachte das Gewicht seiner Branche mit, und bei den Finanz- und Industrievertretern ist dieses eben geschrumpft.

Die gewaltige Gewichtsverschiebung, die seither zugunsten von Pharma stattgefunden hat, erfolgte schrittweise, für einen grossen Teil des

Publikums fast unbemerkt. Heute exportieren die Chemie- und Pharmaunternehmen dreimal mehr als die Maschinen- und Elektroindustrie, deren Ausfuhren in den vergangenen zwanzig Jahren immer etwa gleich geblieben sind: von eins zu eins auf vier zu eins in zwanzig Jahren. Die zwei über die anderen hinausgewachsenen Pharma-Türme in Basel sind eine treffende Illustration der Verhältnisse.

Anker der Beständigkeit

Stärke im Export sei nicht alles, könnte man einwenden. Stimmt, aber die Pharmabranche ergibt auch aus anderer Sicht ein eindrückliches Bild. Roche weist eine Marktkapitalisierung von rund 360 Milliarden Franken auf, ist weltweit Nummer zwei hinter Johnson & Johnson. Novartis kommt auf ein Gewicht von 185 Milliarden. Lonza (53 Mrd.) oder der Duftstoffkonzern Givaudan (40 Mrd.) sind deutlich leichter. Aber wenn man den Bankensektor mit UBS (62 Mrd.), Credit Suisse (24 Mrd.) und Julius Bär (15 Mrd.) oder die Industrie mit dem Vorzeigekonzern ABB (65 Mrd.) zum Vergleich dazustellen, muss

man sagen: Die Pharmawelt hat sich enorm entwickelt, Basel stellt Zürich wirtschaftlich in den Schatten. Die Schweiz kann gewissermassen als Apotheke der Welt auftreten.

Neben Roche hat die Schweizer Börse jedoch ein zweites Schwergewicht von Weltformat: Nestlé mit rund 350 Milliarden Marktkapitalisierung. Der Nahrungsmittelkonzern ist allerdings viel weniger aufs Exportieren ausgerichtet, sondern weltweit lokal tätig. Roche, Novartis, Nestlé – dieses Dreiblatt prägt den Schweizer Börsenindex SMI und macht ihn für Anleger zu einer Art Anker der Beständigkeit einer zuverlässigen, manchmal trägen Wertentwicklung, weltweit. Jedenfalls solange Roche weiterhin gut geführt wird.

Die Entwicklung des Konzerns in den vergangenen Jahrzehnten hängt eng mit den Führungspersonen zusammen. Fritz Gerber wurde Ende der siebziger Jahre ins Unternehmen gerufen, um die damalige Trägheit der Geschäfte zu überwinden. Gerber übernahm für knapp zwei Jahrzehnte die Spitze von Verwaltungsrat und Geschäftsleitung. Zu seinen wichtigsten Entscheiden zählte 1990 die Anbindung der kalifornischen Genentech mit deren Forschung, Produktion und Erfindungsreichtum in der Biotechnologie. Diese Kooperation ergab die Grundlage für mehrere erfolgreiche neue Medikamente im Roche-Konzern. Die Genentech-Forscher konnten, wie Kenner der Firma sagen, jeweils ihre Spielräume nutzen, auch Nobelpreisträger wirkten in den Labors. Es gilt auch als wichtige Entscheidung, dass der Forschungschef seinerzeit Genentech-Chef wurde und man so das Unternehmen auf die Forschung ausrichtete. 2009 wurde Genentech voll übernommen.

Aus heutiger Sicht sieht die Genentech-Geschichte wie eine selbstverständliche Strategie aus, aber nach Gerbers Worten ist ein Chef immer ziemlich einsam bei solch schwerwiegenden Entscheiden. Gerber brachte Roche auf den Weg des forschungsintensiven Unternehmens, das sich auf innovative Medikamente und Methoden konzentriert, zu einem guten Teil in der Schweiz. Eine führende Stellung erlangte Roche etwa auf dem Gebiet Krebs. Ende der neunziger Jahre gab es mit dem Vitaminskandal einen Durchhänger, der überwunden wurde, indem man sich von diesem Gebiet abwandte und sich noch stärker auf die forschende Pharma konzentrierte. Das war eine Art Kontrastprogramm zum Konkurrenten Novartis, der sich besonders unter der Führung von Daniel Vasella nach 2000 stärker auf die Produktion von Nachahmerprodukten und auf das Marketing ausrichtete. Vasselas Nachfolger Vas Narasimhan korrigiert nun diesen Kurs mit grossem Aufwand in Richtung Forschung.

Lohnt sich denn die teure Forschung heute noch, zumal die Kosten laufend steigen? Bei Roche verweist man darauf, dass die eigenen

Labors jeweils mehr Ergebnisse geliefert hätten, als was durch die eigene Entwicklung und Produktion habe geschleust werden können. Deshalb seien etliche Patente nach aussen lizenziert worden, unter anderem zwei umsatzträchtige Medikamente an Novartis. Mehrere Forschungsstandorte stünden ja in internem Wettbewerb miteinander, das tue der Fitness gut.

Sicherheit und Umweltschutz

Und lohnt es sich, einen derart grossen Teil des Konzerns, Forschung und Produktionsanlagen, in der Schweiz zu behalten, dem Standort, der angesichts des geringen Inlandumsatzes ja durch Exporte von Produkten finanziert werden muss? Roche habe immer an den teuersten Standorten produziert, heisst es, in der Schweiz, in Kalifornien, Singapur, Deutsch-



Für den Festtagsapéro .



Weil wir Berge lieben.



land, da stimme es eben bezüglich Qualität, Sicherheit und Umweltschutz. Natürlich seien Standortentscheide immer Sache der Unternehmensführung, nichts sei auf ewig sicher, aber die jüngste Veränderung im Roche-Aktionariat sei eine gute Nachricht für die Schweiz. Dieser Tage hat Novartis den seit zwanzig Jahren gehaltenen Anteil an Roche, einen Drittel der Stimmen, an Roche verkauft. Die Aktien werden vernichtet. Damit erhöht sich der Anteil der Gründerfamilien Hoffmann und Oeri von gut der Hälfte auf zwei Drittel. Die Familienvertreter André Hoffmann und Andreas Oeri hätten sich bei Standortentscheidungen immer für Basel und die Schweiz eingesetzt, und jetzt, da sie stimmenmässig noch stärker seien, dürfe man erst recht mit einer Fortsetzung ihres Kur- ses rechnen.

Vom linken Anarcho zum Hilfssheriff

Es war so etwas wie ein Ritterschlag mit Eichenlaub und Brillanten: SRF-News zitierte letzte Woche anerkennend eine «Recherche» von *Megafon*, dem halbamtlichen Organ der staatlich geförderten Berner Reitschule.

Recherche ist vielleicht etwas hochgegriffen. Doch die Google-Leistung der Reitschüler sei nicht kleingeredet: Sie fanden Hinweise, gemäss denen die wegen Missachtung der Zertifikatspflicht tagelang inhaftierte Zermatter Wirtefamilie Aufdenblatten Sympathien zu Verschwörungstheoretikern (Qanon) und libertären Reichsbürgern haben könnte.

Die Leidenschaft der einst als Taliban der Reitschule verspotteten *Megafönl*er für Law and Order ist nicht ganz neu. Aber umso bemerkenswerter.

Worte von staatstragender Schwere

Bereits Mitte September denunzierte *Megafon* im Chor mit dem Sicherheitsdirektor und vormaligen Klassenfeind Reto Nause die Zaunrüttler auf dem Bundesplatz als potenzielle Staatsgefährder.

Als sich ein Berner Polizist nach der friedlichen Grossdemo gegen das Covid-Gesetz vom 23. Oktober mit Trycheln ablichten liess, mahnte *Megafon* Bedenken von staatstragender Schwere an: «Eine Übernahme dieser Symbolik durch Beamte kommt in diesem Kontext einer Parteinahme für die Corona-Bewegung gleich.»

Philipp Gut vom *Nebelspalter* musste sich derweil scharfen Tadel gefallen lassen, als er telquel die Teilnehmerzahlen der Demo-Organisatoren übernahm: «Er vergisst, wie Journalismus geht.»

Auf der anderen Seite wirft sich *Megafon* schützend vor die Kollegen von SRF und verbietet sich jede Kritik am staatsnahen Rundfunk: «Coronademonstrant*innen beklagen angebliche Diktatur aber haben freie Presse als Hauptfeindbild» (sic!).

Dass *Megafon* im letzten Juli noch die öffentliche Enthauptung der Journalistin Michèle Binswanger zelebrierte, ist unter «leider missverstandene Karikatur» längst abgehakt und vergessen.

Welch spektakuläre Metamorphose – vom Hüter der reinen Antifa-Lehre zum Freund und Helfer der Polizei. Die seit Jahren von den Reitschul-Chaoten gebeutelten Berner können nur hoffen, dass es sich nicht nur um eine temporäre Scheinmutation handelt. *Alex Baur*

Wandernde Weltwunder

Unter Anteilnahme von ganz China unternahmen vierzehn Elefanten eine epische Reise. Sie taten mehr für das Image der Nation, als wirtschaftliche Höhenflüge es je vermocht hätten.

Veronika Straass

Wer «China» und «Tiere» googelt, landet schnell mal bei Arten, die womöglich Covid-19 über die Tier-Mensch-Grenze getragen haben. Oder er findet Klagen darüber, dass «der Chinese» schlechthin alles verzehrt, was dem Tierreich angehört.

Und nun das! Im April letzten Jahres verliess eine Herde Asiatischer Elefanten ihren Heimatwald in der autonomen Präfektur Xishuangbanna der Dai und trampelte achtzehn Monate lang durch die Provinz Yunnan – und durch die nationale wie internationale Presse. Höhepunkte: die Geburt zweier Elefantenkälber, sozusagen am Strassenrand, die Passage des Flusses Yuan Jiang per Brücke und die Betäubung eines Bullen, der sich von der Herde getrennt hatte und allein weitermarschierte mit anschliessender Verfrachtung zurück ins Heimatreservat. Nicht nur vom Gelben Meer bis zur Mongolei, sondern weltweit nahm man Anteil an den Geschicken der umherziehenden Dickhäuter.

Wie im Porzellanladen

Dass die Elefanten sich auf die Wanderschaft gemacht hatten, ist nicht weiter überraschend. Es liegt in ihrer Natur, ihren Lebensraum zu durchstreifen. Der allerdings hat sich in den letzten Jahrzehnten gründlich verändert. Elefanten-Lebensraum wurde in Anbauflächen verwandelt und von Strassen und Schienen zerschnitten. Die Elefantenherde, die sich, ausgehend vom Schutzgebiet im äussersten Süden Chinas, vor achtzehn Monaten auf den Weg nach Norden machte, konnte gar nicht anders, als sich auf ihrer rund 500 Kilometer langen Reise wie der sprichwörtliche Elefant im Porzellanladen zu benehmen: Die Tiere verpflegten sich auf Zuckerrohr- und Maisfeldern, knackten Scheunen, luden Lastwagen voller reifer Ananas ab und verwerteten sie, berauschten sich an fermentiertem Getreide und plünderten Geschäfte. Drei bis vier Zentner Futter braucht ein erwachsener Asiatischer Elefant pro Tag. Bei



Was hat sie dazu bewegt, ihr Reservat zu verlassen?

einer Herde mit fünfzehn Exemplaren kommt da einiges zusammen.

Insgesamt soll die Herde im Vorübergehen Schäden und Kosten von 1,07 Millionen Dollar verursacht haben. Das Gros der Kosten: Die Herde beschäftigte einen ganzen Expertentrupp, der vor allem damit zu tun hatte, die Wanderer von grösseren Siedlungen und Anbauflächen fernzuhalten. Von Lastwagen aus, mit Polizisten, Arbeitern und rund tausend Drohnen wurden die Elefanten rund um die Uhr überwacht.

Wo sie auf Strassen zusteuernten, sorgten Polizeikräfte dafür, dass der Verkehr blockiert wurde, bis die grauen Riesen die Strasse sicher überquert hatten. Wo sie allzu nah an besiedeltes Gebiet kamen, wurden die Bewohner sicher-

Sie luden Lastwagen voller Ananas ab, berauschten sich an fermentiertem Getreide und plünderten Geschäfte.

heitshalber evakuiert (rund 150 000 Menschen verliessen zeitweise ihre Häuser) und die Elefanten gleichzeitig mit Futter aus dem Risikogebiet weggelockt. Als – ausgelöst durch den Bericht eines australischen Fernsichtteams – der Alarmruf durch China hallte, die schwergewichtigen Medienstars könnten an den Giftpilzen Scha-

den nehmen, die für die nasse Jahreszeit in dieser Region typisch sind, wurden prompt 120 Sichtmeldungen pilzeangelnder Elefanten publik – allerdings, soweit bekannt, ohne Beschädigung der Herde.

Chinesische Wildlife-Experten rätseln noch, was die Herde dazu bewegt haben könnte, ihr angestammtes Reservat zu verlassen. Vielleicht, so argwöhnt Zhang Li, Professor für den Schutz von Säugetieren an Pekings Normal University, ist es der Umstand, dass die Pufferzone um das Schutzgebiet mehr und mehr schwindet und die Tiere mehr Begegnungen mit Menschen haben als in den Jahren zuvor. Doch auch das könnte

ein Auslöser der Wanderbewegung gewesen sein: Chinas Artenschutzbemühungen haben dazu geführt, dass die Bestände von 170 Tieren (in den neunziger Jahren) auf heute über 300 angestiegen sind. Mehr Tiere brauchen mehr Raum, und den findet man als Elefant, indem man sich auf den Weg macht.

Kein Mensch wurde angegriffen

Die 500 Kilometer lange Reise der Elefanten ist Mitte September dieses Jahres glücklich zu Ende gegangen. Dank des aufwendigen mobilen Schutzzaunes hatte kein Elefant Schaden genommen, und kein Mensch war angegriffen worden. Und nebenbei hatten die wandernden Riesen für das Image Chinas vermutlich mehr getan, als sämtliche olympischen Rekorde und wirtschaftlichen Höhenflüge es je vermocht hätten: Die Elefanten waren zu Botschaftern des riesigen Landes in der westlichen Welt geworden.

Und so konnte es nicht ausbleiben, dass chinesische Autoritäten ihnen eine staatstragende patriotische Mission attestierten. In der *Global Times* fand sich die Titelzeile: «Chinas Fürsorge für seine wandernden Elefanten – ein Symbol bewundernswerter Anteilnahme, das der Westen nicht zerstören kann».

Veronika Straass ist Biologin, Schriftstellerin und Dolmetscherin.

Mär vom freien Richter

Die Justizinitiative will das Bundesgericht per Los bestellen.
Was auf den ersten Blick bestechend aussieht, ist eine brandgefährliche Illusion.

Alex Baur

Der ideale Richter ist unparteiisch, unbestechlich, fachlich qualifiziert. Das Schweizer System zeichnet sich durch drei Eigenheiten aus, die auf den ersten Blick in einem diametralen Widerspruch dazu stehen: Die Richter werden von den Parteien portiert, sie müssen dafür eine Abgabe entrichten, eine fachliche Eignung ist nirgends festgeschrieben.

Die Justizinitiative, über die am 28. November abgestimmt wird, will diesen Widerspruch auf Ebene des Bundesgerichts eliminieren: Die Richter werden per Los auf Lebzeiten ernannt, Exper-

besser wäre, wenn der Staat die Parteien für ihre Umtriebe bei der Richterselektion direkt entschädigte. Auf die Wahl hat es keinen Einfluss.

Kernpunkt ist die Parteizugehörigkeit. Traditionell werden die Richtersitze nach Proporz verteilt. Dahinter steckt der Gedanke, dass die Richter in etwa die politischen Präferenzen im Volk repräsentieren sollten. Und das ist nicht nur klug, sondern auch ungeheuer ehrlich. Denn man räumt damit ein, dass jedes Urteil immer auch eine politische Komponente in sich trägt. Kein Mensch, also auch kein Richter, ist frei von

In der Schweiz müssen sich Bundesrichter deshalb alle sechs Jahre der Wiederwahl stellen. Theoretisch wird dadurch ihre Unabhängigkeit beschränkt. In der Praxis macht das Proporzsystem die Abwahl eines Richters extrem unwahrscheinlich. Es muss schon ein parteiübergreifender Konsens darüber herrschen, dass ein Amtsträger seiner Aufgabe nicht (mehr) gewachsen ist. Dazu braucht es einiges mehr als den einen oder anderen ungefälligen Richtspruch.

Hier kommt die Tradition zum Tragen, die wichtiger ist als jedes System. Wo die gelebte Pra-



Naef

Rohrinnensanierungen | Das Original

GROUP | Schweizweit führend seit 1985

ten bestimmen allein aufgrund der beruflichen Qualifikation über die Zulassung zum Auswahlverfahren. Die Parteien sind damit raus, sie kassieren auch nicht mehr mit. Das Ziel ist der unabhängige Richter, der völlig frei und allein seinem Gewissen verpflichtet sein Urteil fällt.

Das klingt bestechend. Laut Umfragen hat die Vorlage eine Chance, angenommen zu werden. Damit würde ein System auf den Kopf gestellt, das zwar immer wieder mal kritisiert wurde, seit knapp 150 Jahren insgesamt aber recht gut funktioniert. Es ist verwunderlich, dass kaum über die Vorlage diskutiert wird. Aber auch gefährlich. Denn bei genauerem Hinsehen erweisen sich die Argumente als populistische Verkürzungen.

Medizin gegen Willkür

Angefangen bei der Mandatssteuer. Tatsächlich müssen die Bundesrichter einen kleinen Anteil ihres fürstlichen Jahreslohns (365 000 Franken) an die Partei abgeben, die sie portiert. Von Ämterkauf kann aber keine Rede sein. Denn jede Partei bestimmt einen fixen und für alle gleichen Tarif. Man könnte nun darüber streiten, ob es

politischen und ideologischen Präferenzen. Doch Urteile haben politische Folgen. Indem man offen zu diesem unvermeidlichen Makel steht, schafft man Transparenz. Transparenz ist nach wie vor die beste Medizin gegen Willkür.

Die Justizinitiative schafft das Gegenteil. Sie baut auf den Irrglauben, dass es zu jeder juristischen Frage eine einzig richtige Antwort gibt. Das ist Humbug. Die Juristerei ist keine exakte Wissenschaft. Sie baut auf das dialektische Prinzip, den endlosen Wettstreit von Rede und Gegenrede, der eine abschliessende Wahrheit gar nicht zulässt. Bundesrichter haben immer recht, nicht weil sie unfehlbar wären, sondern weil jemand das letzte Wort haben muss.

Die Wahl der höchsten Richter ist in jedem Rechtsstaat die vielleicht diffizilste Angelegenheit. Richter müssen unabhängig sein, was sie allerdings mit geradezu absolutistischer Macht ausstattet. Weil es im Rechtsstaat aber keine ungeteilte Macht geben darf, sind auch die Richter nicht frei. Das Recht gilt als Richtschnur. Doch was ist, wenn sie sich nicht mehr an die Regeln halten und ihr eigenes Recht schaffen?

xis fehlt, helfen die besten Gesetze nicht. So wie es ein mathematisch exaktes Urteil nicht geben kann (sonst könnte man die Arbeit an Computer delegieren), lässt sich die Qualifikation eines Richters nicht objektiv bestimmen. Am Ende liegt seine Eignung im menschlichen Ermessen.

Mindestmass an Transparenz

Die Justizinitiative baut auf die Fiktion objektiver Qualifikationsmerkmale, die von Experten bestimmt werden sollen. Tatsächlich gibt es solche Kriterien nur in einem sehr begrenzten Mass. Der Rest ist Willkür. Diesen Mangel gibt es zwar auch im bisherigen System. Dass sich aber jeder Richter zu einer Partei bekennen muss – tatsächlich sind die wenigsten politisch aktiv –, garantiert ein Mindestmass an Transparenz.

Wenn das Los entscheidet, findet die Wahl über die Vorselektion statt. Wenn die Politik diese Verantwortung nicht mehr wahrnimmt, dann tun es die Verwaltung und die Expertokratie. Das System wird dadurch weder effizienter noch gerechter. Der Mangel an Transparenz führt vielmehr zu Filz und begünstigt die Korruption.

Eric Zemmour liegt falsch

Emmanuel Macrons schärfster Konkurrent um die Präsidentschaft verteidigt Vichy-Frankreich. Dabei war dieses Regime sogar antisemitischer als das faschistische Italien.

Nicholas Farrell



Nationalpopulistische Rhetorik: Publikumsliebling Zemmour.

Sollte Eric Zemmour im April nächsten Jahres bei den französischen Präsidentschaftswahlen tatsächlich antreten, wäre er der einzige Bewerber, der kein ausgemachter Langweiler ist. Der 63-jährige Journalist, TV-Guru und Bestsellerautor hat seine Kandidatur zwar noch nicht offiziell erklärt, aber in Umfragen liegt er hinter Emmanuel Macron und noch vor seiner rechten Rivalin Marine Le Pen. Seine nationalpopulistische Rhetorik kommt bei patriotischen Franzosen gut an.

Allerdings hat seine wiederholt vorgebrachte Behauptung, die Regierung von Marschall Pétain habe die französischen Juden vor der Deportation in die Nazi-Todeslager bewahrt, für Empörung gesorgt. Bereits im Dezember 2020 war er wegen Leugnung eines Verbrechens gegen die Menschlichkeit zu einer Geldstrafe von 10 000 Euro verurteilt worden.

Zemmours Behauptung ist nicht nur falsch, wengleich sie ein Körnchen Wahrheit enthält. Sie schadet auch seiner Sache. Dass er aus einer jüdisch-algerischen Familie stammt, ändert nichts daran.

Tatsächlich spielte die hitlerfreundliche Regierung Pétain, die im Heilbad Vichy in der Auvergne residierte, eine ausgesprochen aktive Rolle bei der Verhaftung von Juden und deren Deportation in die NS-Vernichtungslager zwischen 1940 und 1944. Und zwar sowohl im unbesetzten Süden Frankreichs als auch im besetzten Norden, wo die Polizei aber der Vichy-Regierung unterstand.

Drei Viertel aller deportierten Juden wurden von französischen Polizisten verhaftet. Die Nazis hatten schlicht nicht die Kapazitäten und erforderlichen Informationen, um dieses Verbrechen selbst zu erledigen. Sicherheit gab es für die französischen Juden ironischerweise nur

in der italienisch besetzten Zone im Südosten, zwischen Nizza und der italienischen Grenze bis hinauf nach Savoyen. Kurzum, Vichy-Frankreich war wesentlich antisemitischer als das faschistische Italien.

Zemmour behauptet (erstmal in seinem 2014 erschienenen Bestseller «Le suicide français»), die Vichy-Regierung habe ausländische Juden an die Nazis ausgeliefert, um jüdische Franzosen zu retten. Zwischen 1942 und 1944 wurden insgesamt 50 000 ausländische und 25 000 fran-

Drei Viertel aller deportierten Juden wurden von französischen Polizisten verhaftet.

zösische Juden, also ein Viertel der jüdischen Bevölkerung in Frankreich, in NS-Vernichtungslager deportiert. Überlebt haben nur etwa 2500. Zemmours Behauptung, das Regime habe ausländische Juden geopfert und auf diese Weise das Leben von 75 Prozent der französischen Juden gerettet, wird von den meisten Historikern zurückgewiesen.

«Statut des Juifs»

Genau dieses Argument brachten die Vichy-Kollaborateure nach Kriegsende zu ihrer Verteidigung vor. Ja, die Pétain-Regierung hat, wo immer möglich, eher ausländische als französische Juden verhaftet, aber wird die Sache dadurch besser? Natürlich nicht. Das Vorgehen des Regimes war abscheulich und gewiss nicht das Ergebnis von Druck, sondern eine freie Entscheidung.

Im Oktober 1940 erliess die Vichy-Regierung das Gesetz «Statut des Juifs», das alle Juden zu Bürgern zweiter Klasse machte. Diese und weitere antisemitische Verordnungen führten dazu, dass jüdischer Besitz enteignet wurde, Berufsverbote verhängt und die Kennkarten von Juden mit dem Stempel «Juif» versehen wurden. Gleichzeitig verloren 110 000 französische Juden in Algerien ihre Staatsangehörigkeit, darunter auch die Eltern von Zemmour. Ausländische Juden und Oppositionelle wurden

zu Tausenden in Südwestfrankreich interniert. Arthur Koestler, der in Le Vernet (südlich von Toulouse) festgehalten wurde, hat die brutalen Verhältnisse in diesem Lager beschrieben und mit Dachau verglichen.

Juden, ob Franzosen oder Ausländer, konnten von Glück reden, wenn es ihnen gelang, in die italienisch besetzte Zone zu entkommen. Zehntausende von ihnen suchten dort Zuflucht, bis die Nazis nach dem Sturz von Benito Mussolini im Juli 1943 auch dort die Macht übernahmen. Und viele Juden flohen von dort in die Schweiz.

Mussolini hatte kein Interesse daran, sich an der Vernichtung der Juden zu beteiligen. Seine wichtigste Geliebte bis 1935 war Margherita Sarfatti, eine Jüdin. Juden konnten Faschisten sein, und etliche waren es auch, bis 1938, nach Mussolinis fatalem Bündnis mit Hitler, antisemitische Gesetze erlassen wurden, die, wie in Vichy-Frankreich, Juden zu Bürgern zweiter Klasse machten.

Aber der deutsch-jüdische Journalist Emil Ludwig, der 1932 mehrere Gespräche mit Mussolini führte, schrieb 1946, also nach dem Holocaust, im Vorwort zur Neuauflage seines Buchs «Mussolinis Gespräche mit Emil Ludwig», dass «kein Engländer oder Russe so viel Sympathie und Verständnis für Juden hatte, wie ich es bei Mussolini erlebt habe».



„Die Verkleidung ist gut! Wenn er denkt, wir sind angebrannt, lässt er uns vielleicht liegen...“

Das faschistische Italien war, neben Dänemark, das einzige Land im Machtbereich der Nazis, das Juden nicht ausgeliefert hat. Deportiert wurden sie erst nach dem Sturz Mussolinis und dessen Wiederauftauchen als Chef einer Marionettenregierung in Norditalien, wohlgermerkt von den Nazis, wenn auch unter gelegentlicher Mithilfe radikaler Faschisten.

Gesamtbild betrachten

Im italienisch besetzten Südostfrankreich haben italienische Offiziere und Beamte die französische Polizei und die paramilitärische

Polizeitruppe («Milice française») aktiv daran gehindert, Jagd auf Juden zu machen. Allein im Mai 1943 suchten 4500 Juden Zuflucht im Département Isère (in der italienischen Zone), wo der italienische Kommandant den französischen Präfekten anwies, keine Juden zu verhaften – egal, ob Franzosen oder Ausländer. Tatsächlich haben in jedem italienisch besetzten Land, einschliesslich Griechenlands und Jugoslawiens, italienische Offiziere und Beamte versucht, Juden vor der Verfolgung durch die Nazis und deren Kollaborateure zu schützen.

Bis Juli 1943 hatte das faschistische Italien keinen einzigen Juden aus den italienisch besetzten Gebieten und aus Italien deportiert. In der Folge wurden 8564 Personen in die Vernichtungslager transportiert, von denen nur 1009 überlebten.

Zemmour sollte einen Schritt zurücktreten, um das Gesamtbild zu erfassen: Auch Vichy-Frankreich hat Juden nicht vor den Nazis gerettet.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork. Nicholas Farrell ist Journalist und Autor der Mussolini-Biografie «Mussolini. A New Life», die 2003 bei Weidenfeld & Nicolson erschien.

Danke sagen

Geniessen Sie Ihr Weihnachtssessen dieses Jahr im Ristorante. Oder verschenken Sie Bindella-Gutscheine für schöne Momente in kleiner Runde.

Auch einlösbar im Webshop oder in der Vinoteca.

Bindella
la vita è bella

Jetzt reservieren!
bindella.ch/ristoranti

Armut durch Christentum

Roger Köppel preist das «Weltwunder Christentum». Es habe uns Freiheit und Reichtum gebracht. Der *Weltwoche*-Chefredaktor irrt.

Rainer Hank

Es war der Abend des 15. Oktober 1764. Der englische Historiker Edward Gibbon sass träumend zwischen den Ruinen des römischen Kapitols, während barfüssige Mönche im Jupitertempel die Vesper sangen. «Da kam es mir in den Sinn, die Geschichte von Verfall und Untergang des Römischen Reiches zu schreiben», wird Gibbon später notieren. Für ihn steht fest, dass es das Christentum war, jene egalitäre Religion des Ressentiments der Zukurzgekommenen, welches das Römische Reich zu Fall gebracht hat.

Die Christen, nicht die Bürger des antiken Rom, sind die eigentlichen *décadents*. Sie haben die Nachgeborenen um die Ernte der antiken Kultur gebracht und «die ungeheure That der Römer, den Boden für eine grosse Cultur zu gewinnen, die Zeit hat, über Nacht ungethan gemacht» – so Friedrich Nietzsche, der grösste unter Gibbons Nachfahren. An die Stelle kulturell und religiös toleranter liberaler Vielfalt war das Monopol des christlichen Monotheismus getreten. Der Wettbewerb am Götterhimmel kam zum Erliegen, ohne dass ein theologisches Kartellamt eingeschritten wäre.

Gegen Markt und Reichtum

Die Christen predigten Armut («Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr...») – und die Welt bekam sie auch. Mit Ausnahme der Bischöfe und Mönche, die es gut verstanden hatten, auf Kosten der Christenheit reich zu werden. Die Rhetorik des theologischen Antikapitalismus und dessen *Soupçon* gegen Markt, Reichtum und Privateigentum sind bis heute lebendig.

Roger Köppel, «ein nicht besonders religiöser Mensch» (R. Köppel), feierte vorletzte Woche in seinem *Weltwoche*-Editorial das Christentum «als grösste Erfolgsgeschichte der Menschheit» – ein «Weltwunder». Edward Gibbon, der grosse britische Liberale und Freund von Adam Smith, hätte ihm energisch widersprochen.

Ich schliesse mich Gibbon an. Köppel geht dem amerikanischen Religionssoziologen Rodney Stark auf den Leim, für den das Christentum die Freiheit in die Welt gebracht habe, ohne die es weder Shakespeare noch Goethe, noch den technischen Fortschritt, noch den Freihandel, noch die Marktwirtschaft gäbe.

Jesus – der erste Liberale der Weltgeschichte? Köppel beruft sich auf den Kirchenvater Augustinus von Hippo als Erfinder der Willensfreiheit. Ausgerechnet Augustinus! Das kann nur schiefgehen. Tatsächlich fragt Augustinus sich in seiner Frühschrift «De libero arbitrio» («Über den freien Willen»), wie es möglich sein könne, dass ein guter, von Gott geschenkter Wille sich dem Bösen zuwenden könne, und wer dafür verantwortlich sei. Gott kann es nicht sein, sonst wäre er nicht der gütige Schöpfer.

Um Gott zu entlasten, kommt Augustinus auf die Idee der menschlichen Freiheit: Freiheit ist für ihn einzig und allein «Freiheit zur Sünde», eine

*Die Christen, nicht die Bürger des antiken Rom, sind die eigentlichen *décadents*.*

Abirrung vom rechten Weg, ein «theologisches Monstrum», wie die Zürcher Theologin Karin Scheiber bemerkt. Was soll das für eine Freiheit sein, die ausschliesslich in die Sünde führt!

Immerhin habe Augustinus die Idee der Freiheit in die Welt gebracht, könnte Köppel entgegenen. Könnte, hätte der fromme Mann nicht später mit seiner berühmten Lehre von der Erbsünde seine Freiheitsidee wieder kassiert: In der Auseinandersetzung mit dem «Häretiker» Pe-

lagius nämlich leugnet St. Augustin den freien Willen, weil andernfalls für den Menschen die Möglichkeit bestünde, sich aus freiem Willen für das Gute zu entscheiden und damit Gott zur Gnade und zur Erlösung zu zwingen. Wer die Willensfreiheit verteidigt, so Augustinus' grösster Schüler Martin Luther, ist auf die Erlösung durch Christus am Kreuz nicht mehr angewiesen. Ganz falsch ist das nicht, denn hier dämmert bereits ganz von Ferne der neuzeitliche Atheismus als wahrer Akt der Freiheit.

Verwerfliche Neu-Gier

Aus dem Schuldzusammenhang der Erbsünde heraus führt für den heiligen Augustinus und seine christlichen Nachfolger nur die göttliche Gnade, aber nicht die menschliche Freiheit. Deterministisch weitergegeben wird die Erbsünde bekanntlich durch den Geschlechtsakt mit der Sündhaftigkeit des Lusterlebnisses. Mit seiner die Freiheit negierenden Sündendoktrin habe Augustinus eine abendländische Verdüsterung ausgelöst, von der sich die westliche Welt bis zum heutigen Tag nur zögernd erholt habe, bemerkt Peter Sloterdijk zu Recht.

Dass Augustinus die Neu-Gier als verwerflichen Selbstgenuss des Menschen zu den Tod-sünden zählt, welche die selbstvergessene Anschauung Gottes in der «beata vita» verhindern, prädestiniert ihn – anders als Köppel behauptet – nicht gerade zum Erfinder der neuzeitlichen Wissenschaft und des menschlichen Fortschritts. Hätten die Menschen sich an Augustinus gehalten, sähe es heute nicht nur schlecht um unsere Freiheit aus, sondern auch um unseren Wohlstand. Das Lob der theoretischen Neugierde, so Hans Blumenberg, ist eine Idee der europäischen Aufklärung, die sich mit dissidentischer Wucht gegen die christliche Sündenlehre stemmt.

Das Freiheitsverständnis des europäischen Liberalismus geht davon aus, dass unsere Alltagserfahrung als frei handelnde Menschen evident ist und dass zugleich Haftung und Verantwortung für all unser Tun die unabdingbare *conditio humana* darstellen. Grösser könnte der Abstand des christlichen zum liberalen Freiheitsbegriff kaum gedacht werden.



Outing an der Türe

Warum Ungeimpfte auf mehr Gegenwehr stossen als Islamkritiker.



Als ich unlängst gefragt wurde, ob ich noch nicht geimpft sei, reagierte ich erstmals wütend: In einem patzigen Ton entgegnete ich, dass dies eine indiskrete Frage sei, ich frage ja auch nicht, wie lang die letzte Darmspiegelung zurückliege. Daraufhin wurde ich angeschaut, als hätte ich nicht mehr alle Nadeln am Tannenbaum. Und vermutlich war meine Reaktion tatsächlich überzogen. Ich hätte auch einfach «Nein» sagen können.

Weil die Regierung unter Angela Merkel bei den Ungeimpften die Daumenschrauben anzieht, liegen meine Nerven allmählich blank. Die Booster-Impfung soll, wenn es nach dem scheidenden Gesundheitsminister geht, für alle kommen, nach sechs Monaten. Die Grünen planen, eine bundesweite 2-G-Regelung und Kontaktbeschränkungen für Ungeimpfte einzuführen. Und Thüringens Ministerpräsident, Bodo Ramelow, verkündete, Ungeimpfte künftig auf Intensivstationen abzuweisen und auf andere Bundesländer zu verteilen.

Was ich noch schockierender finde als die Pläne der Politik, ist die Selbstverständlichkeit, mit der sie von der Bevölkerung hingenommen oder sogar befürwortet werden. Ich frage mich oft, warum ich mich als Ungeimpfte so viel mehr aussätzig fühle, als das in der Vergangenheit bei anderen Themen der Fall war. Ich meine: Wenn jemand kein Problem damit hatte, sich unbeliebt zu machen, dann ich. Heute meine ich, die Antwort gefunden zu haben: Es gibt einen Unterschied zwischen suggerierter und tatsächlicher Aussätzigkeit.

Suggestierte Aussätzigkeit ist, was einem widerfährt, wenn man sich zum Beispiel kritisch

zur Zuwanderung oder zum Islam äussert. Eine kleine linke Medien-Bubble erklärt einen dann mitsamt Meinung als randständig, während sie ihre Ansichten zur Mehrheitsmeinung erhebt. Das geschieht seit Jahren relativ erfolgreich.

Der Grossteil der Deutschen erduldet von der unkontrollierten Migration bis hin zum Gender-Quatsch alles, um nicht als «rassistisch» gebrandmarkt zu werden. Das ändert jedoch nichts an der eigentlichen Meinung die-

Es gibt einen Unterschied zwischen suggerierter und tatsächlicher Aussätzigkeit.

ser Menschen, die oft anders ausfällt als diejenige von woken Aktivisten und Journalisten.

Erschreckend: Nur 45 Prozent der Deutschen haben gemäss einer Allensbach-Umfrage das Gefühl, ihre politische Meinung frei äussern zu können. Der niedrigste Wert seit 1953. Als Themen, bei denen aufgepasst werden soll, nannten 59 Prozent den Islam, 28 Prozent «Vaterlandsiebe und Patriotismus».

Soll heissen: Auch wenn einen die linke Medien-Bubble zum «Rechten», zum Aussätzigen erklärt, heisst das nicht, dass man es auch tatsächlich ist.

Wenn ich in den letzten Jahren eine Erfahrung gemacht habe, dann die, dass der Zuspruch für meine journalistische Arbeit stets deutlich grösser ausfiel als die Anfeindungen, die ich dadurch erfahren habe. Hinzu kommt: Ich muss mich im Alltag, in

Bars, Restaurants, im Nagelstudio zu nichts bekennen, ich trage keinen Ausweis mit mir herum, auf dem steht, dass ich die deutsche Asylpolitik oder den strengen Islam kritisiere. Es gibt keine rechtliche Handhabe für Menschen, die meine Ansichten nicht teilen, mich vom gesellschaftlichen Leben auszuschliessen.

Anders mit meinem Impfstatus: An jedem Eingang, ob Klub oder Bar, Friseur oder Schwimmbad, muss ich mich als Ungeimpfte outen und mich zu einer Einstellung bekennen, die bei vielen anderen Bürgern mittlerweile auf Unverständnis trifft. Wer nicht geimpft ist, gilt als Corona-Leugner, als falsch informiert, als Spinner – und nicht, weil er die Massnahmen der Regierung für unangemessen hält, als liberal. Die wenigsten können heute etwas mit Menschen anfangen, die Prinzipien haben. Das hat damit zu tun, dass man Prinzipien nur versteht, wenn man selbst welche hat. Also müssen andere Erklärungen und Feindbilder her.

Ich verstehe das. Vielen, so meine Erfahrung, geht es gar nicht um die eigene Überzeugung. Nicht wenige hätten sich lieber auch nicht impfen lassen, wenn sie eine Wahl gehabt hätten. Vor allem jungen Menschen geht es in erster Linie um die eigene Freiheit und die Hoffnung, sie restlos zurückzuerlangen, wenn nur genug Menschen geimpft sind. Sie folgern daraus, dass ich als Ungeimpfte das Einzige bin, was noch zwischen ihnen und der Zurückerlangung ihrer Grundrechte steht.

Und bei jeder Abfrage des eigenen Impfstatus kommt man selbst dem Gefühl näher, dass es tatsächlich so ist. Das ist die wirkliche Aussätzigkeit.

Suche nach Wahrheit

Nr. 44 – «Theologie und Wissenschaft»
Leader-Essay von Rodney Stark

Merkwürdig, dass Rodney Stark die Sprache der Wissenschaft verschweigt. Sogar Euklid klassifiziert er als unwissenschaftlich. Immerhin ist die Infinitesimalrechnung, die Newton und Leibniz erfunden haben, die *Conditio sine qua non* der Physik. Sogar schon bei Pythagoras war die Empirie der Klangexperimente auf dem Monochord ontologisch verknüpft mit der Mathematik der Tetraktys. *Guerino Mazzola, Saint Paul (USA)*

Das Christentum ist die Grundlage und der Motor unserer heutigen Wissenschaft. Was aber wird langfristig passieren, wenn die westliche Gesellschaft den christlichen Glauben verlässt? Hat das Auswirkungen auf die Wissenschaft? Ich denke ja. Bereits heute ist sichtbar, dass aus ideologischen Gründen gewisse Fragen nicht mehr gestellt werden und darüber nicht mehr geforscht werden darf, kann, soll. Stichwort: Klima, Gender, Umgang mit der Pandemie. Das Besondere am Christentum ist es, dass man sich unabhängig vom gewünschten Resultat immer der Wahrheit verpflichtet fühlt – aufgrund des Glaubens an einen Gott, der uns zur Suche nach der Wahrheit auffordert. *Claudia Förderer, Zürich*

Unheilvoll

Nr. 43 – «Sommarugas Blackout»
Beat Gygi und Hubert Mooser über die Energiepolitik

Bereits im kommenden Winter könnten Stromlücken entstehen. Wir dürfen uns nicht vom Ausland, speziell der EU, abhängig machen. Dazu kommt die nach wie vor hohe Zuwanderung, zahlenmässig in Richtung zehn

Millionen Einwohner. Diese unheilvolle Entwicklung wird durch die Linken und Grünen voll unterstützt, obwohl der Strombedarf und die Luftverschmutzung durch das enorme Bevölkerungswachstum ebenfalls massiv ansteigen. Als Folge werden in den nächsten Jahren die Kosten für Strom und für die Behebung der Umweltschäden massiv ansteigen. Es stellt sich die Frage, ob diese Szenarien die Schweiz der Zukunft darstellen. *Georges Rasom, Winterthur*

Verschiedene Ellen

Nr. 44 – «Walliser Doppelmoral» Hubert Mooser über die Schliessung der «Walliserkanne» in Zermatt

In unserem Land wird nicht mit gleichen Ellen gemessen. Einerseits hat die Polizei bei Ausschreitungen mit Personen- und Sachschaden in der Reitschule auf der Berner Schützenmatte kein Durchsuchungsrecht, andererseits wird einem Wirt in Zermatt das Restaurant mit Betonblöcken verbarrikadiert, weil er nicht als «Hilfspolizist» die Zertifikate überprüfen wollte. Unser Rechtsstaat geht bachab – es lebe die Bananenrepublik. *Ruth Caesar, Walkringen*

Mutter hatte recht

Nr. 43 – «Toxische Weiblichkeit»
Christoph Mörgeli über Frauen in der Politik

Dieser Artikel trifft ins Schwarze. Bei der Abstimmung über das Frauenstimmrecht sagte meine Mutter: «Wenn Frauen politische Ämter bekleiden, kommt es nicht gut.» Sie wusste, was sie sagte, denn sie war im Vorstand eines Frauenvereins. Sie würde gerne wählen gehen, sagte sie, aber sie wisse, was für Weiber sich politisch betätigen würden. Meine Mutter hat recht gehabt. *Heinrich Frei, Weinfelden*

Modell für Europa

Nr. 44 – «Beruhigt euch»
Replik von Tim Guldemann

Tim Guldemanns Erklärung ist die ausführliche Version seines Spruches: «Wir Schweizer sind wie Kartoffeln – die Augen gehen uns erst auf, wenn wir im Dreck stecken.» Wenn das nicht Verachtung ist, was ist es dann? Was könnte ein überzeugter EU-Identitärer und Globalist gut finden an etwas ausserhalb der EU? Wenn er schon Bundesrat Delamuraz zitiert, könnte man auch SPD-Politiker Klaus von Dohnanyi anführen: «Die Schweiz muss bleiben, wie sie ist – als Modell für ein Europa, das als Vielvölkerstaat funktioniert.» *Elisabeth Monika Oesch, Zürich*

«Böse» Ungeimpfte

Nr. 43 – «Bitte lassen Sie sich impfen!»
Appell von Manuel Bategay

Gut gebrüllt, Löwe! Und trotzdem werde ich mich nicht impfen lassen – aus Überzeugung und aufgrund meiner eigenen Risikoabwägung und eines natürlichen Vertrauens in meine Fitness und in das Leben selbst. Je länger und je mehr auf den «bösen» Ungeimpften herumgetrampelt wird, als hätten diese das Virus selbst in die Welt geschleppt, und je deutlicher die schon an sich seltsame Impfwerbung zur billigen Propaganda verkommt, verformt sich die persönliche Überzeugung zu einem kampfeslustigen Trotz. Es hinterlässt Spuren, wenn man fast zwei Jahre lang den Tod ständig unter die Nase gehalten bekommt. *Steffen Schnur, Thurgau*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Terence «Astro» Wilson (1957–2021)

Man kommt nicht umhin, im quälend langsamen Verblühen von UB40 auch humorige Facetten zu entdecken. Zuerst steigt 2008 – nach immerhin erfolgreichen 29 Jahren – der charismatische Sänger Ali Campbell aus, um eine Solokarriere zu verfolgen. Ersetzt wird er durch seinen jüngeren Bruder Duncan. Kurz darauf legt Keyboarder Mickey Virtue den Dienst an der Klaviatur nieder. Sechs Jahre später gründen dann Ali, Mickey und Terence «Astro» Wilson, der 2013 ebenfalls genug von dem Rumpfensemble hatte, eine neue Band mit altem Namen: «UB40 featuring Ali Campbell, Astro and Mickey Virtue» nennt sich das Trio fortan und streitet sich mit der verwaisten Ex-Band (die weiterhin als UB40 tourt) verbissen um die Namensrechte. Nun stirbt im August zunächst der Saxofonist des Ursprungs-Ensembles, Brian Travers – am vergangenen Montag erwischt es



Erfrischende Selbstironie:
Terence «Astro» Wilson.

schliesslich Astro, auch ein Mann der ersten Stunde. Erst in den letzten Jahren, bei den «neuen» UB40, war der gebürtige Birminghamian, der ein versierter Perkussionist und Trompeter war, bei Konzerten als mitreissender «Toaster» (Spoken-Word-Performer) neben Ali Campbell mehr und mehr an die Rampe getreten: «Ich wurde ein Sing-Jay, im Gegensatz zum DJ.»

Was die einstigen Freunde im Birmingham der späten siebziger Jahre ja eigentlich mal zusammengeschweisst hatte, war die Liebe zum Reggae, der Groll auf Margaret Thatcher und erfrischende Selbstironie. Die Fans liebten sowohl Schunkel-Hits wie «Red Red Wine» oder «I Got You Babe» wie auch die politische Schärfe ihrer Texte. Fast schon eine makabre Pointe: Nun hat auch Duncan Campbell von den «Ur»-UB40 seinen Rückzug aus gesundheitlichen Erwägungen angekündigt. *Thomas Wördehoff*

Soll ich mich (weiter) IMPFFEN?

Im Livestream
verfolgen!

Dienstag, 16. November 2021
Infoabend zur Covid-19-Impfung
Veranstaltung und via Livestream

THEMEN

- Impfung:** Ist die Impfung und der Booster sicher?
- Impfdurchbruch:** Wer ist betroffen?
- Impfnebenwirkungen:** Erfahrungsbericht aus der Praxis
- Impfstrategie:** Weshalb sie die Pandemie nicht beendet
- Recht:** Zertifikatspflicht, Maskenpflicht
- Wo sind die gesetzlichen Grundlagen?

REFERENTEN

- Dr. med. Simon Feldhaus, Paramed AG, Baar
- Dr. med. Denis Beyer, Hausarzt
- Dr. Gerald Brei, Rechtsanwalt
- Kurt Allenspach, Moderator und Veranstalter

Ort: Gewerbegebiet Moosstrasse 5, St. Erhard (Bresa)
Beginn: 19 Uhr **Ende:** 21 Uhr

Livestream: von Zuhause aus live dabei!
YouTube, Facebook, Twitter, Twitch: CWL Media Group
Website: cwl-live.ch/livestream

Zuwendung von Bundesrat Berset

Die Konzerte der Impfwoche bieten Gelegenheit zum Verteilen von Subventionen.



Es tönt, blinkt, dröhnt: Im Moment ist die Aktion «nationale Impfwoche» des Bundes und der Kantone am Laufen. Bis nächsten Sonntag dauert die Kampagne von Bundesrat Alain Berset, der quasi das letzte Aufgebot mobilisiert hat, um die Leute an die Spritze zu bringen. Die entsprechenden Beratungsangebote und Veranstaltungen kosten laut offiziellen Angaben bis 96 Millionen Franken. Wenn Gesundheitsminister Berset eine Kosten-Nutzen-Rechnung angestellt hat, die positiv ausfiel, muss er auf der Nutzenseite einiges zusammengezählt haben.

Zu den wichtigen Massnahmen zählen für Berset öffentliche Konzerte: Schweizer Künstlerinnen und Künstler reisen auf einer Informations- und Konzerttour durch die Schweiz und versuchen zusammen mit medizinischen Fachleuten dem Publikum an zahlreichen Medienterminen und an Open-Air-Konzerten zu erklären, wie wichtig es sei, dass «wir alle gemeinsam die Pandemie möglichst rasch beenden können».

Musiker und Mediziner im Chor. Fünf Konzerte: in Thun, Lausanne, Sitten, St. Gallen und Luzern. «Freuen Sie sich auf ausgelassene Open-Air-Shows mit Dabu, Danitsa, Kunz, Stefanie Heinzmann und Stress sowie den «Special Guests» Anna Rossinelli, Baschi und Sophie Hunger», ruft der Bundesrat.

Ein Super-Aufgebot von Stars und Zutritt zu den Konzerten gratis für alle – egal ob geimpft oder nicht. Ein Hoch auf die Freiheit! Aber sogleich der Rückschlag: Es gelten die Regeln für Veranstaltungen im Freien ohne Zertifikatspflicht, gestattet sind also maximal 500 Perso-

nen. Der Staat will die Leute spüren lassen, welche Schranken Corona dem gesellschaftlichen Leben nach wie vor setzt. Oder anders gesagt: Schaut, mit Impfen wäre mehr möglich!

Wie sieht die Rechnung aus? Fünf Konzerte à 500 Besucher ergeben 2500 glückliche Personen. Die Konzerttour kostet 2,5 Millionen Franken, also 1000 Franken pro Besucher. Ein tausendfränkiger Eintritt – geschenkt in der Hoffnung auf eine Vielleicht-Impfung.

Für Berset und die Künstler kommt ein wichtiger Zusatznutzen hinzu. Laut Angaben des Bundesamts für Gesundheit erhalten die acht Künstler «eine marktübliche Entschädigung» und es bekomme jede Person gleich viel Geld. Um die Privatsphäre zu schützen, mache man aber keine Angaben zur Höhe der Gagen.

Das weckt eine Frage: Wenn man alle beteiligten Künstler marktgerecht entlohnt und allen den gleichen Betrag gibt, dann müssen alle den gleichen Marktwert haben. Da hat der Bundesrat Massarbeit geleistet: uniforme Figuren. Weitere Frage: Wie sind die Gagen an die Künstler genau einzustufen? Klar, es sind Kosten für die Kampagne. Aber es sind zugleich Zuwendungen an einzelne Kulturschaffende, also eigentlich eine versteckte Aufstockung der Kultursubventionen. Diese Chance zum Wohltaten-Verteilen ist Berset sicher viel wert.

Soll der Staat Sandoz kaufen?

Der Pharmakonzern Novartis hat gemeldet, für die Generika-Sparte Sandoz halte man sich alle Optionen offen. Ein Verkauf wäre also möglich. Die SP macht vor diesem Hintergrund den Vorstoss, der Bundesrat solle den Kauf von Sandoz

prüfen, damit die öffentliche Hand allenfalls die Kontrolle über den Medikamentenhersteller erlangen könne. Sandoz, mit einem Jahresumsatz von gegen zehn Milliarden Dollar, liefert aus Sicht der Novartis-Führung zu niedrige Renditen.

Was ist vom Vorschlag zu halten, der Bund solle diese Firma direkt oder indirekt übernehmen? Die SP argumentiert mit der Sicherung der Versorgung mit Medikamenten. Das ist einige Überlegungen wert. Corona hat Mangel-situationen schlaglichtartig sichtbar gemacht, aber die Versorgungssicherheit der Schweiz ist schon seit Jahren schlecht.

Auf der Internetseite Drugshortage.ch finden sich lange Listen mit Lieferengpässen, ausgelaufenen oder aus dem Handel genommenen Medikamenten. 2016 gab es Probleme bei rund 350 Mitteln, heute bei etwa 1000.

Also doch den Staat vorschicken? Nein, denn Verursacher der heutigen Probleme sind weniger die Pharmafirmen als vielmehr die Behörden. Das Bundesamt für Gesundheit (BAG) befiehlt in vielen Fällen Medikamentenpreise, die es für Firmen unrentabel machen, das Produkt zu vertreiben, es fällt dann aus dem Markt. Und die Genehmigungsverfahren für neue Mittel dauern lang. Swissmedic braucht laut dem Verband Interpharma 133 Tage länger als die amerikanische FDA. Und das BAG brauche für den Vergütungsentscheid sodann 200 Tage statt wie in der Verordnung festgelegt sechzig Tage. Schluss daraus: Der staatlich verursachte Zulassungstau gefährdet die Versorgungssicherheit – und da soll der Bund sich nicht auch noch in die Produktion einmischen.

SPEZIAL

Magie des Geldes



Auf der Suche nach bleibenden Werten.

Wie weiter nach
der Pandemie? Grosse
Investment-Umfrage.
Seite 54

Sonnige Aussichten für
den Tessiner Finanzplatz.
Claude Baumann
Seite 60

Wunderwaffe
strukturierte Produkte.
Serge Nussbaumer
Seite 62

Investieren nach Covid

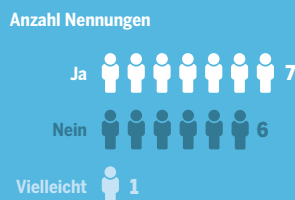
Zinswende, Lieferengpässe, Immobilien-Hausse: Selten war der Ausblick so gemischt. Grosse Investment-Umfrage bei Finanzexperten.

Die beiden grossen Fragen beim Investieren lauten derzeit: Kommt die Inflation? Und können die Lieferengpässe in der Weltwirtschaft für Anleger gefährlich werden? Bei der zweiten Frage herrscht so etwas wie Einigkeit: 12 von 14 Teilnehmern benennen das Lieferkettenproblem als Gefahr für die Wirtschaft im kommenden Jahr. Weniger einhellig sind die Meinungen betreffend die Inflation. Für die USA rechnen 9 von 14 Panel-Experten damit, dass die Teuerung (derzeit 5,7 Prozent) in einem Jahr tiefer liegt als heute. Genau umgekehrt ist die Mehrheitsmeinung für den Euroraum: 8 gehen von einer höheren Inflation als heute (3,4 Prozent) aus, 6 von einer tieferen.

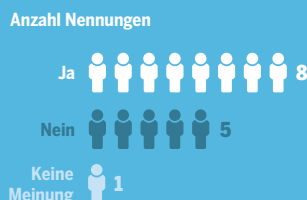
Zum fünften Mal erhebt die *Weltwoche* dieses Jahr die Meinungen ausgewiesener Expertinnen und Experten aus dem Finanzfach. Die Zusammensetzung der Teilnehmer ist über die Jahre ähnlich ausgefallen, was auch interessante Vergleiche über die Zeit erlaubt. Die wichtigsten und überraschendsten Erkenntnisse:

1 — Schweizer Zinswende abermals verschoben. Seit Beginn des Ökonomen-Panels wurde jeweils gefragt, wann die grossen Zentralbanken, die Federal Reserve in den USA und die EZB in der Eurozone, ihre Zinsen wieder anheben würden. Für die Schweiz ist be-

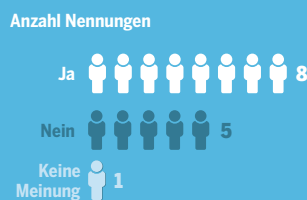
Rechnen Sie in den nächsten 12 Monaten mit grösseren Korrekturen an den wichtigsten Aktienmärkten?



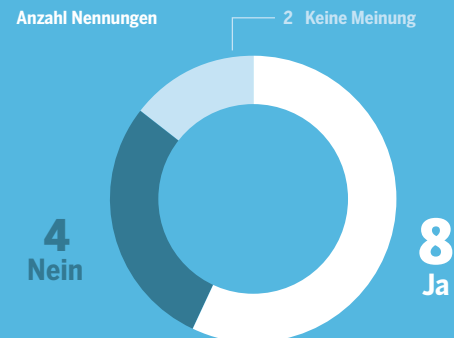
Würden Sie derzeit in Kryptowährungen investieren?



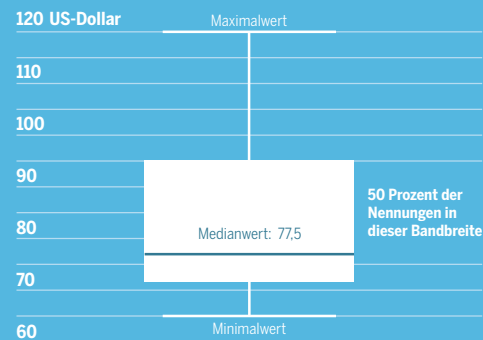
Würden Sie derzeit in Gold investieren?



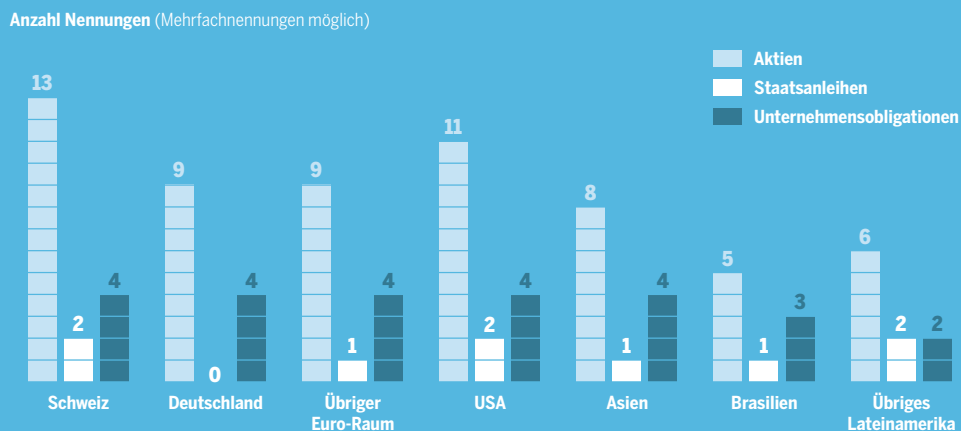
Machen Sie sich Sorgen um die Entwicklung der Immobilienpreise in der Schweiz?



Wo wird Ihres Erachtens in mittlerer Frist (2 Jahre) der Ölpreis je Barrel in US-Dollar liegen?



In welche Anlageklassen würden Sie derzeit grundsätzlich investieren?



Experten-Panel 2021



Marc Brüttsch
Chefökonom
Swiss Life



Reto Cueni
Chefökonom
Vontobel



Anastassios Frangulidis
Chefstrategie
Pictet Asset Management



Thorsten Hens
Professor für Finance
Universität Zürich



Martin Janssen
CEO
Ecofin Gruppe



Martin Jetzer
Chefökonom
Bellevest

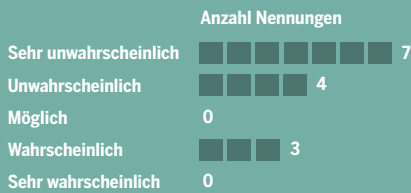
Wie hoch schätzen Sie die Wahrscheinlichkeit ein, dass sich die Inflation in den Industriestaaten längerfristig über drei Prozent bewegen wird?



Momentan steht der Leitzins in den USA bei 0,00–0,25 Prozent. Wo wird er Ende 2022 am ehesten liegen?



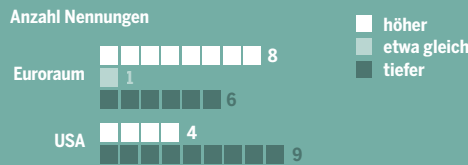
Für wie wahrscheinlich halten Sie es, dass der Leitzins der SNB in den nächsten fünf Jahren auf über 2 Prozent steigt?



Auf mittlere Frist (ca. 2 Jahre) betrachtet: Welche Währungen werden sich gegenüber dem Schweizer Franken eher auf- bzw. abwerten?

Währung	Anzahl Nennungen	Abwertung	keine Meinung	Aufwertung
Euro	8	8	0	6
US-Dollar	11	11	0	4
Japanischer Yen	6	6	2	6
Britisches Pfund	6	6	1	7
Australischer Dollar	6	6	6	2
Kanadischer Dollar	7	7	5	2
Mexikanischer Peso	9	9	4	0
Türkische Lira	8	8	4	1
Brasilianischer Real	8	8	4	0
Bitcoin	2	2	5	6

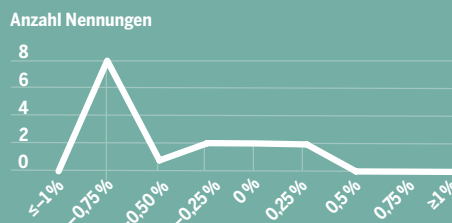
Wird die Inflation in den USA und im Euroraum in einem Jahr eher tiefer oder höher liegen als heute?



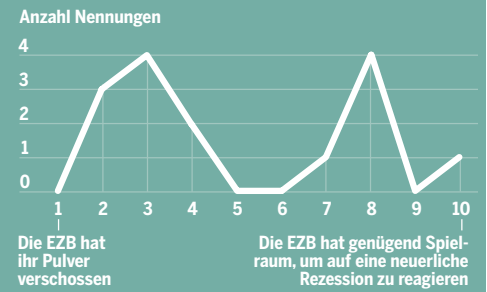
Die EZB lässt noch keine Absicht zur Zinserhöhung erkennen, die Fed dagegen schon. Was sollte die SNB tun?



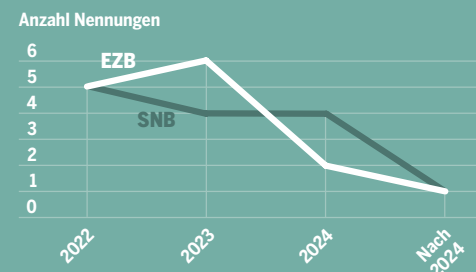
Wo wird der Leitzins in der Schweiz in einem Jahr liegen?



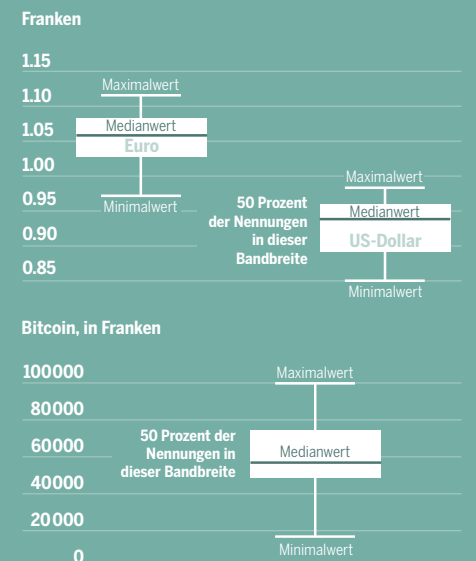
Auf einer Skala von 1 bis 10, wie handlungsfähig ist die EZB?



Wann werden die Zentralbanken erstmals wieder die Zinsen erhöhen?



Wo werden Ihres Erachtens die Kurse für folgende Währungen in einem Jahr liegen?



Daniel Kalt
Chefökonom
UBS Schweiz



Thomas Kuhn
Leiter Advisory
BIL Suisse



Claude Maurer
Chefökonom Schweiz
Credit Suisse



Sita Mazumder
Professorin Business & IT
ochschule Luzern



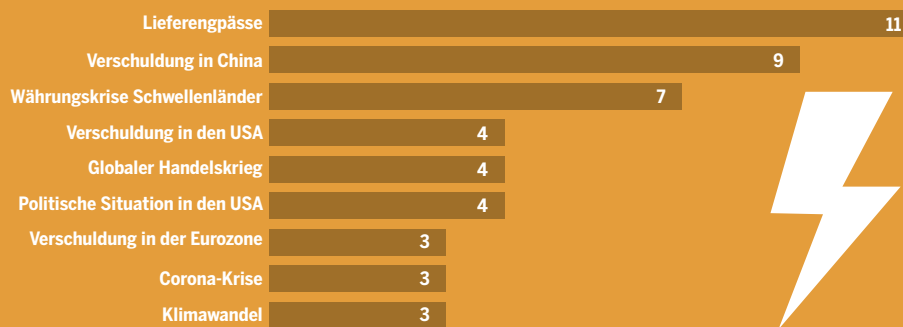
Martin Neff
Chefökonom
Raiffeisen Gruppe



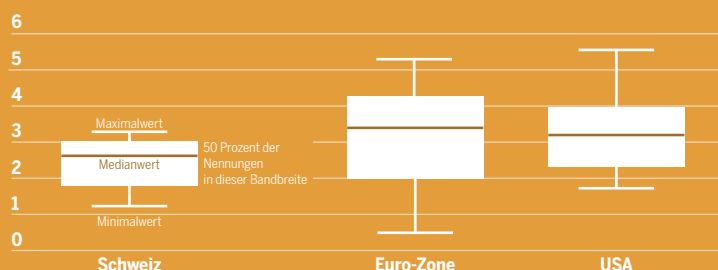
Thorsten Polleit
Chefökonom
Degussa Goldhandel

Welches sind die grössten Gefahren für die Entwicklung der Weltwirtschaft im nächsten Jahr?

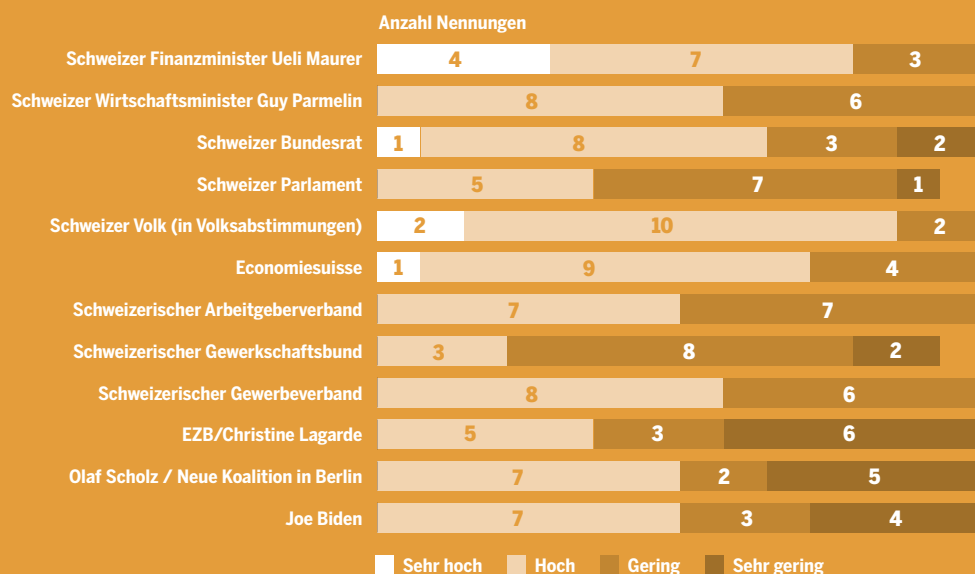
Anzahl Nennungen (Mehrfachnennungen möglich)



Welches BIP-Wachstum erwarten Sie für 2022 in der Schweiz, der EU und den USA?



Wie hoch ist Ihr Vertrauen in die folgenden wirtschaftspolitischen Akteure?



sonders die Zinswende in der Eurozone entscheidend, da die Schweizerische Nationalbank in Anbetracht des starken Frankens die Zinsen wohl erst anheben wird, wenn dies auch die EZB tut. 5 Panel-Teilnehmer erwarten diesen Schritt nächstes Jahr, vier gehen von 2023 aus. Dementsprechend ist auch eine grosse Mehrheit der Meinung, dass der Leitzins in der Schweiz in einem Jahr weiterhin bei -0,75 Prozent liegen wird.

2 — Aktien weiter populär. Wie bereits im letzten Jahr, so sind auch im Ökonomen-Panel 2021 Aktien weiter die bevorzugte Anlageklasse. 13 von 14 Teilnehmerinnen und Teilnehmern empfehlen Schweizer Aktien, aber auch amerikanische (11), deutsche (9) und Aktien aus dem übrigen Euroraum (9) erfreuen sich grosser Beliebtheit. Die Neigung, in Unternehmensobligationen oder gar in Staatsanleihen zu investieren, fällt sehr gering aus.

3 — Sorgen um die Immobilienpreise. War letztes Jahr noch eine Mehrheit der Finanzexperten entspannt, was die steigenden Grundstückspreise angeht, so hat sich das Bild gewandelt: Heute sagen 8 von 14 Teilnehmern, dass ihnen die Entwicklung Sorgen bereite, lediglich vier sind nicht dieser Meinung.

4 — Gold weiter gefragt. Wie in den letzten beiden Umfragen zeigt sich eine anhaltende Beliebtheit des Edelmetalls. Eine Mehrheit der Panel-Experten würde derzeit investieren, obwohl sich der Goldpreis im letzten Jahr nicht besonders stark entwickelt hat.

5 — Kryptowährungen langsam akzeptiert. Überwog auf die Frage «Würden Sie derzeit in Kryptowährungen investieren?» bislang immer die Antwort nein, so kommt es diesmal erstmals zu einer Umkehr: 8 würden, 5 würden nicht, und ein Teilnehmer hat keine Meinung. Das zeigt sich auch daran, dass mit einem weiter steigenden Bitcoin-Preis gerechnet wird.

6 — Fast alle mögen Ueli Maurer. Der Schweizer Finanzminister entwickelt sich zum Beliebtheitskönig des Ökonomen-Panels. 11 der 14 Teilnehmer geben an, dass sie ihm vertrauen, davon vier sogar «sehr». Das stellt eine abermalige Verbesserung im Vergleich zur letzten Umfrage dar.

7 — Die USA werden entspannt betrachtet. Das Thema Handelskrieg ist weitgehend von der Agenda verschwunden, und Joe Biden polarisiert weniger als sein Vorgänger. War Trump noch mit Abstand der unbeliebteste Akteur, genießt Joe Biden das Vertrauen von immerhin 7 Teilnehmern.

Zusammengestellt von Florian Schwab

Experten-Panel 2021



Gabrielle Wanzenried
Professorin für Finance
Hochschule Westschweiz



Heinz Zimmermann
Professor für Finance
Universität Basel

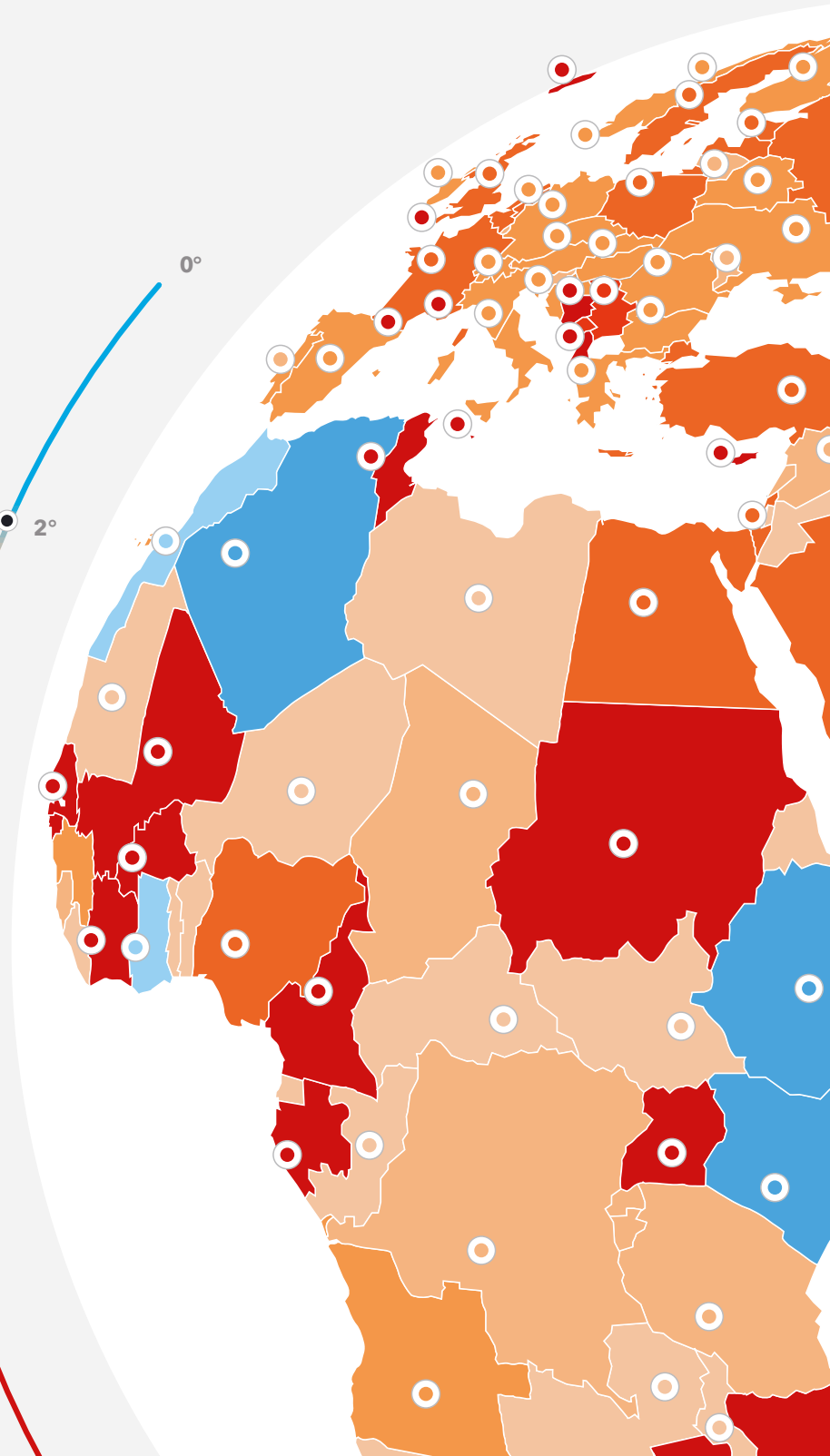
Welche Temperatur hat Ihr Portfolio?

Die digitale Weltkugel für
zukunftsorientierte
Anleger*innen

KLIMA
3,8°

Entdecken Sie jetzt kostenlos

globalanceworld.com



«Der Motor läuft»

Bei Vontobel verantwortet er das fast 100 Milliarden Franken schwere Privatkundengeschäft. Georg Schubiger über die Chancen des Finanzplatzes und die Stärken seiner Bank.

Florian Schwab

Am Tag vor unserem Treffen mit Georg Schubiger hat Vontobel in Genf ansprechende Quartalszahlen präsentiert. Dementsprechend zeigt sich der Chef Private Wealth Management in bester Laune. Seit seinem Einstand bei Vontobel vor fast zehn Jahren haben sich die Kundengelder von damals 28 Milliarden Franken mehr als verdreifacht.

Weltwoche: Herr Schubiger, wie geht es dem Schweizer Private Banking?

Georg Schubiger: Generell gut. Jene Institute, die ihre Aufgaben gemacht haben, wachsen sehr schön. Es gibt weltweit eine starke Nachfrage nach den Dienstleistungen unseres Finanzplatzes.

Weltwoche: Wie abhängig ist die gute Entwicklung von den boomenden Börsen?

Schubiger: Es gab ja in den vergangenen Jahren durchaus erhebliche Korrekturen. Aber richtig ist auch: Wir haben Negativzinsen und gleichzeitig zum Teil Inflationstendenzen. Da muss man investieren, sonst schmilzt das Vermögen. Wenn Sie nur sparen, nimmt Ihre Kaufkraft ab. Hinzu kommt, dass der Anlagebedarf generell hoch ist. Dieser Zustand bringt sehr viel Stabilität in den Markt. Damit rechne ich auch weiterhin.

Weltwoche: Gemäss manchen Analysen ist der Anteil der Schweizer Banken am grenzüberschreitenden Geschäft gesunken.

Schubiger: Genaue Zahlen gibt es da nicht. Es kommt immer ein bisschen darauf an, in welchem Land der Bericht angefertigt wurde. Der typische internationale Kunde verteilt sein Finanzvermögen auf zwei oder drei Länder oder Banken, denen er vertraut. Hier hat unser Finanzplatz unglaubliche Stärken.

Weltwoche: Welche sind das?

Schubiger: Die Schweiz ist ein sehr stabiles Land mit grossem sozialem Frieden. Wir haben eine starke Wirtschaft, eine stabile Währung und einen hervorragenden Talentpool aufgrund unserer im Finanzfach führenden Universitäten. Dazu kommt die Tradition, dass die Schweiz Dienstleistungen für eine internationale Kundschaft erbringt. Wir haben ein

internationales Verständnis. Wir sind zu klein, um uns nur mit uns selber zu beschäftigen.

Weltwoche: Dennoch haben manche Berufsleute den Eindruck, seit 2010 sei es mit dem Bankenplatz eher abwärtsgegangen.

Schubiger: Man hat den Finanzplatz totgesagt, passiert ist aber das Gegenteil. Wir wachsen und sind besser positioniert als viele andere Standorte. Auch die Zahlen bestätigen dieses



«Wenn Sie nur sparen, nimmt Ihre Kaufkraft ab»: Schubiger.

Bild. Letztes Jahr ist das Netto-Neugeld der Schweizer Banken im Private Wealth Management um über 3 Prozent gewachsen. Schweizer Banken sind für Kunden attraktiv. Der Motor läuft.

Weltwoche: Sprechen wir über die Regulierung. Jahrelang konnte man hören, dass da einmal ein Plateau erreicht würde und die Banken dann wieder mit ihren Stärken am Markt würdepunkten können.

Schubiger: Das sehe ich anders. Die Finanzbranche ist dynamisch und muss darauf reagieren, was in der Welt passiert. Also entwickelt sich auch die Regulierung weiter, und das ist gut so. Es schafft Vertrauen. Neue Themen und Geschäfte müssen reguliert werden. Wie bei einem

Fussballmatch braucht es einen guten Schiedsrichter. Wichtig ist, dass man Zeit hat, sich anzupassen, und dass der Schiedsrichter fair pfeift zu den jeweils geltenden Regeln. Da sind wir in einer internationalen Konkurrenz. Es hilft uns nicht, wenn der Finanzplatz international abgestempelt wird. Wir müssen genug Selbstvertrauen haben, dass wir mit unseren Investment-Inhalten und unserer Positionierung erfolgreich sein können.

Weltwoche: Die Finma verlangt mittlerweile, dass selbst jahrzehntelange Kunden in einem aufwendigen Prozess durchleuchtet werden. Dabei kennt der Berater seinen Kunden bestens. Sorgt das auch bei Vontobel für rote Köpfe?

Schubiger: Als Tempo 50 eingeführt wurde oder als die Promillegrenze von 1,2 auf 0,8 und dann auf 0,5 gesenkt wurde, gab es auch einen Aufruhr. Die Spielregeln ändern sich, und das findet der eine oder andere nicht gut. Beim Verkehr sind wir aber auch froh, dass wir nicht mehr mit 60 km/h durch Quartierstrassen fahren. Die EU-Finanzdienstleistungsrichtlinie Mifid II war, genau betrachtet, sogar gut: Die Richtlinie zwingt uns, mehr über unseren Kunden zu wissen. Welcher Dienstleister, der sich an seinen Kunden orientiert, will das nicht?

Weltwoche: Wo sehen Sie Potenziale für die weitere Entwicklung des Schweizer Finanzplatzes?

Schubiger: In einer Welt, in der die Konflikte eher zunehmen, ist die Stabilität der Schweiz eine grosse Chance. Auch das Thema Digitalisierung eröffnet vielseitige Möglichkeiten. Das Private Wealth Management ist eine Exportindustrie. Deswegen hilft es uns, dass in den letzten zwei Jahren notgedrungen ein riesiger Digitalisierungsschub stattgefunden hat. Und auch bei der Nachhaltigkeit sind wir hervorragend positioniert: Die Schweiz ist seit je klassisch nachhaltig aufgestellt. Das ist in jedem Bürger drin und zieht sich durch die ganze Wirtschaft. Wir sind von der Richtigkeit einer nachhaltigeren Wirtschaft überzeugt. Wenn wir das als Schweizer Finanzindustrie glaubwürdig vertreten und umsetzen können, dann ist das ein Wettbewerbsvorteil.

Weltwoche: Zu Vontobel: Was macht Sie einzigartig und anders?

Schubiger: Wir stehen als Investment-Haus immer auf der Seite des Kunden, also des Investors. Es gibt keine internen Konflikte, seit wir uns im Rahmen unserer Reorganisation vom Investment-Banking getrennt haben. Unsere Beratung und unser Research arbeiten nur noch für die Anlagekunden – egal, ob es sich um eine grosse Pensionskasse oder um einen Privatanleger handelt. Alle haben Zugang zum gleichen aktiven Investment-Angebot, das zentral von 300 Mitarbeitern betreut wird – unserer Investment-Fabrik, wenn Sie so wollen. Viele andere Banken führen eigene Investment-Einheiten für verschiedene Kundensegmente. Bei uns sind die Silos aufgebrochen, und wir arbeiten mit einem geeinten, zentralen, starken internationalen Team. Dazu kommt, dass wir in allen globalen Wirren und Finanzkrisen der letzten zehn Jahre sehr stabil dastanden. Mit ein Grund dafür ist, dass die Eigentümerfamilie das Geschäft über Generationen denkt und nicht in Quartalen. Das positioniert uns sehr gut beim Thema Nachhaltigkeit: Wir verkaufen und predigen nicht nur nachhaltige Produkte, sondern leben es selber.

Weltwoche: Worin liegt der konkrete Vorteil, wenn institutionelle und private Kunden nicht von unterschiedlichen Produktabteilungen betreut werden?

Schubiger: Wir hatten kürzlich einen Pitch für einen sehr vermögenden Privatkunden. Dazu haben wir direkt einen unserer besten Portfoliomanager aufgebeten. Das wäre in der alten Aufstellung nicht möglich gewesen, als Portfolio-Manager noch ausschliesslich institutionelle Anleger beraten haben. Der Kunde hat gesehen: Bei Vontobel kann ich investieren wie ein Institutioneller und direkt mit dem Invest-

ment-Manager sprechen. Er hat uns dann ein Vielfaches des Volumens anvertraut, um das es ursprünglich ging.

Weltwoche: Auf der Kehrseite kann der Eindruck entstehen, Vontobel dränge seine Kunden in eigene Fonds oder strukturierte Produkte.

Schubiger: Der Anteil an Fonds und strukturierten Produkten in unseren Kundenportfolios ist grundsätzlich eher klein. Der Löwenanteil ist in Direktanlagen investiert. Hier wählen unsere Investment-Manager gezielt bestimmte Aktien oder Obligationen aus, die dem Kundenbedürfnis entsprechen. Wenn Fonds zum Einsatz kommen, dann geht es auch darum, das jeweils passende Produkt zu finden. Mit unseren eigenen Fonds decken wir nur jene Bereiche ab, in denen

«Man hat den Finanzplatz Schweiz totgesagt, passiert ist aber das Gegenteil.»

wir sehr gut sind, also beispielsweise Schweizer Aktienfonds oder Fixed Income – und weil wir wissen, dass wir das gut machen, natürlich mit dem entsprechenden Selbstbewusstsein. In jenen Bereichen, in denen wir das nötige Wissen nicht haben, arbeiten wir mit Drittparteien zusammen. Ein Extrembeispiel: Wir würden niemals einen Fonds für südostasiatische Mid Caps auflegen. Da fehlen uns der Zugang und das Know-how. Gleichzeitig gibt es aber andere sehr gute Anbieter.

Weltwoche: Wer sich auf dem Finanzplatz umhört, vernimmt immer wieder, Vontobel bringe im Privatkundengeschäft die PS nicht recht auf den Boden. Das Private Banking sei im Schlepptau des Asset-Managements unterwegs.

Schubiger: In den letzten acht Jahren wuchsen beide Bereiche ziemlich ähnlich stark. Diese bei-

den Standbeine, die sich in etwa ausgleichen, sind das Erfolgsrezept von Vontobel. In den letzten zwei Jahren, also seitdem die Akquisition von Notenstein La Roche auch technisch verarbeitet worden war, ist das Wealth Management jährlich um über 6 Prozent gewachsen und hat damit die selbstgesteckten Ziele und den Gesamtmarkt übertroffen. In den letzten zehn Jahren hat unser Wealth Management von 28 Milliarden auf jetzt fast 100 Milliarden Franken zugenommen. Das haben nicht viele geschafft.

Weltwoche: Bei der Notenstein-La-Roche-Integration hat es etwas gerumpelt. Etliche Kundenberater sind von Bord gegangen und haben Gelder mitgenommen. Wie sieht die Bilanz unter dem Strich aus?

Schubiger: Ich würde Notenstein La Roche sofort wieder kaufen! Die technische Integration dauerte etwas länger, als wir dachten. Währenddessen gab es naturgemäss eine kleine Delle im Wachstum. Und ganz wenige Berater haben sich neu orientiert. Auch das ist in solchen Prozessen normal. Aber die letzten zwei Jahre zeigen, dass wir diese kurze Phase längst wieder aufgeholt haben. Unser Beraterteam ist weiter gewachsen.

Weltwoche: Sie sind seit Jahrzehnten erfolgreich im Private Banking. Gefällt es Ihnen noch, oder planen Sie den Rückzug auf den Golfplatz?

Schubiger: Also erstens spiele ich nicht Golf. (Lacht) Und zweitens ist es ein fantastischer Job! Der Austausch mit den Kundenberatern in ihren jeweiligen Märkten und Funktionen, nahe bei den Kunden und den Finanzmärkten. Ich bin stolz, wie sie es machen. Dann auch der Austausch mit den Kunden. Es ist ein unglaubliches Privileg und sehr bereichernd, jeden Tag Leute mit einer eigenen Geschichte zu treffen, die etwas erreicht haben im Leben.

DAS ZERTIFIKAT NÜTZT DEN GEIMPFTEN NICHTS

Sie sind offiziell geschützt, werden aber digital kontrollierbar. Wahrscheinlich werden Nachimpfungen fällig.

ABER ES SCHADET ALLEN ANDERN

Sie dürfen nicht mehr ins Restaurant, haben hohe Testkosten. Dabei sind sie gemäss neusten BAG-Zahlen weniger anfällig für Covid-19.

ANGST MACHT SCHLECHTE POLITIK

Zukunft braucht Vertrauen.

angstfreie-schweiz.ch



DIE SCHWEIZ ÜBERWINDET COVID-19

NEIN
AM 28. NOVEMBER

Auferstehung in Lugano

Vor zwei Jahren war die Lage auf dem Tessiner Finanzplatz düster. Jetzt feiert er ein wundersames Comeback. Zu Besuch in einer neuen Welt.

Claude Baumann

Jahrzehntelang hat Lugano ausgiebig von ihrer Finanzbranche profitiert. Dass mehrheitlich italienische Kundinnen und Kunden ihr Geld, bisweilen kofferweise, hierhin verfrachteten, lag nicht bloss am Bankgeheimnis. Der Zustrom zwischen 1970 und der Jahrtausendwende ging auch darauf zurück, dass hierzulande die finanzielle Privatsphäre respektiert wurde, der Staat Rechtssicherheit sowie eine harte Währung bot und die Banken kompetente und zuverlässige Beratung, Vorzüge, von denen man in Italien nur träumen konnte, wo der Linksterrorismus wütete, der Eurokommunismus um sich griff, die Lira ins Bodenlose abglitt und die Regierung sich von einer Krise zur anderen hangelte.

Unter diesen Prämissen strahlte Lugano so etwas wie eine Magie des Geldes aus. Der Finanzplatz verhalf dem Kanton zu enormer Prosperität. Bis vor zehn Jahren beschäftigte die Geldbranche, mitsamt Treuhändern und unabhängigen Vermögensverwaltern, gut 10 000 Personen und trug überproportional zum Steuersubstrat und damit auch zum wirtschaftlichen Wohlstand bei. Diese Erfolgsgeschichte fand ein Ende, als die Schweiz 2009 dem politischen Druck des Auslands nachgab und das Bankgeheimnis faktisch beerdigte. In dieser Situation nutzten die italienischen Behörden die Gunst der Stunde und motivierten mittels Steueramnestien ihre Landsleute dazu, ihr Geld zu repatriieren.

Enormer Kapitalabfluss

Der Kapitalabfluss war enorm, und das Ende des Tessiner Finanzplatzes schien besiegelt. Die einseitige Abhängigkeit vom Geschäft mit der italienischen Klientel rächte sich. Mit dem Ausbleiben frischer Geldströme bauten zahlreiche Finanzhäuser ihre Kapazitäten ab, sodass Tausende von Bankangestellten auf der Strasse standen. Als dann noch 2017 die letzte grosse Bank im Tessin, die Banca della Svizzera Italiana, im Strudel eines Korruptionsskandals



Rückbesinnung auf die Grenzen: Parco Ciani, Lugano.

in Singapur ihre Lizenz verlor und in der Konkurrentin EFG International aufging, war der Tiefpunkt erreicht.

Bis vor zwei Jahren hätte kaum jemand angenommen, dass sich an dieser fatalen Entwicklung etwas ändern werde. Es entbehrt nicht der Ironie, dass ausgerechnet die Corona-Pandemie zu einem Paradigmenwechsel ge-

Es entbehrt nicht der Ironie, dass die Corona-Pandemie zum Paradigmenwechsel geführt hat.

führt hat. Die im Lockdown erzwungene Rückbesinnung auf die eigenen Grenzen, verbunden mit der über Nacht beschleunigten Digitalisierung und dem Willen, in einer Zeit höchster Not nicht in Apathie zu verfallen, verhalf dem Finanzplatz zu einer Renaissance – unter anderen Vorzeichen. Insofern mag für manche Tessinerinnen und Tessiner die auf einen Schlag verkürzte Reisezeit zur Finanzmetropole Zürich ein Fanal oder, profaner ausgedrückt, eine neue

Anbindung «zur Welt» gewesen sein, nachdem die Swiss 2019 ihre Linienflüge vom Flugplatz Lugano-Agno aus eingestellt hatte.

Dass man problemlos wieder an die goldenen Zeiten anknüpfen kann, erwartet indessen niemand. Das Geld wird den Banken auch künftig nicht einfach zufließen. «Das Geschäft ist sicherlich statischer geworden, was aber generell für die Finanzbranche im Tessin gilt», räumt Philipp Rickenbacher, CEO der Bank Julius Bär, ein, beteuert aber auch, dass ein Rückzug aus dem Tessin, wo das Unternehmen prominent vertreten ist, überhaupt kein Thema sei.

Das Tessin als Finanzökosystem bietet genügend Anknüpfungspunkte, um auch in Zukunft hinter Zürich und Genf der dritt wichtigste Finanzplatz der Schweiz zu sein. «Zentral ist», sagt Matteo Bosco, langjähriger Kadermann der Credit Suisse und heute Partner bei

Conser, einem Analyseunternehmen für nachhaltige Anlagen, «dass der Cluster, der nun zaghaft, aber kontinuierlich entsteht, tragfähig und nachhaltig wird.»

Bosco verweist etwa auf die Università della Svizzera italiana, der es gelungen ist, eine landesweit anerkannte Kompetenz im Bereich Finance aufzubauen, während früher die Studenten nach Zürich oder St. Gallen «abwanderten». Auch das Centro di Studi Bancari ist eine wichtige Anlaufstelle, ebenso die Fachhochschule Scuola universitaria professionale della Svizzera italiana, die neuerdings einen Ausbildungs- und Forschungsfokus auf nachhaltige Finanzen legt. «Alle diese Institutionen tragen dazu bei, neue Kompetenzen zu schmieden – eine wichtige Grundlage für anhaltendes Wachstum», sagt Franco Citterio, Direktor der Associazione Bancaria Ticinese.

Eine nicht geringe Anzahl weiterer Finanzakteure vervollständigt dieses Mosaik, darunter Hedgefonds, Private-Equity-Gesellschaften sowie eine Reihe von Firmen, die im Rohstoffhandel tätig sind. Fintech-Unter-

nehmen und die Auseinandersetzung mit der Blockchain-Technologie an wiederkehrenden Veranstaltungen in Lugano helfen zusätzlich, dass sich dieser Cluster eines eigenständigen Finanzplatzes verdichtet. Solche Initiativen gab es in der Vergangenheit nicht. Das Bankgeschäft schien gottgegeben. Dieses trügerische Selbstverständnis ist weg. Man ist sich der angespannten Situation bewusst und dass es nun ein aktives Engagement braucht.

Interessanterweise gehören auch zwei italienische Geldhäuser zu den grössten Verfechtern des Finanzplatzes: Vor zwei Jahren übernahm die Banca Generali den Tessiner Vermögensverwalter Valeur Fiduciaria. Beide firmieren heute als BG Valeur in Lugano und symbolisieren den Neustart. Vor Jahresfrist veräusserte die Genfer Bank Reyl 69 Prozent ihrer Anteile an den Intesa-Konzern, der schon lange eine grössere Präsenz in der Schweiz aufbauen wollte. Dessen Tessiner Tochter Morval wird Anfang 2022 in die Bank Reyl integriert; der Standort in Lugano, wo knapp neunzig Personen beschäftigt sind, soll als Dreh- und Angelpunkt für das Geschäft mit italienischen und anderen vermögenden Kundinnen und Kunden dienen. «Gerade unter dieser Klientel besteht ein grosses Bedürfnis nach Investitionsmöglichkeiten und Finanzierungen, die vor allem Schwei-

zer Banken anbieten können», betont Nicolas Duchêne, Partner bei der Bank Reyl.

Sehnsuchtsort der Deutschen

Der Zeitpunkt könnte günstig sein. Haben Deutsche, Italiener oder Briten in den vergangenen zwanzig Jahren der Schweiz als Wohnsitzland den Rücken gekehrt, ist es nun zu einer Trendwende gekommen. Auslöser dafür ist die Corona-Krise, wie auch die UBS unlängst in einer Studie feststellte. Die Pandemie habe die Sehnsucht nach einem sicheren Hafen enorm verstärkt. Verzeichnete das Tessin als eine der wenigen Regionen in der Schweiz in den vergangenen Jahren sinkende Immobilienpreise, so hat sich dies nun geändert. «Besonders stark ist das Preiswachstum bei Einfamilienhäusern in Tourismusregionen», stellte auch Martin Neff, Chefökonom von Raiffeisen Schweiz, kürzlich fest. Diese Gebiete würden sich in Zeiten von Home-Office besonders grosser Beliebtheit erfreuen.

Gleichzeitig ist das Risiko von Steuererhöhungen für Top-Verdiener im Ausland aufgrund leerer Staatskassen deutlich gestiegen. Der Regierungswechsel in Deutschland dürfte diese Entwicklung noch beschleunigen. Der Zürcher Rechtsanwalt Enzo Caputo, der Ausländer bei einem Umzug in die Schweiz

berät, erklärte unlängst, dass er einen Nachfragezuwachs von rund 25 Prozent feststelle – namentlich aus Deutschland, wo das Tessin schon immer als Sehnsuchtsort galt.

Damit der Tessiner Finanzplatz wieder zur vollen Blüte zurückfindet, muss allerdings noch etwas geschehen: Die Schweizer Institute brauchen den Marktzugang nach Italien, der ihnen heute verwehrt ist. Die von der EU 2017 eingeführte Mifid-II-Richtlinie verbietet es hiesigen Geldhäusern, ohne Zweitniederlassung in Italien aktiv zu sein. Dies im Gegensatz etwa zu Deutschland, wo Schweizer Institute eine vereinfachte Freistellung von der deutschen Aufsicht erlangen können. Für Privatbanken oder unabhängige Vermögensverwalter lohnt sich eine Zweitniederlassung in Italien rein aus wirtschaftlichen Gründen nicht und entspricht auch nicht ihrem Geschäftsmodell.

Die Rechtslage schliesst bilaterale Abkommen zwischen der Schweiz und einzelnen EU-Mitgliedstaaten nicht aus. Italien stemmt sich aber gegen solche Regelungen. Der Bundesrat kam zum Schluss, dass der grenzüberschreitende Marktzugang für die Vermögensverwaltung aus der Schweiz heraus nicht an juristischen Hürden scheitert, sondern von der politischen Bereitschaft der einzelnen EU-Staaten, wie Italien etwa, abhängig ist.



Helvetische Bank

Lassen Sie sich von unseren Fähigkeiten überzeugen. Die Vermögensverwaltung der Helvetischen Bank.

Die Helvetische Bank ist der verlässliche Partner in Finanzfragen für Unternehmer und Privatanleger. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Helvetischen Bank stehen Ihnen jederzeit gerne für ein unverbindliches Gespräch zur Verfügung.

Herr Thomas Della Casa freut sich auf Ihren Anruf. T: 044 204 56 20

Helvetische Bank AG | Seefeldstrasse 215 | CH-8008 Zürich
T: 044 204 56 00 | info@helvetischebank.ch | www.helvetischebank.ch



Börsenwelt in tausend Farben

Strukturierte Produkte ebnen Privatanlegern den Weg in die Strategien der Profis. Richtig eingesetzt, bereichern sie offensive wie auf Sicherheit bedachte Investoren.

Serge Nussbaumer

Was ist eigentlich ein strukturiertes Produkt? Ein von einem Herausgeber (Emittent), meist einer Bank, öffentlich angebotenes Anlageinstrument, dessen Rückzahlungswert von der Entwicklung eines oder mehrerer Basiswerte abhängt. Als Basiswerte dienen zum Beispiel Aktien, Zinsen, Devisen oder verschiedene Rohstoffe. In Abhängigkeit von der Entwicklung des Basiswerts oder der Basiswerte wird dem Anleger ein bestimmter Betrag ausbezahlt.

Überzeugen können strukturierte Produkte – auch als Zertifikate oder Strukis bekannt – insbesondere durch die Vielfalt an Einsatzmöglichkeiten. Sie ebnen Privatanlegern den Weg in Anlageklassen und -regionen, die lange Zeit den Investmentprofis vorbehalten waren. Beispiel Rohstoffe: Der Handel mit Rohöl, Gold oder Mais geht seit je über Warenterminbörsen vonstatten. Dort werden standardisierte Futures gehandelt, die sich unter anderem auf eine bestimmte Menge und einen fixen Liefertermin beziehen.

Mit strukturierten Produkten können Anleger kostengünstig und gezielt in einen einzelnen Rohstoff oder auch breit diversifiziert in einen Korb verschiedener Rohstoffe (Index) investieren. Sie müssen dabei, im Gegensatz zur direkten Anlage, weder den Verfall eines Kontrakts noch eine Warenlieferung fürchten.

Krypto-Strukis

Darüber hinaus öffnen Strukis die Tür zu vielen internationalen Aktienindizes – seien es der amerikanische S&P 500, Japans Nikkei 225 oder das europäische Aktienbarometer Euro Stoxx 50. Dem nicht genug: Auch Megatrends wie die boomenden Krypto-Anlagen sowie unterschiedlichste Themen und Strategien können sich aufgeschlossene Anleger mit Hilfe dieser innovativen Finanzinstrumente problemlos ins Portfolio holen.

Einen weiteren Pluspunkt von strukturierten Produkten stellt deren Flexibilität dar. Schliesslich lässt sich jede Markterwartung und Risikoneigung abbilden. Auch wenn Investoren am liebsten auf steigende Kurse set-



„Das waren noch Zeiten, als wir früher Tresore geknackt haben...“

zen – die vergangenen Jahre haben gezeigt, wie wichtig es ist, auch in der Baisse über probate Instrumente zu verfügen. Mit Hebelpapieren ist nicht nur die pure Spekulation auf fallende Notierungen möglich. Diese auch als Warrants oder Mini-Futures bekannten Vehikel eignen sich zudem bestens dazu, das Depot gegen einen Bärenmarkt fallender Kurse abzusichern.

Für vorsichtige Rendite-Jäger bieten sich Kapitalschutz-Zertifikate an. Dabei ist der Einsatz zum Laufzeitende zu einem gewissen Grad oder vollständig garantiert. Und doch müssen Halter nicht auf die Chancen des Basiswerts verzichten.

Besonders beliebt sind hierzulande auch Produkte aus der Kategorie Renditeoptimierung, insbesondere der Barrier Reverse Convertible. Er bewirkt die garantierte Zahlung eines deutlich über den am Obligationenmarkt erzielbaren Coupons. Gleichzeitig ist das Nominal zur Endfälligkeit mit Hilfe eines Risikopuffers teilgeschützt.

Doch Vorsicht: Die Barriere bei Renditeoptimierungsprodukten sollte stets in ausreichender Ferne (beispielsweise bei 40 Prozent) im Vergleich zum aktuellen Börsenkurs des Basiswerts sein. Das drückt zwar etwas auf die erzielbare Rendite, doch dem Lockruf sollte zu Gunsten der Sicherheit widerstanden werden. Einen guten Überblick im vielfältigen «Struki-

Wald» gibt die Swiss Derivative Map. Sie ordnet die verschiedenen strukturierten Produkte nach Kategorien und Typen. Die Renditejäger bekommen dank ihr eine klare Orientierung über das Revier. Herausgeber der Swiss Derivative Map ist der Schweizerische Verband für Strukturierte Produkte (SSPA). Die Mitglieder dieser 2006 ins Leben gerufenen Interessengemeinschaft vereinen über 95 Prozent des Marktvolumens strukturierter Produkte in der Schweiz.

Besserer Anlageschutz

Ein zentrales Ziel des SSPA ist es, das Ansehen der jungen Industrie zu fördern. Die Map kann auf der Website des Verbandes kostenlos heruntergeladen werden. Zudem finden sich auf der Website weitere Tools und Kurzvideos mit Infos rund um strukturierte Produkte.

Eine grosse Hilfestellung für Neuanleger und Anlageprofis bietet auch das vom Verband jüngst in dritter Auflage publizierte Buch «Die Welt der Strukturierten Produkte» (Verlag Finanz und Wirtschaft). Eingebettet in die Wissensinitiative des SSPA, stellt das Werk einen umfassenden Überblick und gleichzeitig eine fachliche Einführung in die Welt der strukturierten Produkte dar. Das Buch, das als Nachschlagewerk oder zum Selbststudium genutzt werden kann, ist ebenfalls auf der Website des Verbandes erhältlich.

Parallel zu den laufenden Verbesserungen in Sachen Anlageschutz ist das Verständnis der Investoren – egal, ob privat oder institutionell – für das Wechselspiel von Chance und Risiko gerade in Bezug auf Zertifikate deutlich gewachsen. Interessierten Anlegern steht heutzutage eine gute Auswahl an erstklassigen Informationsangeboten in Sachen strukturierte Produkte zur Verfügung: Informationen zu den wichtigsten Emittenten, zu neuen Produkten und konkrete Anlageideen für weniger versierte Anlegerinnen und Anleger.

Serge Nussbaumer ist Chefredaktor von Payoff.ch, dem führenden Online-Informationsservice für strukturierte Produkte in der Schweiz.

INVESTIEREN

Perfekte Ergänzung

Ich vergleiche strukturierte Produkte gerne mit Autos. Für die Familie mit Kindern und Hund passt der grosse SUV, die Grossstadtbewohnerin fährt lieber mit einem Kleinwagen, und der erfolgreiche Geschäftsmann gönnt sich einen Sportwagen – für jeden gibt es individuell das passende Gefährt.

Genauso verhält es sich mit strukturierten Produkten: Es gibt für jedes Marktszenario das passende Produkt. Sie glauben an einen starken Anstieg eines Titels? Investieren Sie mittels Mini-Future oder Out-performance-Zertifikat! Sie möchten lieber eine monatliche Couponzahlung und gegen Kursrückschläge abgesichert sein? Dann ist ein Barriere-Produkt das Richtige für Sie. Oder sind Sie pessimistisch und rechnen mit einer grösseren Korrektur an den Märkten? In diesem Fall wäre wohl ein Kapitalschutz-Zertifikat oder der Hedge mittels einer Warrant-Absicherung empfehlenswert. Strukturierte Produkte kann man auf alle

liquiden Assets machen: mehrheitlich natürlich auf Aktien und Indizes, aber auch Rohstoffe – Öl, Gas und Edelmetalle – oder Währungspaare sind möglich. Neben den Basiswerten gibt es weitere Parameter, die bestimmt werden wollen, primär die Anlagewährung (mit oder ohne Währungsrisiko?) und die Laufzeit.

Sie sehen: Die Einsatzmöglichkeiten sind unbegrenzt, das Anlageuniversum ist riesig. Entsprechend unübersichtlich kann es für den Laien werden. Dazu muss man wissen: Strukturierte Produkte sind Kombinationen von verschiedenen Finanzinstrumenten (Derivate). Diese werden von den grossen Investmentbanken via Börse, aber auch *over-the-counter*, also direkt miteinander, gehandelt. Je nachdem wie nun die Händler bei den Investmenthäusern die Situation einschätzen und welche Positionen sie bereits auf ihren Büchern haben, ändern sich die Konditionen. Mal kann somit eine Bank

auf einen Titel bessere Preise zeigen, mal weniger gute. Diese Preisunterschiede können darum gut und gerne 50 Prozent oder mehr betragen – für die gleiche Struktur.

Doch wie bekommt der Anleger nun das richtige Produkt mit dem besten Preis? Hier kommen unabhängige Finanzboutiquen ins Spiel. Die Spezialisten können einerseits dem Kunden das für seine Bedürfnisse perfekte Produkt zusammenstellen, andererseits dank der Zusammenarbeit mit mehr als dreissig Emittentenbanken den besten Preis im Markt finden. Mit der richtigen Beratung avancieren strukturierte Produkte zur perfekten Ergänzung in jedem Portfolio.

Christian Mundt ist ehemaliger Bundeshauskorrespondent der *Weltwoche* und Partner bei Calebo Capital, einer auf strukturierte Produkte spezialisierten Finanzboutique in Zürich.



CREDIT SUISSE

Raus aus dem Haifischbecken.

Genau darum geht's.

Irgendwann ist die Zeit gekommen, kürzer zu treten. Mit unserer umfassenden Finanzplanung gestalten wir Ihren Ausstieg ganz nach Ihren Vorstellungen.

credit-suisse.com/privatebanking

Rechtzeitig
Frühpension
planen

Königsanalyse via Liechtenstein

Der deutsche Ökonom Max Otte beschreitet neue Wege in der Vermögensverwaltung: solide Analyse, das Reinheitsgebot und Value Investing lautet sein Rezept.

Michael Baumann

In Zeiten von mageren oder negativen Zinsen auf den Sparkonten bei den Banken schauen sich viele Sparer nach Alternativen um, wenn sie langfristig investieren wollen. Dabei ist das Angebot auf dem Markt riesengross, entsprechend schwierig gestaltet sich die Suche nach sinnvollen Investments. Ein kleiner, aber feiner Player ist die PI Privatinvestor Kapitalanlage GmbH mit Sitz in Köln, die 2016 vom bekannten Ökonomen Max Otte gegründet wurde.

«Wir sind ein Team von erfahrenen Analyseprofis, das sich um die Anlagegeschäfte kümmert – und die Dinge etwas anders als die Konkurrenz betrachtet», sagt Dirk Dürhager, der für das Marketing zuständig ist. Speziell sei, dass PI Privatinvestor Kapitalanlage exklusiv auf die Königsanalyse setze, um die Investments zu bewerten.

Drei massgeschneiderte Fonds

Zur Auswahl stehen den Investoren neben Privat- und Stiftungsmandaten drei massgeschneiderte Publikumsfonds, für die jeweils das Reinheitsgebot der Kapitalanlage gilt: solide Werte wie Gold, Liquidität und Qualitätsaktien. Kurzlebigen Trends und saisonalen Moden wird nicht nachgehechelt, auf Derivate wird verzichtet. Einerseits soll bei der Auswahl einer Aktie ihr wahrer Wert höher sein als der Preis, den sie kostet. Andererseits werden Aktien abgestossen, wenn sie überbewertet sind und ihr Preis höher als ihr tatsächlicher Wert ist. Dieses Erfolgsrezept nennt sich wertorientierte Kapitalanlage oder Value Investing.

«Gegenwärtig stuft PI Aktien als die beste Anlageform ein», führt Dürhager aus. Denn deren Renditen und Renditechancen seien im Niedrigzins-Umfeld attraktiver als Anleihen. Nur schon die jährliche Dividende kann bei Aktien viel höher sein als die Zinsen, die es bei guten Anleihen vielleicht noch gibt. Zudem sind Aktien auch historisch gesehen immer die beste Anlage gewesen. Für Aktien spricht laut Dürhager zusätzlich, dass es sich um Sachwerte und nicht um Geldvermögen wie bei Anleihen handelt. «Wer eine Aktie hält, ist Eigentümer



Investieren statt spekulieren: Ökonom Otte.

und verfügt über reale Assets, wer auf Anleihen setzt, ist nur Gläubiger.»

Kursschwankungen am Aktienmarkt macht sich PI als Value-Investor zunutze und fokussiert auf das Wesentliche. Wichtig ist laut Dürhager, dass man das Investment versteht. Viele strukturierte Produkte seien für Privatanleger zu komplex. Zudem hätten sie ein Fälligkeitsdatum, was das Risiko erhöhe. Bei Aktieninvestments spiele der Zeitfaktor kaum eine Rolle, und man könne mit Zinseszinsen rechnen. Deshalb kommen nur Wertpapiere ins Depot, die es schon lange gibt

«Das Land ist krisenfest, hat den Schweizer Franken und gehört weder zur EU noch zur Eurozone.»

und deren Struktur transparent ist. «Wir sind Investoren und keine Spekulanten», sagt Dürhager. «Bei uns geht es um den langfristigen und nachhaltigen Vermögensaufbau.»

Um für die Fonds die besten Wertpapiere herauszufiltern, werden die Unternehmen auf je fünf qualitative und quantitative Qualitätskriterien überprüft. Dabei werden Geschäfts-

modell, Wachstumsperspektiven sowie Wettbewerbsvorteile, Bilanz und Management durchleuchtet. Die Resultate fliessen in ein Punktesystem, das die Qualität eines Investments abbildet. Durch einen mehrstufigen Bewertungsprozess wird schliesslich der innere Wert des Unternehmens beziehungsweise der Aktie bestimmt – ein Schlüsselfaktor beim Value Investing.

Sichere Vermögensease

Die Spezialisten von PI Privatinvestor Kapitalanlage wählen für die Fonds Aktien jener Unternehmen aus, die vom Wirtschaftswandel profitieren und gute Renditen abwerfen. Unter den mehrfach ausgezeichneten, nachhaltigen Investmentlösungen findet jeder Anlagetyp ein geeignetes Produkt – etwa den PI Vermögensbildungsfonds. Dieser wachstumsstarke Basisfonds ist in Deutschland aufgelegt und richtet sich an langfristig denkende Investoren, die eine sichere Wertpapieranlage suchen. Das heisst: Investiert wird klassisch in die renditestärksten Aktien, Anleihen und andere Wertpapiere. Beim PI Global Value Fund, seit 2008 in Liechtenstein aufgelegt, handelt es sich um ein Investment für Anleger, die Chancen auf den globalen Wertpapiermärkten sehen.

Für Investoren, die in Aktien, Gold und Silber anlegen möchten, eignet sich der ebenfalls in Liechtenstein aufgelegte Max Otte Multiple Opportunities Fund, für den es eine eigene Schweizer-Franken-Tranche gibt. Dieser investiert in Aktien, physisches Gold sowie Silber, Anleihen und Liquidität. Einzelpositionen können bis zu 25 Prozent des Fondsvermögens ausmachen und von starken Kursentwicklungen profitieren. Dass zwei der drei Fonds im Fürstentum Liechtenstein aufgelegt sind, ist kein Zufall: «Das Land ist krisenfest sowie sicher, hat den Schweizer Franken als Währung und gehört weder zur EU noch zur instabilen Eurozone», erläutert Dirk Dürhager. Und doch habe Liechtenstein durch den Europäischen Wirtschaftsraum (EWR) vollen Marktzugang zur EU. «Für uns ist Liechtenstein die sichere Vermögensease.»

LITERATUR UND KUNST

*Black lives matter –
neuerdings auch in der
klassischen Musik.
Manuel Brug, Seite 76*

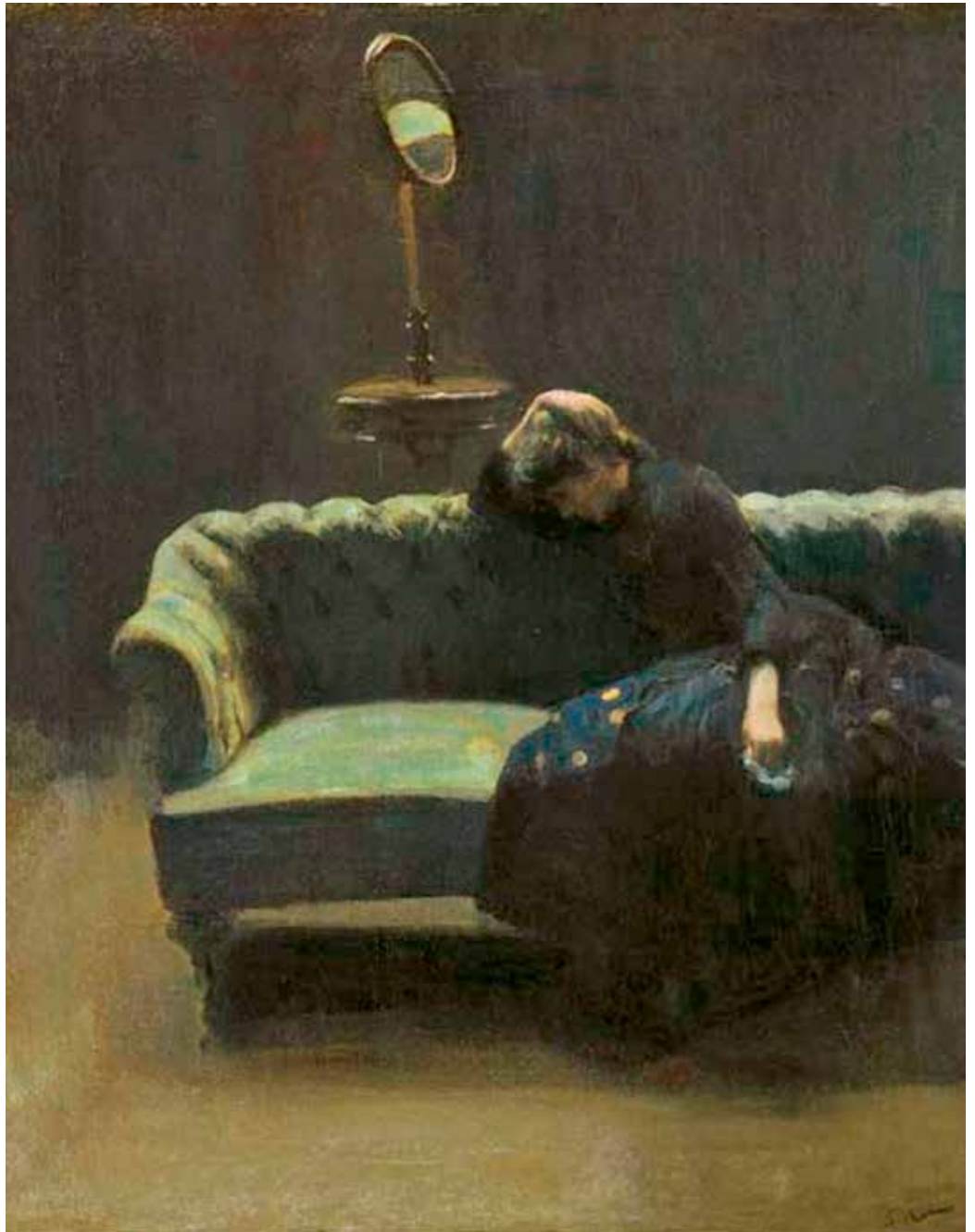
Herausgegeben von Daniel Weber

Walter Sickert, *The Acting Manager or Rehearsal: The End of the Act (Portrait of Helen Carte)*, 1885 — Wenn die Lage nicht so ernst wäre, könnte man meinen, die Welt sei zu einer Operette geworden, die vor dem Bühnenbild des Untergangs und zu frivoler Musik spielt, die Ernsthaftigkeit in Komödie und die Tristesse in Klamauk kleidet. So gibt etwa ein möglicher Furz des amerikanischen Präsidenten beim Klimagipfel in Glasgow gerade mehr zu reden als der Bauchschmerzen bereitende weltweite CO₂-Ausstoss.

So amüsieren wir uns noch ein wenig, bevor uns der Boden der Welt und die Bühne fürs Menschsein nicht nur ein wenig, sondern ganz unter unseren Füßen weggezogen werden. Wir sind alle, wie einst die Erstklasspassagiere auf der «Titanic» es waren, gutgenährt, wohlgekleidet, voller Zuversicht, dass nichts unsere Fahrt würde aufhalten können. Wir tanzen weiter, immer weiter, dem Eisberg unserer Zeit entgegen, in der Hoffnung, dass er sich noch auflöse wie der Ernst in einer Operette.

Der deutschstämmige Maler Walter Sickert (1860–1942) tanzte auf allen Bühnen des Lebens, zog von einer zur anderen, liess Frauen hinter sich, Kinder, Bilder, aber nie sein Dandytum, das es ihm ermöglichte, nichts ernst nehmen zu müssen und alles leicht nehmen zu können, das Leben und vor allem den Tod. Manche hielten ihn auch für den Massenmörder Jack the Ripper, weil er Rippers Schlafzimmer gemalt hatte und nackte Frauen, die aussahen, als ob sie im Blut- rausch des Sexuellen umgebracht worden seien.

Die letzten Jahre verbrachte er wie sein Modell Helen Carte, die Operettenhäuser betrieb und das «Savoy Hotel» in London besass, müde geworden, erschöpft von den Folien des Lebens, ermattet zurückgeworfen auf sich selbst in der trügerischen Geborgenheit eines Sofas, fern von diesem Schauspiel der Menschen, das sie veranstalten, um nicht in den Spiegel der Ernsthaftigkeit sehen zu müssen. *Michael Bahnerth*



Wir tanzen weiter, immer weiter, dem Eisberg unserer Zeit entgegen.

Psychologe des Umbruchs

Krimiautor, Sozialreporter, Seelenforscher:

Warum es sich immer noch lohnt, Dostojewski zu lesen.

Wolfgang Koydl

Die letzte Stunde des jungen Mannes schien gekommen. Man hatte ihn und die anderen schon in Leichenkittel gesteckt und ihnen Säcke über den Kopf gestülpt. Die ersten drei seiner Kameraden waren bereits an die Pfähle gebunden. Mit lautem Klicken hatte das Peloton die Hähne der Gewehre gespannt und wartete auf den Feuerbefehl. Da kam, in letzter Sekunde, der Gnadenerlass des Zaren: acht Jahre Zwangsarbeit in Sibirien.

Der junge Mann war Fjodor Dostojewski und das unvorstellbare Erlebnis sollte sein Leben von Grund auf verändern. Anders als andere russische Intellektuelle seiner Generation radikalisierte er sich nicht in der Lagerhaft. Er schwor den sozialistischen Ideen ab, deretwegen er zum Tode verurteilt worden war. Früher als andere erkannte er nicht nur die Gottlosigkeit, sondern die Menschenverachtung der kommunistischen Ideologie, die seine geliebte Heimat erobern und unterjochen sollte.

Jeder in seiner Höhle

«Ein Christ spricht: Ich muss mit meinem jüngeren Bruder mein Hab und Gut teilen und ihm in allem dienstbar sein», schrieb er später ebenso prägnant wie prophetisch einem Freund. «Der Kommunist aber spricht: Ja, du musst mit mir, deinem kleinen und armen Bruder, dein Eigentum teilen und musst mir dienen.»

Seine Erfahrungen im Lager verewigte er in den «Aufzeichnungen aus einem Totenhaus», an die hundert Jahre später Alexander Solschenizyn mit seinem Iwan Denissowitsch anknüpfen konnte – ewiges Russland, ewiger Gulag. Neun Romane schrieb Dostojewski. Ob «Schuld und Sühne», «Die Brüder Karamasow», «Der Idiot», «Der Spieler», «Die Dämonen» – sie gehören zum Kanon der Weltliteratur, millionenfach aufgelegt, übersetzt in 170 Sprachen.

Raskolnikow, der in der Haft geläuterte Mörder, Fürst Myschkin, vollkommen gut und schön, aber zuletzt scheiternd, Stawrogin, die personifizierte Amoral – seine Charaktere loten alle Höhen und vor allem Tiefen der menschlichen Seele aus, sind Archetypen wie aus einem

Drama Shakespeares. Kein Wunder, dass Sigmund Freud, der Begründer der Psychoanalyse, Inspiration bei Dostojewski fand. «Die Brüder Karamasow» waren für ihn «der grossartigste Roman, der je geschrieben wurde».

Dostojewski lebte in einer Zeit, in der in Russland alle alten Sicherheiten ins Wanken geraten waren. Die schmachliche Niederlage im Krimkrieg zeigte die tönernen Füße, auf denen die vermeintliche Grossmacht ruhte. Ein Teil der Gesellschaft nahm Zuflucht in nationalistischen Visionen des heiligen Russland oder in der Ideologie des Panslawismus – ein Trend, der mit der grausamen Niederschlagung des polnischen Aufstandes 1863 zusätzlich befeuert wurde.

Auf der anderen Seite bildeten sich in Petersburg und Moskau sozialistische Verschwörerkreise – eine Folge der sozialen Spannungen, die im ganzen Land zunahmen und die auch durch die Befreiung der leibeigenen Bauern nicht aufgelöst wurden. Das gebildete Bürgertum blickte nach Westen und sah dort Industrie, Technik und Fortschritt, die in krassem Gegensatz zur Rückständigkeit im eigenen Land standen.

Zar Alexander II., der «Bauernbefreier», versuchte den zahllosen Herausforderungen

mit ehrgeizigen Reformen Herr zu werden. Verwaltung, Bildung, Militär, Infrastruktur – alles wollte er gleichzeitig anpacken. Eine Verfassung war geplant, sogar eine konstitutionelle Monarchie erschien auf einmal denkbar. Doch ebenso wie sein grosses Vorbild Peter der Grosse stiess Alexander auf erbitterten Widerstand. Aber anders als dieses Vorbild verfügte er nicht über die nötige Kaltblütigkeit und Grausamkeit, um diesen Widerstand zu brechen.

Die Folge waren allgemeine Verunsicherung, die Furcht einerseits vor dem Verlust überkommener Werte und andererseits vor einer

Der Glaube schärfte seinen Sinn für die himmelschreienden sozialen Nöte in seiner Heimat.

ungewissen Zukunft. Wer darin eine Parallele zum Russland der vergangenen dreissig Jahre erkennt, liegt sicher nicht falsch. Mit dem Untergang der Sowjetunion, den chaotischen Reformen der Jelzin-Jahre, der Rückständigkeit gegenüber dem Westen und dem Wiederaufleben eines russischen Nationalbewusstseins unter Wladimir Putin wiederholte sich gewissermassen die Geschichte.

Deshalb ist Dostojewski auch heute aktuell – nicht nur in Russland. Überall, vor allem aber in den Gesellschaften des Westens scheint die Welt aus den Fugen geraten. Nichts ist mehr, wie es war. Niemand weiss, was kommen wird. «Alle sind in lauter Einzelne zerfallen, ein jeder zieht sich in seine Höhle zurück, jeder entfernt sich von anderen», heisst es in den «Brüdern Karamasow», und wer würde darin nicht unsere Welt der Filterblasen und der Vereinsamung wiedererkennen.

Dostojewski ist der penible Psychologe des Umbruchs, der analysiert, was geschieht, wenn der Boden unter den Füßen ins Wanken gerät. Seine Helden sind Zweifler oder Zyniker, Träumer oder Terroristen. Sie bewohnen eine Welt, in der die «Umwertung aller Werte» fast schon Alltag zu sein scheint – wie es Friedrich Nietzsche, einer seiner grossen Bewunderer,



„Vielleicht hätten wir doch den Aufpreis für die besseren Sitzplätze bezahlen sollen...“



Falsche Freunde: Schriftsteller Dostojewski.

einprägsam formulierte. Der Agnostiker Nietzsche nannte Dostojewski einen «würdigen Gegner», denn der gläubige Russe sah den Ausweg aus Chaos und Unsicherheit allein im Glauben. Dieser Glaube freilich schärfte auch seinen Sinn für die himmelschreienden sozialen Nöte und Ungerechtigkeiten in seiner Heimat. «Arme Leute», eines seiner frühen Bücher, ist die erste Schilderung des Lebens der Armen Russlands – und eine Sozialreportage, die auch heute noch einen Journalistenpreis verdienen würde.

Das postsowjetische Russland flüchtete sich aus dem beunruhigenden Chaos der 1980er Jahre in die Arme von Putins autoritärer, aber Sicherheit bietender Herrschaft. Das Russland Dostojewski flüchtete sich nach den wilden Reformerjahren Alexanders II. in das autori-

täre Regime seines Nachfolgers Alexander III. Dostojewski schloss Freundschaft mit Konstantin Pobedonoszew, einer weniger grauen als rabenschwarzen Eminenz hinter dem neuen Zaren. Dieser Erzreaktionär und Antisemit zerrt jede Regung von Freiheit und Unabhängigkeit und hob die Rechte wieder auf, die den russischen Juden erst kurz zuvor wieder zugestanden waren.

Dieser Hintergrund machte es nach der Oktoberrevolution den Kommunisten schwer, ihr Verhältnis zu Dostojewski zu formulieren. Im Volk war er unbestreitbar populär. Seine wortmächtige erzählerische Kraft schlägt noch heute Leser in ihren Bann. Schon 1915 hatte der junge russische Film vier seiner Romane verfilmt. Und auch die Bolschewiki ehrten anfangs

noch den Titanen der russischen Literatur: 1918 wurde für den «Propheten der Revolution» in Moskau ein Denkmal aufgestellt. Doch natürlich wussten sie, dass Dostojewski die Revolution nicht in glühenden, sondern in schwarzen Farben vorhergesehen hatte. Ihre anfänglichen Sympathien verflogen schnell. Vor allem Maxim Gorki war der Wortführer der Dostojewski-Gegner. Er sei zwar unbestritten ein Genie gewesen, dekretierte er. Aber dies könne seine «reaktionären Positionen» nicht entschuldigen. Der belesene Wladimir Lenin stimmte ihm zu.

Werk für die Welt

Vor allem die «Dämonen» standen auf dem Index, jenes Werk, in dem Dostojewski gnadenlos mit Sozialisten, Kommunisten und Nihilisten abrechnet. Das Buch wurde totgeschwiegen, versteckt, nicht mehr als Einzelband aufgelegt. Einem mutigen Lektor gelang es aber, das Werk in einer mehrbändigen Gesamtausgabe quasi klammheimlich am Zensor vorbeizumogeln. Erst nach Chruschtschows Tauwetter ab 1955 wurde Dostojewski rehabilitiert – mit Filmen, Briefmarken und neuen Gesamtausgaben.

Unter Stalin galt er – nur anscheinend paradox – als «Avantgarde der Reaktion». Das gilt er vielen heute noch, denn im neuen Russland hat Dostojewski viele falsche Freunde. Die Neue Rechte, mehr oder minder offen agierende grossrussische Nationalisten, reklamieren ihn für sich, nicht zuletzt wegen seines in späten Lebensjahren unverhüllten Antisemitismus. Ilja Glasunow, der Propagandamaler der Rechten, platzierte ihn in seinem achtzehn Quadratmeter grossen Monumentalgemälde «Ewiges Russland» in die erste Reihe, gleich unter dem gekreuzigten Christus.

Sie tun ihm Unrecht. Dostojewski mag ein russischer Patriot gewesen sein, doch sein Werk gehört der Welt. So unterschiedliche Autoren wie Hermann Hesse, Charles Bukowski und Orhan Pamuk nennen ihn als ihr schriftstellerisches Idol. Für Jean-Paul Sartre war Dostojewskis Erkenntnis «Wenn Gott tot ist, dann ist alles erlaubt» ein Ausgangspunkt des Existenzialismus. Friedrich Dürrenmatt ist ein würdiger Erbe des grossen Russen, dessen Hauptwerk «Die Brüder Karamasow» auf der obersten Ebene ja auch ein Kriminalroman ist.

Und Dostojewskis Nonsense-Gedichte, die er den Helden seiner Romane in den Mund legt, verraten ihn als Seelenverwandten Wilhelm Buschs. Sogar Surrealisten können in ihm einen der Ihren erkennen. Wie sagte er doch: «Wenn alles auf Erden vernünftig wäre, würde nichts geschehen.» Am besten fasste wohl Ernest Hemingway Dostojewski zusammen. Bei ihm gebe es «Glaubhaftes und Unglaubhaftes, aber manches davon so wahr, dass es beim Lesen einen anderen Menschen aus dir macht».

Den Sohn im Verdacht

Daniel Weber

Ayelet Gundar-Goshen: Wo der Wolf lauert.
Aus dem Hebräischen von Ruth Achlama.
Kein & Aber. 352 S., Fr. 33.90

Der erste Satz ist ein Peitschenhieb: «Ich sehe im Geist diese winzigen Fingerchen, die eines Neugeborenen, und versuche zu begreifen, wie sie zu den Fingern eines Mörders heranwachsen konnten.» Die Ich-Erzählerin, die hier von ihrem halbwüchsigen Sohn spricht, heisst Lilach, aber in Kalifornien, wohin sie mit ihrem Mann Michael aus Israel ausgewandert ist, nennt man sie Lila. Michael hat als Software-Ingenieur Karriere gemacht, das Paar lebt mit dem Sohn Adam in sorglosem Wohlstand in Palo Alto. Bis ein Attentat in der lokalen Synagoge die jüdische Community erschüttert. Bis Jamal, ein Schulkamerad Adams, während einer Party an einer Überdosis stirbt. Bis Adam verdächtigt wird, Jamal, einen Schwarzen, umgebracht zu haben.

Bluttriefender Davidstern

Lilas Versuch, zu begreifen, was geschehen sein könnte, treibt die Geschichte voran, die sich spannend wie ein Krimi liest. Je mehr die Mutter über ihren pubertierenden Sohn erfährt, desto fremder wird er ihr. Warum besucht Adam so begeistert den Nahkampfkurs für jüdische Jugendliche, den ein ehemaliger Offizier der israelischen Armee durchführt? Ausgerechnet Adam, der als kleiner Bub nicht Judo lernen, sondern lieber Schach spielen wollte – zur Freude der Mutter und zum Ärger des Vaters. «Du musst lernen zurückzuhauen», sagte er zu Adam, als der im Kindergarten wiederholt gebissen wurde. Den anschliessenden Streit mit Lila beendet Michael mit dem Satz: «Ich bin nicht bereit, ein Opfer grosszuziehen.»

Warum hat Adam sein kleines Chemielabor in der Garage verschwinden lassen? Wollte er Spuren von Drogen beseitigen? Eines Nachts wird Adams Highschool mit Graffiti verschmiert. An einer Wand prangt ein bluttriefender Davidstern neben Jamals Namen, an einer anderen steht: «Der Jude hat ihn ermordet».

Warum vertraut Adam dem undurchsichtigen Nahkampftrainer Uri Dinge an, die er seinen Eltern verschweigt? Wie konnte es Lila und Michael nur entgehen, dass ihr Sohn in der Schule aufs übelste gemobbt wurde? In einer beklemmenden Szene besucht Lila die trauernde Mutter Jamals. Im Kinderzimmer, in dem ein Poster der Nation of Islam hängt, entdeckt Lila, die ihren Schock nur mühsam unterdrücken kann, lauter Dinge, die Adam angeblich verloren hat: teure Sneakers, eine Lederjacke,



Überraschende Wendungen: Autorin Gundar-Goshen.

Jeans ... «Glühende, irre Demütigung sass mir in der Kehle.» Bebend verlässt sie das Zimmer und stürmt aus dem Haus.

Wie in ihren früheren Romanen – «Eine Nacht, Markowitz», «Löwen wecken» und «Lügnerin», die auf Deutsch alle bei Kein & Aber erschienen sind – erweist sich Ayelet Gundar-Goshen ein-

Gundar-Goshen weiss, dass eine Figur ihre Geheimnisse braucht, um emotionale Tiefe zu entfalten.

mal mehr als brillante Erzählerin. Die 1982 geborene Israelin hat Psychologie, Film und Drehbuch studiert – daher mag ihr dramaturgisches Geschick rühren, ihr Sinn für überraschende Wendungen und die einfühlsame Leichtigkeit, mit der sie mit wenigen Strichen prägnante Charaktere skizziert. Sie weiss, dass eine Figur ihre Geheimnisse braucht, um emotionale Tiefe zu entfalten. Sie weiss um die erzählerische Kraft des Ungesagten. «Da war noch etwas. Etwas, das ich nicht aussprechen konnte. Ein vager, amorpher Gedanke. Ein Satz, der noch keine Wörter enthielt, nur weisse Zwischenräume und ein

Fragezeichen am Ende.» Nach und nach baut sich ein Bild auf, aber die Puzzleteile fügen sich nicht zu einem Ganzen.

Gundar-Goshens Roman kreist um ein grosses Thema, das sie nicht plakativ in den Vordergrund stellt, sondern sich beiläufig aus der Geschichte entwickeln lässt: Identität und Zugehörigkeit. Lila war nicht auf Anhieb bereit, der Karriere ihres Mannes zuliebe alles aufzugeben und auszuwandern. Die Aussicht, den Schreibtisch gegen den Küchentisch zu tauschen, erschreckte sie. Als «Kulturkoordinatorin» in einem Altersheim, wo sie Filmnachmittage für die Senioren organisiert, hat sie zwar eine Aufgabe, aber kaum berufliche Erfüllung gefunden. Das Gefühl, in den USA sicherer zu sein als in Israel, wird nach dem Attentat in der Synagoge erschüttert. Die Beziehung zu ihrer Mutter und zum Bruder Michaels, der aus Israel auf Besuch kommt, ist angespannt. Nach siebzehn Jahren in Kalifornien ist sie längst integriert. Und doch nicht ganz angekommen.

Zu Beginn sprachen Lila und Michael konsequent Hebräisch mit Adam – bis er sich eines Tages verweigerte. War vielleicht in der Schule etwas vorgefallen? Die Lehrerin verwarft sich



Sehnsucht nach dem Staat

Thilo Sarrazin

Josef Kraus: Der deutsche Untertan. Vom Verlust des eigenen Denkens. Langen-Müller. 352 S., Fr. 36.90

Der Titel ist bei diesem materialreichen, flüssig zu lesenden und in seinen Querbezügen immer wieder überraschenden Buch Programm. Josef Kraus beschreibt die Spuren und die Folgen geistiger Verkarstung im heutigen Deutschland. Er findet und benennt die dafür Verantwortlichen in Politik, Medien und der gesamten Bewusstseinsindustrie. Hauptsächlich Gegenstand seiner Kritik ist aber der Bürger selber, so wie er sich in seiner Mehrheit gibt und in die Gesellschaft einbringt.

Absurditäten gendergerechter Sprache

Kraus kritisiert die in Umfragen ermittelten Prioritäten der Deutschen: «Ganz oben stehen: Bioprodukte, Fitness, Sport, gesunde Ernährung, das Leben geniessen, vegetarisches Essen, Umweltschutz. Erst auf Platz neun kommt Freiheit.» Ja, das ist das Problem. Die Mehrheit der Deutschen möchte einen Staat, der die Bürger umsorgt, ihnen Risiken abnimmt, für gesunde Umwelt und Ernährung sorgt und sie freundlich anleitet. Kraus stellt nicht die Frage, ob dies spezifisch deutsch oder besonders neu ist. Vielleicht wollte immer schon die Mehrheit der Menschen vom Staat vor allem Sicherheit und Schutz und hat sich für öffentliche Angelegenheiten nicht weiter interessiert, wenn der Schutz gewährleistet schien. Erst da, wo der Staat bei existenziell wichtigen Fragen erkennbar und dauerhaft versagt, kommt die Masse der Bürger in eine für die politischen Führer gefährliche Bewegung.

Bis zu diesem Punkt dominiert bei erstaunlich vielen Fragen, die Josef Kraus für sehr wichtig hält (und ich auch) unter der überwiegenden Zahl der Bürger das politische Desinteresse. Das gilt zum Beispiel für die krasen Absurditäten der gendergerechten Sprache. Gegen den gegenderten Duden gab es in einer

zweimaligen Unterschriftenaktion in zwei Jahren ganze 123 000 Unterschriften – und das in einer deutsch sprechenden Bevölkerung von an die 100 Millionen. Kraus fragt sich und den Leser, warum nicht acht oder drei Millionen Unterschriften zustande kamen. Meine Antwort ist: weil es die meisten nicht ausreichend interessierte, um selbst aktiv zu werden. Der Bürger fühlt sich persönlich nicht bedroht und redet sowieso, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Gegen eine Minderheit von entschlossenen Radikalen war die laxe Mehrheit noch immer gleichgültig, wenn sie nicht eigene elementare Interessen bedroht sah.

Dominanz des linken Mainstreams

Das war schon immer so, und darum hat es die Unvernunft entschlossener Minderheiten immer wieder leicht gegen das Desinteresse der Mehrheit. So vollzog sich in Deutschland der Ausstieg aus der Kernkraft, und so vollzieht sich gegenwärtig der Niedergang des deutschen Bildungssystems. Kraus beschreibt

Der Bürger fühlt sich persönlich nicht bedroht und redet sowieso, wie ihm der Schnabel gewachsen ist.

das alles mit grosser Akribie und erheblicher Sprachkraft. Aber es fehlt ihm – wie uns allen, die mit ihm leiden und fühlen – letztlich ein Rezept dagegen. Der letzte Teil des Buches ist den denkbaren Gegenmassnahmen gewidmet: Kraus fordert mehr Elite, mehr Bildung und insbesondere einen besseren Geschichtsunterricht sowie mehr davon. Denn im allgemeinen Unwissen droht bei der Mehrheit der Bürger das Gefühl dafür verlorenzugehen, was unsere Kultur ausmacht und was die Gesellschaft letztlich zusammenhält.

Kraus beschreibt sehr treffend die Dominanz des linken Mainstreams in den Geisteswissenschaften, den Medien und grossen Teilen der Politik. Er stellt sich eine Gegenbewegung konservativer Intellektueller vor, die ihre Kräfte stärker bündeln und in Fragen der Macht und der Einflussnahme auf die öffentliche Meinung strategisch genauso offensiv vorgehen, wie es die formellen und informellen Allianzen der Linksinrektuellen tun. Von der Zielstellung her kann man Kraus hier nur umfassend recht geben. Ob und wie sich das bewerkstelligen lässt, steht auf einem anderen Blatt.

Vielleicht kann ja der faktische *meltdown* der CDU/CSU bei der jüngst vergangenen Bundestagswahl auch den Anstoss für eine neue Sortierung des konservativen Spektrums der bürgerlichen Mitte bringen. Deutschland wird noch Alternativen brauchen, wenn die Bürger merken, was eine radikale Energie- und Klimawende für Einkommen, Arbeitsplätze und soziale Sicherheit wirklich bedeutet.

entsetzt gegen die Frage. «Unsere Schule ist stolz auf ihre kulturelle Vielfalt.» Lila muss erkennen: «Er wollte nicht die kulturelle Vielfalt der Schule bereichern. Er wollte sein wie alle.» Lilach und Michael haben einen durch und durch amerikanischen Jungen grossgezogen. Aber plötzlich, mit sechzehn, entdeckt Adam seine israelische Identität. Wo gehört ihr Sohn letztlich hin? Lila sind im Lauf des Buches einige Gewissheiten abhandengekommen. Dafür hat sie eine gewonnen: *Homo homini lupus*, der Mensch ist des Menschen Wolf. Darum, so die Lektion dieses Buches, lauert der Wolf überall unter uns.



Vergessener Schweizer

Peter Hartmann

Armin Fuhrer: Emil Ludwig. Verehrt, verfemt, verbrannt. Eine Biografie. Lau. 624 S. Fr. 37.90

Im Oval Office des Weissen Hauses sitzt, «wie ein kleines Mäuschen», von morgens bis spät-abends ein Fremder und hört und schreibt mit, wie der amtierende US-Präsident Franklin Delano Roosevelt regiert. Am nächsten Tag erscheint der Gast erneut mit seinem Notizblock, und der mächtigste Mann des Erdballs stellt damals, im Jahr 1937, nur eine Bedingung: Er will, aus diplomatischen Rücksichten, nicht in direkter Rede zitiert werden.

Keine Spindoktoren oder Textwäscher oder andere Filtrierwächter: nur der Präsident und sein Biograf. Der privilegierte Besucher im Zentrum der Macht war der Schriftsteller Emil Ludwig, der eine Art literarisches Porträt verfasste: «Roosevelt. Studie über Glück und Macht.» Ludwig, ursprünglich Deutscher, lebte schon viele Jahre in Moscia am Hang über Ascona und besass den Schweizer Pass. Ihm öffneten sich alle wichtigen Türen, und die grossen Verlage rissen sich um seine Bücher, seit er zu Beginn der 1920er Jahre mit einer Biografie Goethes einen verblüffenden Bestseller gelandet hatte.

Fast manische Antriebskraft

Die Weimarer Republik erwies sich als ungeheuer fruchtbarer Nährboden der deutschen Literatur. Thomas Manns «Zauberberg» erschien, und die ersten Dramen des jungen Bert Brecht eroberten die Bühnen. Der Nobelpreisträger Gerhart Hauptmann fand Gefallen am reportageartigen, belletristischen Schreibstil Ludwigs und wurde sein freundschaftlicher Übersetzer. Auch Thomas Mann reihte sich in seinen Freundeskreis und war häufig zu Gast in Ludwigs Haus im Tessin – ursprünglich ein Rustico am Waldrand, das sich mit den sprudelnden Tantiemen allmählich in eine Dichterresidenz verwandelte. Als Erich Maria Remarque («Im Westen nichts Neues») aus Deutschland emigrierte, wurde er in Ascona Ludwigs Seelenverwandter.

Emil Ludwig (1881-1948), der eigentlich Emil Ludwig Cohn hiess, stammte aus Breslau; als Kind einer grossbürgerlichen jüdischen Familie schien sein Leben vorgespurt mit einem Jusstudium und einem einträglichen Posten im Unternehmen seines Onkels, eines Reeders, der als zweitreichster Mann Preussens galt. Doch er flüchtete aus der Enge des kaiserlichen Deutschlands mit seiner jungen südafrikanischen Frau Elga auf lange Reisen nach Italien, mit dem letzten gepumpten Geld in ein verwünschtes Dorf am Lago Maggioro:



Flucht aus der Enge: Emil Ludwig mit Gattin Elga vor seiner Villa in Ascona, um 1930.

re: Ascona. Mit den Schwärmern vom Monte Verità, der Republik der Heimatlosen, hatte er kaum Kontakt, ihn lockte die Welt.

Als Journalist bereiste er Afrika und lernte Henry Morton Stanley kennen, den britischen Entdecker und bewundertes Vorbild in seiner Arbeit. Er schrieb für das *Berliner Tageblatt* aus London, Wien und Istanbul, für die legendäre Weltbühne.

In seiner Ludwig-Biografie zeichnet Armin Fuhrer jetzt das Bild eines Journalisten-Schriftsteller-Porträtisten von fast manischer Antriebskraft, der sich an die Übermenschlichen heranwagt: an Richard Wagner («Wagner oder Die Entzauberten»), den er nicht mag, an Johann Wolfgang von Goethe, als «dessen geistiger Erbe er sich sah», wie der gleichfalls im Tessin lebende Robert Neumann ihm spöttelnd nachrief.

Seine Romanbiografie Goethes wirkt bahnbrechend. Die Literaturkritik misstraut dem monumentalen Erfolg und benennt ein neues Genre jenseits der Mauern der Wissenschaft-

Die wichtigen Politiker der Epoche bitten ihn zur Audienz und bieten ihm ihre Biografie an. Selbst Stalin.

lichkeit: «historische Belletristik», Populärliteratur. Ludwig imponiert mit seinem fast irrwitzigen Fleiss hinter dem Gesicht des Bohémiens und Charmeurs. Er gibt gern Geld aus, kauft ein Haus am St. Moritzer Silvretta-Hügel und lebt auf dichterfürstlichem Fuss.

Und auch Ludwig hat, wie Goethe, seinen Eckermann: Kurt Wildhagen, den «Weisen von Heidelberg», einen alten Studienfreund und unermesslich gelehrten, kritischen Gesprächspartner ohne akademischen Ehrgeiz, der seine Zeit lesend in den Cafés «Haeberlein»

und «Kroll» verbringt und gelegentlich Privatstunden erteilt, wie eine Romanfigur im echten Leben.

In kurzer Zeit erscheinen Ludwigs Betrachtungen über Reichskanzler Bismarck, Kaiser Wilhelm II., Napoleon, Rembrandt, Shakespeare; der Band «Genie und Charakter: Zwanzig männliche Bildnisse» (darunter Friedrich II., Lenin, seine Favoriten Stanley und Goethe); danach «Kunst und Schicksal» mit Porträts von Rembrandt, Beethoven, Weber und Balzac. Er schreibt eine Buchreportage über eine Nil-Fahrt und entwickelt daraus auch ein Porträt von Kleopatra.

Die wichtigen Politiker der Epoche bitten ihn zur Audienz und bieten ihm ihre Biografie an. Selbst Stalin, der Meister der Kontrolle und Bespitzelung, lädt ihn in den Kreml ein. Mit dem ermordeten Reichsaussenminister Walther Rathenau war Ludwig befreundet. Er ist zunächst von Benito Mussolini fasziniert, was ihn später manche Freundschaft kostet.

Als Thomas Mann 1929 den Literaturnobelpreis erhält, erkaltet ihr Verhältnis, obwohl sich die beiden auch im kalifornischen Exil während des Zweiten Weltkriegs immer wieder begegnen. Mann notiert zu Ludwig in sein Tagebuch mit unnachahmlicher Ironie: «Weltton nicht ohne Selbstgefälligkeit». 1933 verbrannten die Nationalsozialisten ihre Bücher. Ludwig hatte Hitler, anders als den Duce, von Anfang an als mörderischen Scharlatan durchschaut.

Als er 1945 nach Europa zurückkehrt, zieht es ihn gleich nach Weimar, der Wiege Deutschlands, um die Gruft von Goethe und Schiller zu besuchen. Im Blumenladen erklären sie ihm, die Särge seien vor Ende des Krieges verschwunden. Ludwigs Reporterlucke führt ihn auf die richtige Spur: Er sucht in den Bunkern von Jena und findet die Särge im muf-

figen Schutzraum eines Spitals hinter einem Schrank, mit Säcken zugedeckt. Ludwig legt mit Tränen in den Augen einen Fliederstrauss auf Goethes Sarkophag.

Auch Ludwigs Zeit ist vergangen. Der Mann, dessen Millionenbestseller in 28 Sprachen übersetzt wurden, der elegante Porträtist von Staatslenkern und Denkern, der leichthändige, tiefschürfende Dandy und Leserverführer, findet die alte Welt nicht wieder. Noch einmal rafft er sich mit «Der entzauberte Freud» zu einer grandiosen Personenbeschreibung Sigmund Freuds und einer Abrechnung mit dessen Psychoanalyse auf.

Das offene, generöse Haus in Moscia steht heute nicht mehr. Es zerfiel nach Ludwigs Tod am 17. September 1948 allmählich und ist einer Rendite-Überbauung gewichen.

Tod hat viele Gesichter

Nathalie Zeindler

Louise Brown: Was bleibt, wenn wir sterben – Erfahrungen einer Trauerrednerin. Diogenes. 256 S., Fr. 30.–

Zunächst sind da nur der unüberwindbare Schockzustand, die Leere, schier endlose Momente der Fassungslosigkeit: Der Verlust einer nahestehenden Person zeigt auf, wie stark wir uns über unsere Bindungen zu Eltern oder Partnern definieren.

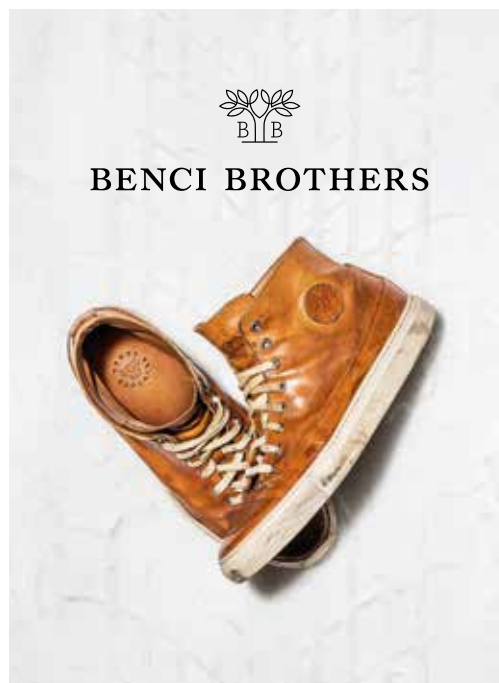
Auch die in London geborene und in Deutschland aufgewachsene Louise Brown muss sich mit dieser Tatsache auseinandersetzen. Innerhalb kurzer Zeit verliert sie ihre schwerkranke Mutter und ihren Vater. Die Trauer scheint sie innerlich zu zerreißen, besonders in jenem Moment, in dem sie noch einmal im Haus ihrer Eltern steht und die Erinnerungsstücke betrachtet, die ihren Kummer noch grösser werden lassen. Ihre Kindheit erscheint plötzlich wie im Nebel, eine Tür verschliesst sich vor ihren Augen, ein Teil ihres Lebens kehrt nie wieder zurück. Doch gleichzeitig wird der 46-jährigen Autorin auch bewusst, dass die vielen gemeinsamen Momente für immer in ihrer Seele verankert bleiben und Kraft zu schenken vermögen.

Den Schmerz bewusst erleben

Das allmähliche Loslassen erlaubt Trauernden ausserdem, sich von der Vorstellung zu lösen, sämtliche Erbstücke behalten zu müssen. Rituale wie ein gemeinsamer Spaziergang am Sonntag können nicht mehr aufrechterhalten werden, doch lassen sich diese durch neue Erlebnisse ersetzen, indem man den Verstorbenen auf andere Art und Weise gedenkt. Und manch-

mal können einschneidende Erfahrungen das bisherige Leben vollständig auf den Kopf stellen – so wie bei Louise Brown.

Ihre lange Trauerphase führte dazu, dass sie ihren Beruf als Journalistin an den Nagel hängt und sich dafür entschieden hat, künftig nur noch Reden für Trauerfeiern zu verfassen – unter anderem mit dem Ziel, verstorbene Menschen wieder greifbar zu machen, neue Seiten von ihnen aufzuzeigen, vielleicht sogar ein Lächeln bei den Angehörigen zu erzeugen und ihnen einen schönen Abschied zu ermöglichen. Sie erzählt in ihrem Buch von zahlreichen Begegnungen und Gesprächen mit Hinterbliebenen, die manchmal mit schwierigen Gefühlen gegenüber ihren Verstorbenen ringen und am Ende doch versöhnliche Worte finden. Wiederum andere sind besonders berührt, wenn



Sterbende ihr Leben lang keine Zuwendung zu lassen konnten, am Lebensende jedoch Zärtlichkeit annehmen, was den Abschied erleichtert.

Brown verzichtet auf Ratgeber-Elemente. Sie zeigt Wege der Trauerbewältigung auf, die Betroffenen Trost spenden sollen. Sie ermutigt ihre Leser, den Schmerz bewusst zu erleben und ihn nicht zu verdrängen, wodurch dieser ein Stück weit an Bedrohung verliert. Der Tod ist nun einmal eine individuelle Angelegenheit, und wer es wagt, in seine Stille hineinzuhören, kann durchaus etwas über die Verstorbenen und auch über sich selbst erfahren.

Heute erkennt Louise Brown zunehmend, dass in uns Menschen viel mehr steckt, als wir selbst glauben. «Auch wenn ich der Meinung bin, nicht mehr weitermachen zu können, werde ich die Kraft dafür doch finden.»



Die Bibel Schall und Rauch

Am dritten Tag aber, als es Morgen wurde, begann es zu donnern und zu blitzen, [...] und es ertönte mächtiger Hörnerschall. [...] Da führte Mose das Volk aus dem Lager hinaus, [...] und sie stellten sich auf am Fuss des Berges. Der Berg Sinai aber war ganz in Rauch gehüllt, weil der Herr im Feuer auf ihn herabgestiegen war (Exodus 19, 16–18).

– Schall und Rauch begleitete die Begegnung am Berg Sinai, als Gott dem Mose die Zehn Gebote übergab. Die Gebote bestanden aus Worten, was etwas langweilig war. Affen würden einem solchen steinernen Schriftstück keine Aufmerksamkeit schenken, doch für Blitz, Donner, Schall und Rauch wären sie empfänglich. Auch wir Menschen verfügen über äffische Veranlagungen. Lockert nun Gott seine Offenbarung mit solchen Showelementen auf, so ist das ein freundliches Zugeständnis an die menschliche Sensationslust. Gott liebt auch den Affen in mir.

Nicht vergessen: Es handelt sich nur um eine Zugabe. Gottes Gebote sind nämlich derart vortrefflich und klug, dass sie weder Blitz und Donner noch Schall und Rauch benötigen. Aber der Herr wusste, dass seinem Publikum, das mit offenen Mäulern am Berg stand, so ein physikalisches Feuerwerk mehr Respekt einflösst als blosse Worte.

Diese Erkenntnis haben sich seit Urzeiten Künstler, Schriftsteller, Redner, Prediger und Journalisten zu eigen gemacht. Die Botschaft selbst ist oft trocken und braucht etwas Würze. Im Zeitalter von Film, Fernsehen und Internet ist die Aufbereitung der Beigaben derart famos geworden, dass der Inhalt oft auf der Strecke bleibt. Bei Superthemen wie Klima und Corona geben sich Schall und Rauch gerne selber als Botschaft aus. Deshalb mein biblischer Rat: Überwürzen Sie Ihre Mitteilungen nicht. Und versuchen Sie als Empfänger, zwischen der Botschaft und dem Schall und Rauch zu unterscheiden.

Peter Ruch

Hexenjagd im Philosophie-Seminar

Die britische Dozentin Kathleen Stock ist ins Fadenkreuz von Transgender-Aktivist*innen geraten. Warum kapitulierte sie vor dem Mob?

Rolf Hürzeler

Kathleen Stock: Material Girls.
Why Reality Matters for Feminism.
Little, Brown and Company.
320 S., Fr. 33.90

Die Frau ist ein Terf. Ein was? Das Kürzel steht für «trans-exclusionary radical feminist», eine transphobe Feministin also. Zumindest Studenten und Studentinnen und vor allem diejenigen, die sich weder der einen noch der anderen Gruppe zuordnen, haben der Philosophieprofessorin Kathleen Stock dieses Etikett verpasst.

Sie lehrte bis vor kurzem an der Sussex University im südenglischen Brighton und hat nun Ende Oktober ihre Dozentenstelle aufgegeben. Während Monaten war sie die Zielscheibe von Anfeindungen aggressiver Transgender-Gruppierungen gewesen. «Transphober Shit kommt aus dem Mund von Kathleen Stock», war auf Klebern an ihrem Institutsgebäude zu lesen. «Da ahnte ich, was auf mich zukommt», schreibt sie auf ihrer Website. Einen Tag später wurde sie bereits auf Postern diffamiert; sie schaltete die Polizei ein.

Ungewöhnliches Privatleben

Diffamierung auf dem Campus ist mittlerweile ein altes Lied. Im Zeichen von Cancel-Culture werden immer wieder Professoren schikaniert oder gar aus ihren Ämtern vertrieben. Das Besondere an diesem Fall: Betroffen ist eine Frau, die sich als radikale Feministin versteht. Sie verkörpert damit eine Bewegung, die ihrerseits tolerante Weltoffenheit nicht zwingend auf ihre Fahnen geschrieben hat. Wie jede Bewegung mit strikter Auslegung neigt der Feminismus eher dazu, das gesellschaftliche Leben durch die ideologische Brille zu sehen.

Die 49-jährige Kathleen Stock ist eine Akademikerin mit einem unaufgeregten Lebens-



«Da ahnte ich, was auf mich zukommt»: Stock.

lauf. Die Schottin aus Aberdeen hat in Oxford Französisch studiert und in Leeds in Philosophie promoviert. Nach einer Vielzahl von Lehraufträgen wurde sie 2003 als Dozentin an die University of Sussex berufen. Stock verfasste zahlreiche Schriften über das Spannungsfeld von Realität, Imagination und Fiktion – etwa in der Musik oder in der Literatur. Sie verstand sich stets als eine «genderkritische Feministin», die sich in einen Gegensatz zum Patriarchat traditioneller Ausprägung stellt.

Das bedeutet für die Philosophin Stock, dass das biologische Geschlecht bei der Geburt definiert ist und sich nicht beliebig verändern lässt.

Insbesondere wehrt sie sich gegen die Vorstellung der «Self ID». Diese postuliert – aus Stocks Sicht fälschlicherweise –, alle könnten ihr persönliches Geschlecht selbst definieren; und zwar ohne jede medizinische Diagnose. Was aus liberaler Sicht nachvollziehbar erscheint, erweist sich in der Praxis als tückisch, zum Beispiel im Wettkampfsport. Kurzum: Kathleen Stock definiert sich ausschliesslich als Frau und will nur als eine solche wahrgenommen werden.

Die Philosophin führt indessen, gemessen an den bürgerlichen Normen, ein ungewöhnliches Privatleben. Sie wohnt mit einer Partnerin zusammen, die gerade schwanger ist. Das Paar hat zudem zwei Kinder aus einer früheren Ehe von Stock. Mit Rücksicht auf ihre Familie habe sie ihre Stelle an der Universität Sussex aufgegeben.

«Alles ist möglich»-Mentalität

Wie jede Weltanschauung steht auch Kathleen Stocks feministische Haltung zu Recht zur Debatte. Eine solche müsste indes gerade an einer Hochschule in geordneten Bahnen möglich sein. Zumal die Universität Sussex in Brighton auf eine lange Tradition freier Denker zurückblicken kann. Sie galt in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts als

eine libertäre Institution, die sich im Gegensatz zu den Oxbridge-Colleges durch ideologische Offenheit und kontroversen Diskurs auszeichnete.

Kommt dazu, dass Brighton als die Stadt sexueller Diversität gilt, wo alle ihre Neigungen ausleben können, wie sie wollen. Der Wahlkreis Brighton Pavilion stellt im Übrigen die einzige grüne Unterhausabgeordnete im ganzen Königreich.

Gerade diese «Alles ist möglich»-Mentalität hat nun zum Konflikt mit den feministischen Dogmen von Kathleen Stock geführt. So wagte sie es, sich öffentlich für die feministische LGB

Alliance einzusetzen, die bei Transgender-Aktivistinnen als eine «Anti-Trans-Hasstruppe» gilt. Und Stock unterzeichnete eine «Declaration on Women's Sex-Based Rights», die Frauenrechte aufgrund der Geschlechtlichkeit einfordert. Das sind zwar für Feministinnen allesamt nachvollziehbare Bekenntnisse, die sich schwerlich als transphob interpretieren lassen; aus Sicht der Transgender-Aktivistinnen sind sie aber dennoch nicht zu tolerieren.

Dahinter steckt ein bekanntes Phänomen: Hat eine Gruppierung einmal gesellschaftliche Anerkennung gefunden, verteidigt sie diese mit aller Verve und Intoleranz, am liebsten im akademischen Milieu, wo im heutigen Klima politischer Korrektheit kaum Gegendruck zu erwarten ist. Dieser Reflex dürfte dem Feminismus in seiner radikalen Auslegung bekannt vorkommen.

Formen der Einschüchterung

Im Fall von Stock nahm die Kampagne allerdings groteske Züge an: So unterzeichneten 600 akademische Philosophen ein Protestschreiben, als Stock vor zwei Jahren mit der Auszeichnung Officer of the Order of the Bri-

«Die wollen nicht mit mir reden, die wollen meinen Ruf zerstören», sagt Kathleen Stock.

tish Empire (OBE) geehrt wurde. Das sagt mehr über den akademischen Zustand dieser Disziplin aus als über Stock selbst.

Ist die Empörung an den Universitäten weit genug verbreitet, bleibt sie oftmals nicht auf die akademischen Zirkel beschränkt, wie sich bei den parteiinternen Debatten von Labour immer wieder zeigt: Transgender-Aktivistinnen verlangen, dass Parteimitglieder ihre Geschlechtszugehörigkeit nicht mehr angeben. «Wo kämen wir denn da mit den Frauenquoten hin?», kontern die Feministinnen.

Solche Geplänkel sind amüsant, solange sie nicht auf einzelne Personen zielen. Das musste bekanntlich die Schriftstellerin J. K. Rowling erfahren, die ein übles Lied von allen möglichen Formen der Einschüchterung singen kann. Sie spricht heute zum Selbstschutz nicht mehr von «Frauen», sondern von «Menschen, die menstruieren». Damit charakterisiert sie exakt die biologische Weiblichkeit, wie sie Stock für sich in Anspruch nimmt.

Die Philosophin sieht sich verständlicherweise als Opfer. «Die wollen nicht mit mir reden, die wollen meinen Ruf zerstören», klagte Kathleen Stock der *Financial Times*. Zumindest das ist den Transgender-Aktivistinnen bisher nicht gelungen. Stocks neuestes Buch «Material Girls: Why Reality Matters for Feminism» wurde in Grossbritannien zu einem Verkaufsschlager.

«Die Unis werden verschwinden», sagt Ex-Professor Peter Boghossian

Er ist ein Kämpfer, kein Opfer. Darauf legt der amerikanische Philosoph Peter Boghossian grossen Wert. «Ich habe einen wohlüberlegten Entscheid getroffen», sagt er, der seine Lehrtätigkeit an der Portland State University wegen «fehlender akademischer Freiheit» aufgab.

Wir erreichen den 55-Jährigen telefonisch an seinem Wohnort im Bundesstaat Oregon. Es ist spätabends bei ihm, und er sagt gleich zu Beginn des Gesprächs: «Ich bin hundemüde.» Sobald er jedoch auf seine Empörung zu sprechen kommt, ist davon nichts mehr zu spüren. Boghossian redet sich ins Feuer.

Wokeism lautet das Stichwort, das ihn in Rage bringt. Nur, was ist genau darunter zu verstehen? «Das Bestreben, Unrecht wie Menschenschinderei oder Homophobie aus der Vergangenheit auf die heutige Zeit zu übertragen», sagt er und schränkt gleich ein. «Das alles ist ja nicht nur falsch. Es hat die Sklaverei gegeben, sexuelle Minderheiten erlitten Unrecht.» Boghossian gehört zu den Intellektuellen, die zwar stets den Widerspruch suchen, aber die Gegenargumente gleich selbst liefern.

Penis schuld am Klimawandel?

Boghossian bringt den Begriff *protected class* ins Spiel. Darunter versteht er gesellschaftliche Gruppierungen, deren Vorfahren unterdrückt waren. «Darüber ist kein vernünftiger Diskurs mehr zu führen.» Beweise für einen Sachverhalt seien nicht mehr gefragt. «Nur noch die vorgefassten Meinungen gelten.» Boghossian warnt davor, *wokeism* mit der traditionellen Linken gleichzusetzen. «Noam Chomsky ist ein alter Linker, hat aber mit *wokeism* gar nichts am Hut.» Sozialisten seiner Schule setzten auf die Veränderungen der ökonomischen Verhältnisse, was die Jungen heute nur am Rande interessiere.

Die Jungen? «Genau, *wokeism* ist eine Generationenfrage.» Besonders Jüngere seien dafür empfänglich. Deshalb sei das Phänomen an den Universitäten so verbreitet – mit schwerwiegenden Folgen, wie der Ethiker festhält. Denn die Absolventen würden nach ihrem Abschluss die «politische Ausschliesslichkeit» in ihr Berufsleben übertragen. «Das ist bei Lehrern eine Katastrophe. Sie indoktrinieren Generationen von Schülern.» Obwohl Boghossian Tausende von Kilometern weit entfernt an

einem Pult sitzt und telefoniert, kann man seinen Zorn fast körperlich spüren.

Im Gespräch mit Boghossian wird deutlich, dass er ein genuines Interesse hat, den Dingen auf den Grund zu gehen. Er bringt den griechischen Philosophen Sokrates ins Spiel, für den sich die Wahrheit nur im Widerspruch ergründen liess. Boghossian hat mit einem Kollegen ein Buch unter dem Titel



«*Wokeism* ist eine Generationenfrage»: Philosoph Boghossian.

«Die Kunst, schwierige Gespräche zu meistern» geschrieben. Grundvoraussetzung für einen erspriesslichen Dialog ist demnach der Respekt gegenüber der Haltung des Gegenübers, was mentale Offenheit voraussetzt.

Man sollte meinen, dass Boghossian mit einer solchen Haltung bei seiner Universitätsleitung hätte punkten können. Doch weit gefehlt – oftmals konnte er der Versuchung nicht widerstehen, den akademischen Lehrbetrieb in seinem Selbstverständnis herauszufordern. Für Schlagzeilen sorgte 2017 sein Jux-Paper «The Conceptual Penis as a Social Construct» in der Zeitschrift *Cogent Social Sciences*. Boghossian und zwei Mitstreiter argumentierten, dass der Penis ein gedankliches Konstrukt sei und obendrein den Klimawandel verursacht habe. Die Universitätsleitung tadelte ihn, Aktivisten schmierten Hakenkreuze auf die Campusgebäude, die mit seinem Namen versehen waren.

Eine Plattform für ernsthafte akademische Arbeit biete die Universität nicht mehr, sagt Boghossian. Der Schaden hält sich aus seiner Sicht indes in Grenzen, weil er die Zukunft des universitären Betriebs ohnehin in Zweifel zieht. «Wahrscheinlich werden die Unis in absehbarer Zeit verschwinden», sagt der Ex-Professor selbstsicher, das nachuniversitäre Zeitalter sei angebrochen.

Rolf Hürzeler



Für die Mimen ein Riesenspass: «Die Ibiza-Affäre».

Serie Ätzende Polit-Operette Wolfram Knorr

Die Ibiza-Affäre (D/A 2021)
Von Christopher Schier. Mit Nicholas Ofczarek,
David A. Hamade, Andreas Lust. Auf Sky

Ist Korruption eigentlich noch eine Abweichung von der Norm oder schon die Norm selbst? Wer Heinz-Christian Strache, damals Oppositionsführer und FPÖ-Partei- und Parteichef, über illegale Parteispenden und praktische Anwendung von Politik überhaupt reden hörte – in einer Finca auf Ibiza gegenüber einem Gast, der Nichte des russischen Oligarchen Igor Makarow –, der brauchte keine Entscheidungshilfe. Da bot er ihr ohne Not Anteile der *Kronen-Zeitung* an, spekulierte über Bauaufträge, die er dem Konzern Strabag zugunsten von Russen entziehen würde, und schwafelte darüber, Österreich im Sinne Ungarns umbauen zu wollen.

Zwei Männer, der Wiener Anwalt mit iranischen Wurzeln, Ramin Mirfakhrai, und der Privatdetektiv Julian H. hatten diesen irren Offenbarungscoup auf der Baleareninsel ausgeheckt. Vielleicht, weil ihnen die Einsicht in die «Notwendigkeit» von Korruption (noch) fehlte. Um zu «lernen», fassten sie deshalb den Entschluss, den Politiker zum Reden zu bringen, Strache über seinen Adlatus Johann Gudenus an einem Sommertag in eine Finca zu locken, damit er bei Wodka-Bull ihrem

Lockvogel, der durch und durch falschen, aber «kaufinteressierten Nichte», sein ganzes «Programm» zum Besten gibt. Zahlreiche versteckte Kameras nahmen das auf.

Die Einsicht in die politische «Notwendigkeit» von Korruption erwies sich als sehr erhellend. Bevor das zur spektakulären «Ibiza-Affäre» wurde, machten die beiden Strippenzieher eine weitere Erfahrung: Korruption schien im Land bereits zum geistigen Überbau zu gehören – denn niemand, dem sie die Filme anboten, keine Oppositionspartei, keine Gewerkschaft, kein Unternehmer, einfach niemand hatte Interesse am brisanten Stoff. In ihrer Fassungslosigkeit wandten sie

Was die Miniserie so unterhaltsam macht, ist die gelungene Mischung aus Krimi und Polit-Satire.

sich an die *Süddeutsche Zeitung*, die gemeinsam mit dem *Spiegel* die Bombe platzen liess. Da war aber Strache längst Vizkanzler geworden, genau das, was die Obskurantisten zu verhindern suchten, auch wenn Straches Sturz umso spektakulärer geriet.

Die «Ibiza-Affäre» ist natürlich ein herrlicher Filmstoff. Auf Grundlage des Buchs der SZ- Investigativjournalisten Frederik Obermaier und Bastian Obermayer, die Ramin M. und Julian H. kontaktiert hatten, schrieben Stefan Holtz («Der letzte Bulle») und Florian Iwersen («Unter Verdacht») das Drehbuch, und Christopher Schier («Tatort») führte Regie. Die Realisierung, man spürt's, war für die Mimen ein Riesenspass. Allen

voran für Nicholas Ofczarek als zwielichtigen *private eye* Julian H. – ein dauerqualmender Gockel, aus dessen Angeberschnute der Wiener Schmääh klingt, als sei er mit Batteriesäure versetzt. Sein Kompagnon, Anwalt Ramin M. (David A. Hamade), ist der seriöse Bedenkenträger, der die Entwicklung der FPÖ mit Sorge verfolgt, von illegalen Parteispenden, Betrug und Korruption erfährt und Julian H. davon erzählt. Worauf der ihm die Idee vorschlägt, Strache über einen weiblichen Lockvogel zum Reden zu bringen.

Nur einmal wird es brenzlig

Julian kannte eine aus dem Milieu, die Russisch sprach, und schon reifte der Plan einer falschen Oligarchen-Nichte, die sich in Österreich «einkaufen» möchte. Hinzu kam, dass Strache-Vertrauter Johann Gudenus (Julian Looman) Russisch spricht und ein Partylöwe ist, dem man die «Nichte» (Anna Gorshkova) rasch nahebringen konnte. Als die dann von Investitionen flötete, war Strache (Andreas Lust) wie ein hungriger Karpfen am Haken. Die Kosten des Angelausflugs – Finca-Miete, Technik, Transport, Getränke und so weiter –, etwa 100 000 Euro, übernahm Ramin M.

Nur einmal wurde die reibungslose Plauderei brenzlig, als Strache – die «Nichte» war gerade nicht im Raum – Gudenus gegenüber bemerkte, sie habe schmutzige Fussnägel; die Nichte eines Oligarchen? Da kamen für einen Moment Zweifel an ihrer Echtheit auf. Kaum war sie zurück, war er wieder im Polit-Modus. Was die vierteilige Miniserie von der deutschen W & B Television im Auftrag von Sky Studios so unterhaltsam macht, ist die gelungene Mischung aus Krimi und Polit-Satire. Liegt natürlich am ungleichen Buddy-Paar, das das Husarenstück ausbaldowerte, weil der Anwalt in echter Sorge den Aufstieg Straches zu verhindern versuchte. In seiner Komik ist das sehr erhellend.

Zwischen Hotel-Luxussuiten und Nachtklubs, Champagner und Koks, halbseidenen Damen und Gecken in picobello Schale rauscht die Story dahin, mit den Zeiten wirbelnd und mit ironischen Einfällen hantierend, als wär's eine ätzend-frackselige Operette, nach dem Motto: «Das Leben ein Traum – auch ein Alptraum; das Leben ein Spiel – der Bajazzo weint dazu.» Und Julian wird zu einem solchen, wenn der Konspirationsspass in Paranoia kippt, weil FPÖ-Scharfmacher Herbert Kickl Innenminister wird und der Komiker Jan Böhmermann Kenntnisse über die Dokumente ausplaudert («Ich hänge hier zugekokst mit FPÖ-Geschäftsfreunden in einer Villa auf Ibiza rum»). Julian will darauf alles vernichten – die SZ-Reporter verhindern's.

Und so beginnt denn auch die «Ibiza-Affäre», die es an Power mit US-Polit-Filmen à la «Wag the Dog» locker aufnehmen kann: Julian lenkt klandestin das SZ-Duo wie ein *hard-boiled* Schnüffler in die Suite eines Wiener Luxushotels.

Klassik

Ein «Luzerner» in Mailand

Christian Berzins

Giuseppe Verdi: Macbeth. Ab 7. 12.

Wenn an der Mailänder Scala die Premiere einer italienischen Oper gespielt wird, leuchten die Alarmlampen nicht nur beim Dirigenten rot. Dann kann es zu einer Koalition zwischen den wilden Kerlen aus den obersten zwei Rängen und den verwöhnten Parkettabonnenten kommen und ein Abend im Desaster enden. Oder im Triumph. Wer an diesem Abend nicht einigermaßen mit dem Jahrhundertdurchschnitt mithalten kann, hat verloren.

Charmante Regie

Jetzt ist aber Covid über die Welt und durch Italien gezogen, statt der 140 Bösen oben auf den billigen Plätzen sitzt und steht da ein braves Häufchen. Unten scheint man sowieso froh, endlich wieder einmal ausgehen zu können. Doch siehe da: Da schreitet Anfang

*Das Buh war reine Politik,
gibt es doch an der Scala
eine starke Anti-Chailly-Fraktion.*

Oktober nach einem stimmungsvollen, freudig beklatschten «Barbiere di Siviglia» der Dirigent zum Schlussapplaus auf die Bühne und bekommt ein böses Buh. Nicht irgendeinen traf es, sondern den Mailänder Riccardo Chailly: niemand Geringeres als den mächtigen

Musikdirektor der Mailänder Scala und Chefdirigenten in Luzern beim Lucerne Festival Orchestra bis 2026. Ein Buh nur, okay, aber eines kann man in der Regel wie einen Leserbrief mit zehn oder fünfzig multiplizieren.

Das Buh war reine Politik, gibt es doch an der Scala eine starke Anti-Chailly-Fraktion. Chailly dirigiert viel weniger als seine charismatischen Vorgänger Daniel Barenboim oder Riccardo Muti – und mit Letzterem zoffte er sich im Frühling. Doch nun zeigte Chailly, wie grandios dieser «Barbiere di Siviglia» ist. Unglaublich die Spannung, die er schon in der Ouvertüre aufbauen konnte; famos, wie er das heitere Drama aus dem Graben heraus erzählte; geradezu hinreissend, wie er die berüchtigten dynamischen Steigerungen bis zum Gehtnichtmehr ausreizte, das Orchester noch im Piano spielen liess, wo andere, auch berühmte Dirigenten, schon längst auf die Pauke hauen. Ja, jedem von ihnen hätte es gutgetan, in Mailand vorbeizuhören. Die Regie von Leo Muscato wollte etwas gar viel, war aber durchaus charmant.

Die Scala mag trotz dem neuen Direktor Dominique Meyer bisweilen etwas veraltet wirken, aber sie bleibt ein spezieller Ort, wo man jeden Abend das Ereignishafte erwarten darf. Dieser Tage spielt man Francesco Cavallis «La Calisto», eine veritable Barockoper. Karten, übrigens, lassen sich online kinderleicht besorgen. Mit einer Ausnahme: die Saisonöffnung am 7. Dezember, wenn die Karten bis 2500 Euro kosten. Seit 19. Oktober sind sie im Verkauf. Und wer weiss, da dieses Jahr vieles anders ist, kommt man vielleicht auch leichter rein. Dann sollte jedenfalls wieder vor vollem Haus gespielt werden. Dirigent ist ein gewisser Riccardo Chailly.



Unglaubliche Spannung: Dirigent Riccardo Chailly.

Alben für die Ewigkeit



The Kinks: The Ultimate Collection

The Kinks, was «die Schrulligen» oder «die Ausgefippten» heisst, waren nebst den Beatles, den Stones oder The Who eine der wichtigsten britischen Bands. Als Beat-Gruppe 1963 in London gegründet, trumpten die Gebrüder Ray und Dave Davies zuerst mit brutalen Rock-Riffs und später mit anspruchsvollen Texten und Melodien weltweit auf. Die beiden frühen Kompositionen «You Really Got Me» und «All Day and All of the Night» wurden zu einer Art Blaupause der späteren Hardrock-, Metal- und Punkmusik.

Einer der genialsten Popsongs aller Zeiten ist «Sunny Afternoon», das ironische Meisterstück von Ray Davies. Der Text handelt von einem reichen jungen Mann, der die Steuerpolitik der Labour-Regierung beklagt, die ihm das gesamte Vermögen konfisziert, aber sein Herrenhaus übriglässt. Im Refrain, der locker wie ein Herbstblatt vom Himmel fällt, wünscht er sich von dieser Geldnot befreit zu werden, denn er hat eine mächtige Mutter, die nur darauf wartet, ihn kleinzukriegen.

Das witzige «Dedicated Follower of Fashion» beschreibt einen eitlen Boutique-Dandy im Swinging London.

«Waterloo Sunset» verbindet das Gewöhnliche und das Erhabene. Es genügt dem Erzähler, von seinem Fenster aus ein Liebespaar beim Sonnenuntergang an der U-Bahn-Station nahe der Themse zu betrachten. Er braucht keine Freunde, bleibt lieber zu Hause.

Diese detailtreuen, authentischen Lebensbeschreibungen der einfachen Leute sind es, die die Kinks so einmalig und unwiderstehlich machen.

Chris von Rohr

Klassik

Das schlechte Gewissen der weissen Musiker

Manuel Brug

Marian Anderson: Beyond the Music. Sony
Black Composers Series: Sony

Eine tolle Box, keine Frage. Aber ob die lang überfällige Hommage der Sony, wo das klingende Erbe liegt, an die Grenzüberschreiterin Marian Anderson (1897–1993) so opulent ausgefallen wäre, fügte sie sich nicht passgenau ins gegenwärtige Bewusstseinsklima? Egal. Die legendäre amerikanische Altistin, die 1955 als erste Schwarze auf die Met-Bühne durfte und 1961 bei der Amtseinführung von John F. Kennedy sang, hat diesen effektvollen Auftritt verdient. Auf den fünfzehn spannenden CDs gibt es viele Repertoire-Wiederholungen, aber allein der grossformatige Begleitbildband, der sehr schön erzählt, wie hier ein *black artist's life* ein Land mitverändert hat, war ohne jede Diversity-Mode die gewaltige Rechercheleistung wert.

Sony hat noch eine andere passende Kiste im Programm, die «Black Composers Series»: neun CDs, poppige Cover; Musik aus zwei Jahrhunderten, vom 1745 auf Guadeloupe geborenen Joseph Bologne, Chevalier de Saint-Georges, bis zum 1941 in Rochester, New York, geborenen Adolphus Hailstork. Die Zeichen der Zeit erkannt! *Black lives matter*, besonders im schon arg woke durchgesetzten amerikanischen Kulturleben, das sich nach der dort auch finanziell heftig wütenden Pandemie so langsam wieder aufrappelt.

Black life zählt plötzlich viel

Aber nein, diese lobenswerte Serie wurde ja bereits zwischen 1974 und 1978 aufgenommen, als gemeinsame Anstrengung von Columbia Records (damals als CBS bekannt) und der Afro-American Music Opportunities Association (AAMO), die vorwiegend die dafür nötigen Gelder gesammelt hatte. Das wirbelte damals einigen PR-Staub auf, im behäbigen klassischen Konzert- und Aufnahmebetrieb, der weitgehend auf die Hervorbringungen des weissen Europa zentriert war. Aber keiner der hier vorgestellten sechzehn farbigen Komponisten, vom Barock bis zu jazzinfiltrierten Zeitgenossen, hat es seither nachhaltig in die weltweiten Spielpläne geschafft. Nicht einmal ein Klassiker wie der Brite Samuel Coleridge-Taylor (1875–1912), Sohn eines aus Sierra Leone stammenden Arztes und einer englischen Mutter, der als einer der ersten Tonsetzer versuchte, eine neue Richtung in der westlichen Kunstmusik auf Basis afrikanischer Stilelemente zu entwickeln.

Schon in den 1970er Jahren haftete dem vorgeblich befreienden Unternehmen «Black Com-



Hoffentlich nicht nur Diversity-Hysterie: Opernsängerin Anderson.

posers» etwas Ghettohaftes an. Zwar waren mit dem Baltimore und dem Detroit Symphony Orchestra auch zwei amerikanische Klangkörper beteiligt, aber der Grossteil der Aufnahmen entstand in London und Helsinki. Und der schwarze Dirigent Paul Freeman (1936–2015), der bei allen Einspielungen am Pult stand, hat in Amerika nie einen Chefposten bekommen, nur in Kanada und Tschechien. Komponistinnen wur-

Anders als im Pop, wo Schwarze oft nur in Musikhäusern zu finden sind, wird die Klassik rassistisch attackiert.

den erst gar nicht berücksichtigt. Als Sony die «Black Composers»-Sammlung als billige Box wieder auflegte, war selbst noch 2018 das Interesse daran gleich null.

An der New Yorker Metropolitan Opera war die «Inauguration Night» früher Spielplatz für Pavarotti, Domingo (nach #MeToo-Anschuldigungen nicht mehr willkommen), Netrebko und Co., mit Arienkrachern in opulenten Bühnenbildern. Erstmals in der 138-jährigen Geschichte des Hauses wurde jetzt die Oper eines schwarzen Tonsetzers gespielt: «Fire Shut Up in My Bones». Mit der vom Jazztrompeter und Filmkomponisten Terence Blanchard vertonten Lebensgeschichte des schwarzen, bisexuellen *New York Times*-Kommentators Charles M. Blow beruhigt jetzt die weisse Ostküstenhochkultur

ihr schlechtes Gewissen. Dafür werden die in dem 4000-Plätze-Haus benötigten Zuschauer kaum Schlange stehen. Trotzdem, die Met, die inzwischen auch eine Diversity-Abteilung hat, wird 2023 eine Oper über Malcolm X herausbringen. *Black life* zählt hier plötzlich sehr viel.

Met-Orchesterchef Yannick Nézet-Séguin setzt in Sachen Political Correctness noch eins drauf: Beim Philadelphia Orchestra, dem er ebenfalls vorsteht, hat er ein Florence-Price-Projekt ausgelobt und bereits digital begonnen. Sämtliche Konzerte und Sinfonien von Amerikas erster schwarzer Komponistin (1887–1953), die hier nur einmal, 1933, aufgeführt worden war, sollen erklingen; die Deutsche Grammophon will sie veröffentlichen.

Schon wieder ist von «unverständlicher Weise vergessenen musikalischen Meisterwerken» die Rede. Das ist hoffentlich nicht nur Diversity-Hysterie – denn so verschüttet war diese konformistisch komponierende Dame nicht. Und dass dem braven Joseph Bologne seit Jahren das leckere Etikett «schwarzer Mozart» angeklebt wird, hat auch nicht wirklich etwas bewegt. Denn trotz der schöngeistigen Vorherrschaft der Weissen, die die Cancel-Culture vor allem vom universitären Schlachtfeld aus mit allen woken Mitteln beenden wollen, haben es aus den riesigen Beständen der Historie ebenfalls nur vielleicht zwei Prozent der weissen Komponisten überhaupt ins Bewusstsein und damit auch in die Repertoire-Kata-

loge des Konzertbetriebs geschafft. Anders als im Pop, wo Schwarze oft nur in bestimmten Musiknischen zu finden sind, wird die lange bequeme und brave Klassik rassistisch attackiert. Wie verhindert sie die angebliche Diskriminierung? Indem sie möglichst diverse Musiker verpflichtet. Die Deutsche Grammophon, die in Asien – vor allem in Korea – immer noch verkaufstark ist, schiebt von dort aus beständig Künstler wie jüngst die Sopranistin Hera Hyesang Park oder die Geigerin Bomsori Kim aufs internationale Marktparkett. Aber ob die in Europa wirklich landen werden?

Die englische Decca schickt nach der (auch wegen der weltweiten Aufmerksamkeit bei Herzogin Meghans Prinzenhochzeit) gelungenen Lancierung des farbigen britischen Cellisten Sheku Kanneh-Mason plus klavierspielender Schwester und Restfamilie nun den smarten afroamerikanisch-koreanischen Geiger Randall Goosby mit «Roots» als Debütalbum an den Start: Da gibt es vor allem Schwarzes zu hören, aber ebenfalls Gershwin und Dvořák. «Politisch denken, musikalisch handeln», so wird Goosby von der Presse gelobt. Und bei Berlin Classics startet die karibische Sopranistin Jeanine De Bique aus Trinidad mit einer ganzen Galerie starker Barockfrauen. Power war eben schon bei Händel keine Frage von Geschlecht und Rasse.

Pop

Sonnenblumen, blauer Himmel

Anton Beck

Bosse: Sunnyside. Vertigo Berlin.

Es gibt Musikstars, die alle kennen und die sich auch so aufführen. Die von Skandal zu Skandal hopsen, deren Alben als Paradigmenwechsel in der Popgeschichte bezeichnet werden, die freche Kleider tragen und ständig fotografiert werden. Und dann gibt es auch Musiker wie Bosse. Ohne Starallüren, mit schlichtem schwarzem Pullover, unauffälliger Frisur und Texten, die von einem ebensolchen alltäglichen Leben erzählen.

Zugegeben: Es gibt viele, die sich an einem solchen Narrativ versuchen, aber es gelingt den wenigsten, das so spannend, so schön und beruhigend zu präsentieren wie Axel Bosse. Gerade mit dem neusten Album «Sunnyside» hat der gebürtige Braunschweiger diese Kunst des Alltäglichen in Form von deutschem Pop perfektioniert.

Da steht er dann, zwischen Sonnenblumen und unter blauem Himmel, und singt zu sanften Gitarrenmelodien seine Hymnen gegen den Regen und die Dunkelheit. Das war schon in seinen früheren Alben so, in «Alles ist jetzt»

(2018) oder «Engtanz» (2016), doch «Sunnyside» legt nochmals eine doppelte Portion Optimismus und Lebenslust obendrauf, ohne dabei überschwänglich zu werden. Es ist eher so, dass man mit Bosse im Ohr mitnickt und sich in Gedanken etwas gehen lässt, sich wegdreamt, nicht nach Los Angeles oder auf die Malediven, nicht so weit, aber womöglich in einen Sommertag irgendwo in der deutschen Provinz. Nicht zuletzt ist «Sunnyside» damit auch ein Kommentar über die vergangenen zwei Jahre, ein Hoffnungsschimmer nach einem langen, dunklen Corona-Winter. Obwohl der optimistische deutsche Pop in den letzten Jahren Hochkonjunktur hatte, ge-



ARTHUR'S FINEST
EST. 2020

Designer Schmuck
925 Sterling Silber

www.arthursfinest.com

lingt Bosse mit «Sunnyside» ein einzigartiges Album, weil es gerade musikalisch nicht zu viel will, sondern durch die Produktion teilweise fast schon dumpf wirkt. Dann verschwimmen die Instrumente ineinander, und auch Bosse versucht als Sänger kaum je, mit stimmlichem Können aufzutrupfen. Vielmehr vertraut er auf die Wirkung des Ganzen, des Teams.

Interessant ist auch, wie Bosse in seine Alben immer mal wieder einen Song über ein Familienmitglied einbaut. 2019 sang er in «Pjôngjang» – wohl einer der schönsten deutschen Popsongs der letzten Jahre – über seine Schwester, die sich emotional von ihm abschottet. «Wärst du eine Stadt, dann wärst du Pjôngjang.» In «Sunnyside» erzählt er von seinem Vater, der «so laut am Fussballplatz» schrie und ihm «alle Drogen und Lügen» verzieh. Bosse nimmt einen so in seine Welten mit, unter den blauen Himmel und die Sonnenblumen.

Jazz

Musikalische Mobiles

Peter Rüedi

Jorge Rossy, Robert Landfermann, Jeff Ballard:
Puerta. ECM 2661 3822596

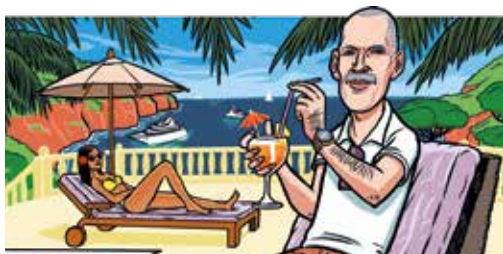
Grosse Literatur macht nicht zuletzt das aus, was nicht gesagt wird; was ein Text als seinen Schatten wirft, was er evoziert, andeutet oder als Geheimnis dem Leser zur möglichen Deutung anheimstellt. Grosse Musik ist nicht nur, was gespielt wird. Sie besteht auch aus dem, was sie verschweigt, aus Pausen, aus Raum und Zwischenraum, in welchem sie sich ereignet und den sie schafft. Ist vielleicht das Schweigen die Ultima Ratio grosser Kunst? Ein kluger Mann, der verstorbene Dramaturg, Literatur- und Musikwissenschaftler Herbert Gamper, verglich einmal die überwältigenden Sprachkaskaden von Jean Paul mit der sich auf-türmenden Tektonik von Anton Bruckners sinfonischen Schlüssen. Das Ziel von beiden sei das Schweigen danach.

Geht mir so durch den Kopf, wie ich mich in die Räume hineinhöre, welche die behutsame Kunst des Trios von Jorge «Jordi» Rossy beschwört. Rossy, Spanier von Geburt, wurde vor Zeiten berühmt als Schlagzeuger des Piano-Trios von Brad Mehldau, und als Schlagzeuger ist er bis heute den meisten bekannt – als ein besonders intuitiver, poetisch suggestiver Drummer in der Art des verstorbenen Paul Motian. In den letzten Jahren wandte er sich vermehrt auch dem Vibrafon und dessen hölzerner Verwandter, der Marimba zu, als dem Bindeglied zwischen der Melodik seiner frühen Prägungen als Trompeter und den perkussiven Erfahrungen seines späteren Berufslebens.

Er hat freilich anderes im Sinn als die weit schwingende Rhapsodik eines Milt Jackson, er sucht mehr das trockene oder gar fragmentarische Statement. Der Schlagzeuger auf «Puerta» – so heisst Rossys Debüt als Leader bei ECM –, Jeff Ballard, ist einer, den er als Wahlverwandten bewundert, einer der meistgesuchten Drummer seiner Generation (auch er gelegentlich Partner von Brad Mehldau, aber auch von Chick Corea, Joshua Redman u. v. a.), Bassist auf Ohrenhöhe der Deutsche Robert Landfermann.

Den dreien gelingt (fast ausschliesslich über Eigenkompositionen Rossys) ein zauberhaft offenes improvisatorisches Wechselspiel. Viel Freiheit bei grösstmöglicher gegenseitiger Einfühlung. Vorschläge statt Behauptungen. Eine scheinbar skizzenhafte Unbekümmertheit, bei der im Lauf der CD erst spürbar wird, welch fragile Gleichgewichtskunst hier gelingt. Mit viel Kalkül und viel Gespür. Eine Musik wie die schönsten von Alexander Calders Mobiles.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Meine Haut im Spiel

Mark van Huisseling

Jüngst erfuhr Ihr Kolumnist, er gehöre zur Generation, «der alles in den Schoss gefallen ist» (stand in der *NZZ am Sonntag*). Sie als meine Leserin, mein Leser sind vielleicht auch Babyboomer (geboren zwischen 1955 und 1969). Dann ist das interessant zu wissen – ich meinte ja die längste Zeit, das (kleine) Vermögen, das ich in den vergangenen dreissig oder so Jahren aufgebaut habe, sei auch Ergebnis davon, gelegentlich einen richtigen Anlageentscheid gefällt zu haben.

Man sollte sich nie zu smart finden, schon klar. Geht es aber um das, was man «finanzielle Allgemeinbildung» nennt – in der Lage sein, Probleme betreffend Finanzen selbständig zu lösen –, fällt einem das nicht ganz einfach, finde ich. Und zwar nicht, weil man so klug ist. Sondern weil viele andere so ungebildet sind.

Vor langer Zeit besuchte MvH eine höhere Wirtschaftsschule berufsbegleitend, das heisst neben einem Brotjob bei einer Versicherung. Hin und wieder sprachen mich Kollegen, die davon wussten, an: «Du bist doch irgendwie fast Ökonom, ich hätte eine Frage.» Es ging dann nicht um wirtschaftswissenschaftliche Thesen, sondern: «Kannst du mir sagen, wie viel 3000 Dollar in Franken sind?» Das konnte ich. Je nach Tagesform sogar ohne darauf hinzuweisen, dass man dafür im Grunde nicht «irgendwie fast Ökonom» sein müsse. Stattdessen bloss den Dreisatz zu beherrschen brauche (und dass man diesen in der Sekundarschule lerne).

Ökonomiekennntnis- und/oder Finanzbildungsmangel zog sich durch mein Leben beziehungsweise die Leben meiner Bekannten wie ein roter Faden durch eine modische Socke.

Meine Freunde, nebenbei erwähnt, gehören, spätestens seit ich vor dreissig Jahren in der Medienbranche landete, mehrheitlich nicht länger der bildungsfernen Schicht an. Dennoch (oder vielleicht deshalb – weshalb sollte einer mit lic. phil. oder iur. rechnen können?) wurde/ werde ich oft gebeten, Vorschläge zur Wohneigentumsfinanzierung zu prüfen. Was meist eine abendfüllende Geschichte ist – weil die Fragenden nicht vertraut sind mit dem Unterschied zwischen Hypothek mit festem respektive variablem Zinssatz. Und danach, wenn diese Bildungslücke gefüllt ist, auf meine Frage «Also, was denkst du, bleiben die Zinsen tief oder steigen sie?» erwidern: «Keine Ahnung, sag du's mir.»

Was, natürlich, die einzig richtige Antwort ist – keiner weiss es. Trotzdem sollte man a) grob verstehen als Schuldner, welche wirtschaftlichen Entwicklungen zu Zinsänderungen führen, und b) eine meinetwegen unscharfe Vorstellung davon haben, wohin sich die Welt und die Wirtschaft im grossen Ganzen bewegen könnten. Um die Verunsicherung zu verschärfen, rate ich Ratlosen abschliessend: «Mach einfach das Gegenteil von dem, was der Berater empfiehlt.» Denn eine Bank ist auch nur ein Unternehmen, das Geld verdienen will (aber nicht am Kapitalmarkt, sondern von ihren Kunden).

Die härteste Knacknuss schliesslich ist die Altersvorsorge. Also das Gebiet, das die meisten in meinem Umfeld bald betreten. Soll man sich einen Teil des angesparten Kapitals

«Woran liegt's? Nicht daran, in meinen Augen, dass die Mehrheit dumm ist. Sondern indifferent.»

auszahlen lassen und selbst anlegen, statt als Rente zu beziehen? Die Entscheidung verlangt betriebswirtschaftliches Verständnis (zirka Niveau kaufmännische Lehre zweites Lehrjahr) – man muss unter anderem den Unterschied zwischen Obligationen und Aktien kennen. Das sei banal? Entspricht nicht meiner Erfahrung, leider, die wenigsten blicken durch.

Obwohl's so kompliziert nicht ist: Aktien sind Eigenkapital, und ihr Kurs steigt in der Regel, wenn's der Firma gutgeht. Obligationen sind Schulden, und der Gläubiger bekommt Zinsen bezahlt, vorausgesetzt das Unter-

nehmen geht nicht pleite. Mir bleibt nur wenig Platz. Drum die Eine-Million-Franken-Frage: Woran liegt's (die allgemeine finanzielle Unbildung)? Nicht daran, in meinen Augen, dass die Mehrheit dumm ist. Sondern indifferent. Wo die Zinsen hingehen? Was Eigen- und was Fremdkapital ist? Mir doch egal. Aber nur solange man kein Geld zugut hat oder schuldet; es muss auch nicht viel sein, eine Million reicht (haha). Dann wird's spannend. Man hat *skin in the game*, wie die Anleger sagen, ist mit Haut (und Haaren) drin. Oder eben, im Wortsinne, investiert.



UNTEN DURCH Blitzer

Linus Reichlin

Die meisten Blitzautomaten in Europa gibt es in Italien, nämlich stattliche 11 000. In der Schweiz sind es zirka 700 und in Deutschland 4600. In Berlin mit seinen knapp vier Millionen Einwohnern gibt es 22 stationäre Blitzkästen, in der Stadt Zürich fast viermal mehr: 87. Die Höhe der Bussgelder für Geschwindigkeitsübertretungen ist in Italien, wenn man das Lohnniveau berücksichtigt, etwa gleich hoch wie in der Schweiz. In Deutschland kosten 10 km/h über dem Limit zehn Mal weniger als in der Schweiz. In ganz Russland gibt es so viele Blitzkästen wie in Italien.

Wird man in Berlin nachts auf einer Quartierstrasse von einem mattlackierten BMW-Geländewagen mit 110 km/h überholt, weiss man, dass die Integration noch einen sehr weiten Weg vor sich hat. Wird man hingegen in Zürich nachts von einem der 87 Blitzkästen erfasst, tröstet man sich damit, dass einem das in Italien auch passieren könnte – nur passiert es in Italien in Wirklichkeit nie. Auch auf der Insel Kreta gibt es erstaunlich viele Blitzgeräte.

Einige hundert Meter vor dem Blitzer warnt am Strassenrand ein Schild die Autofahrer: «Fahren Sie langsam. Automatische Radarmessung. Vorsicht.» Doch nur die Touristen verlangsamen deshalb die Fahrt. Die Einheimischen hingegen haben zu oft gesehen, wie junge Vögel aus den Blitzkästen zu ihrem ersten Flug aufbrachen. Auf Italienisch heissen stationäre Radargeräte *Autovelox*. Auf Russisch heissen sie Radar und in Berlin *radar tuzağı*. In Zürich heissen sie «Gopfertammischowider».

In Deutschland und der Schweiz mieten die Gemeinden die Blitzkästen oft von privaten Firmen, weil es für sie zu teuer wäre, sich selber das ganze Equipment anzuschaffen. Die Blitzkastenfirmen führen natürlich auch die Wartungsarbeiten durch – aber nicht auf der Insel Kreta. Dort werden die Kästen durch die Vogelmütter gewartet. In Russland wiederum wird das Wort *Wartung* generell nicht gern gehört. Wenn sich in Berlin jemand an einer Party alle anderen vom Leib halten will, sagt er: «Ich arbeite für eine Firma, die *radar tuzağı*, an die rot-rot-grüne Regierung vermietet.» So weit die Fakten.

Jetzt die Emotionen: Ich wurde *gopfertammischowider* geblitzt! Geblitzt zu werden, ist, als würde man friedlich im Wald spazieren, und plötzlich springt einer aus dem Busch und klatscht dir eine Schwarzwäldertorte ins Gesicht. Man kommt sich auf eine ganz spezielle Weise gedemütigt vor. Und man empfindet einen tiefen Groll gegen diese heimtückischen, hinterhältigen Scheisskerle, die in Zürich praktisch an jeder Strasse – denn viel mehr als 87 Strassen gibt es ja dort gar nicht – einen aus Steuergeldern zusammengeleaste Blitzkasten hinstellen. Doch gleich nach dem Wutausbruch tritt man natürlich auf die Bremse und fährt im Schneckentempo weiter, so, als könne man das vorher zu hohe Tempo durch unterwürfiges Kriechen wieder gutmachen. Man macht sich Vorwürfe, weil es doch zu verhindern gewesen wäre; was ist man nur für ein Idiot! Dann türmen sich die Sorgen auf: Wie viel zu schnell ist man gefahren? Wo stand die Tachonadel, als man zuletzt draufschaute? Und war es eine normale Strasse oder – Gott behüte! – eine 30er-Zone?

Als freier Staatsbürger brach man zu der Fahrt auf, als Wurm kehrt man nach Hause zurück. Es stellen sich philosophische Fragen:

Soll man sich fortan konsequent ans Tempolimit halten, auf die Gefahr hin, dass man dabei die Selbstachtung verliert? Oder soll man nur noch in Italien, Russland, Deutschland und auf der Insel Kreta Auto fahren, dort dann aber frei aus dem Fussgelenk heraus, bis die Reifen qualmen? Und warum eigentlich dürfen die Lokomotivführer der SBB zwischen Zürich und Bern mit 200 km/h durch die Gegend rasen?



FAST VERLIEBT

Vergebung

Claudia Schumacher

Neulich besuchte mich eine Freundin übers Wochenende. Da sie immer eine ziemliche Partymaus gewesen ist, schlief ich extra vor und überlegte mir eine Tour um die Häuser. Abends gingen wir essen. «Warte kurz», sagte sie, «ich schreibe ihm schnell, wo wir hingehen.» Ich wunderte mich ein wenig. Ihr Freund sass in der gemeinsamen Wohnung der beiden, weit weg von uns in einer anderen Stadt. Was kümmerte es ihn, wo genau wir uns jetzt aufhielten? Er konnte ja ohnehin nicht nachkommen.

Den ganzen Tag über war sie schon am Handy geblieben, als müsse sie ihm in Echtzeit schildern, was wir erlebten. Nachdem wir beim Inder bezahlt hatten, schlug ich einen Besuch in meiner Lieblingsbar vor. «Ach», sagte sie, «ich bin eigentlich schon recht müde. Vielleicht trinken wir einen Tee bei dir zu Hause auf der Couch?» Wir gingen also zu mir, und als ich ihr – etwas überrascht vom Verlauf des Abends – den Tee kredenzte, machte sie tatsächlich ein Foto von unseren Tassen und schickte es ihrem Freund. Schon bald täuschte sie ein Gähnen vor, obwohl sie eher nervös wirkte. Wir gingen also zu Bett. Als ich später noch einmal ins Bad ging, brannte noch Licht

in ihrem Zimmer. Bis spät in die Nacht hinein telefonierte sie mit ihrem Freund.

Mir war nicht bewusst, dass es so schlimm ist. Vor einem Jahr hat meine Freundin ihren Freund betrogen. Es geschah unter Alkoholeinfluss, es hatte auch mit einer Beziehungskrise zu tun und mit dem sozialen Ausgehungertsein meiner Freundin während der Pandemie. Sie bereute ihren nächtlichen Ausrutscher sehr, erzählte ihrem Freund alles, kroch zu Kreuze, bat um Vergebung. Er war sehr verletzt. Sie schlief mehrere Wochen in einem Airbnb und sagte, sie würde alles tun, was er von ihr verlange, um ihr eine zweite Chance geben zu können. In der Folge brach sie sauber den Kontakt ab zu dem Typen, mit der ihr der Ausrutscher passiert war, obwohl er eigentlich ein guter Freund von ihr gewesen war. Nachdem sie ihre Reue also glaubwürdig versichert hatte, durfte sie zurück nach Hause kommen.

Ihr Freund sagte, er vergebe ihr. Nur hat er das offensichtlich nie getan.

In den Monaten nach ihrer Heimkehr beklagte sich meine Freundin über das arg eifersüchtige und kontrollierende Verhalten ihres Partners. Ich fand es damals, in der ersten Zeit nach dem Untreuefall, zwar nicht toll, aber nachvollziehbar. Nur leider scheint der Ausnahmezustand in den Normalzustand übergegangen zu sein.

Ich finde, in einer Beziehung sollte man eine Vergebung erst dann aussprechen, wenn man sie ernst meint. Und wer einfach nicht an diesen Punkt kommt, sollte es eben lassen und die Konsequenzen einer Trennung tragen. Nichts ist toxischer als eine Fake-Vergebung: Sie kann eine Beziehung zur Geiselnahme werden lassen und aus Liebe ein Stockholm-Syndrom machen.





FRAUEN

Die Queen

«Niemand von uns wird ewig leben», sagte die Queen letzte Woche in ihrer Videoansprache am Weltklima-Trallala in Glasgow. Den Rest hörte ich nicht, denn was war das nur für verrücktes Zeug? Die Queen sollte nicht ewig leben?

Die Briten sind in der Regel realistisch, doch wenn es um die Queen geht, haben wir irgendwie das Gefühl, diese 95-Jährige sei unsterblich. Letzten Monat aber geschah das Unfassbare: Nachdem sie binnen neunzehn Tagen neunzehn öffentliche Auftritte absolviert hatte, sagte sie eine Reise nach Nordirland ab, weil die Ärzte ihr geraten hatten, sich auszuruhen. Zu sagen, dass sie nicht ewig leben werde, war vermutlich die erste beunruhigende Mitteilung, die sie je gemacht hatte, und noch nie in der Geschichte hat eine Staatslenkerin so lange ihren Posten innegehabt. In ihrer Position hätte sie viele gegen sich aufbringen können, doch stattdessen ist sie die am härtesten arbeitende Monarchin geworden, ausserdem eine, die sich nie beklagt.

Ganz im Gegensatz zu ihrer Familie, die, wenn am Horizont ein Fettnäpfchen auftaucht, mit Freuden hineinspringt. Sogar John Lydon, der der Queen in seinen Sex-Pistols-Zeiten abgesprochen hatte, ein Mensch zu sein, sagte 2017: «Ich würde sie schwer vermissen. Sie kann nichts dafür, dass sie in einen goldenen Käfig hineingeboren wurde. Lang möge sie leben.»

Womit wir beim Problem sind. Es wird immer Leute geben, stinkende Trotzkisten oder zivilisierte Meritokraten wie mich, die lieber eine Republik hätten. Aber man müsste schon ziemlich bescheuert sein, um zu bestreiten, dass die Queen ihre Arbeit mit geradezu übermenschlichem Pflichtbewusstsein macht. Und weil sie das immer getan hat, könnte die britische Monarchie zugleich mit ihr sterben – falls sie je stirbt. Ich bin mir da immer noch nicht sicher.

Julie Burchill

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Krieg und Frieden

Südlich von Moskau befindet sich ein feudales Landgut, auf dem Landwirtschaft betrieben wurde und Weltliteratur entstand.



«Literarisches Bollwerk»: Tolstoi-Haus auf Jasnaja Poljana.

Je länger Leo Tolstoi lebte, desto kleiner wurde sein Gutshof. Als er das Anwesen «Jasnaja Poljana» mit achtzehn von seinem Vater, dem Fürsten Nikolai Iljitsch Tolstoi, 1846 erbt, umfasste es 1800 Hektaren Land, fünf Dörfer und einen französischen und einen englischen Garten mit drei Teichen. Wettschulden zwangen den russischen Grossschriftsteller, Stück für Stück zu verkaufen. Das prächtige weisse Haus mit dem putzigen grünen Giebel-dach aber behielt er.

Von den Nazis besetzt

Hier schrieb Tolstoi (1828–1910) in kleinster Handschrift Weltliteratur: «Anna Karenina» und «Krieg und Frieden» entstanden im Gebäude, das sich zirka 220 Kilometer südlich von Moskau befindet. Er nannte es sein «literarisches Bollwerk». Neben seinem Arbeitstisch aus persischem Nussbaumholz steht in Tolstois Schreibzimmer bis heute auch das Ledersofa, auf dem er selbst und alle seine dreizehn Kinder geboren wurden. Auf dem Grundstück betrieb er Landwirtschaft und richtete ab 1859 eine Dorfschule nach dem reformpädagogischen Vorbild Jean-Jacques Rousseaus ein.

1919, mitten in der Gründungsphase der Sowjetunion, verstaatlichte die Regierung die Liegenschaft und eröffnete vor genau hundert Jahren das Jasnaja-Poljana-Museum mit Vorlesungen, Konzerten und Ausstellungen. Dann kam der Krieg. 1941 besetzten die Nazis das Areal für 47 Tage, funktionierten das Tolstoi-Haus zu einem Spital um und berdigten gefallene Soldaten im Park. In dieser Zeit fing es Feuer. Die Schäden hielten sich in Grenzen, das Gebäude musste aber renoviert werden.

Direkter Zug

In Friedenszeiten ging «Jasnaja Poljana», zu Deutsch: helle Lichtung, wieder in den Museumsbetrieb über. Zum Hundert-Jahre-Jubiläum gibt es unter anderem Tolstois Schreibzeug, Manuskripte und eine riesige Bibliothek, in der sich rund 22 000 Bücher in 39 Sprachen befinden, zu bestaunen. Heute kann der Ort von Moskau aus direkt mit dem Zug besucht werden. 1994 übernahm übrigens Wladimir Iljitsch Tolstoi, ein Ururenkel Tolstois, die Museumsleitung, seit 2012 wird es von dessen Frau Ekaterina geführt.

Gabriela Amgarten

Als TV-Moderatorin gehörte sie zu den beliebtesten Persönlichkeiten des Landes, heute ist Gabriela Amgarten, 60, als selbständige Unternehmerin hinter den Kulissen tätig.

Weltwoche: Sie stiegen beim Schweizer Fernsehen ein, als es das Internet noch nicht gab und das TV-Gerät für viele das Fenster zur Welt war. Welche Erinnerungen haben Sie an diese Zeit?

Gabriela Amgarten: Man kann sich heute tatsächlich fast nicht mehr vorstellen, wie wir früher Quizsendungen produzierten. Bis wir eine Frage *tubelischer* recherchiert hatten, vergingen oft Tage. Heute braucht es dazu ein paar Klicks, wenn man «quellensicher» ist. Und wir waren immer live. Im Quiz-Genre findet man das heute praktisch nicht mehr. Dieses Unmittelbare und Pannenanfällige hatte einen grossen Reiz. Wenn das «Risiko»-Glücksrad auseinanderbrach, dann hat es jeder mitbekommen. Wir waren gerade wegen solcher Unebenheiten oft das Tagesgespräch am Tag nach der Sendung. Und wir versammelten die Deutschschweiz vor den Bildschirmen. Die Konkurrenz war klein. Wir gehörten zur Familie.

Weltwoche: Für besonderes Aufsehen sorgte «Risiko» 1998, als ein Kandidat die richtigen

Antworten im Voraus wusste, aber im falschen Moment sagte: «Das isch de Fuessballer Moldovan gsi.» Werden Sie noch darauf angesprochen?

Amgarten: Ja, dieser Fall fliegt mir noch heute um die Ohren. Er ging offenbar in das kollektive Gedächtnis der Schweizerinnen und Schweizer ein. Kein Wunder, es gab sogar einen Rap-Hit dazu, und wir waren Sujet zahlreicher Fasnachtsumzüge. Es war für uns als Team herausfordernd, da die ganze Schweiz und teilweise sogar das Ausland wussten, wie das zu verhindern gewesen wäre. Letztlich gab uns jedoch sogar ein Bundesgerichtsurteil recht. Unsere Sicherheitsmassnahmen wurden als genügend eingestuft. Sie entsprachen den damaligen Gepflogenheiten einer Fernseh-Quizsendung.

Weltwoche: Wie war es für Sie, eine Person des öffentlichen Interesses zu sein?

Amgarten: Nun ja, anfangs aufregend, später einengend, dann normal. Der Mensch gewöhnt sich an jede Situation.

Weltwoche: Sie machten als Redaktionsleiterin den Schritt hinter die Kamera. Wie gross war diese Veränderung?

Amgarten: Schon während ich moderierte, leitete ich die Sendung. Deshalb gab es, als ich mich später auf die Führungsaufgaben als Redaktionsleiterin konzentrierte, anfangs keine wirklich grossen Veränderungen. Als ich anschliessend Abteilungsleiterin Unterhaltung wurde, änderte sich allerdings meine Rolle markant. Als Mitglied der Geschäftsleitung beschäftigte ich mich auch stark mit strategischen Fragen und unserer Rolle im Rahmen des Service public. Der Wind wurde bissiger. Es brauchte eine dickere Haut. Gleichzeitig konnte ich mehr bewegen und gestalten. Ich arbeitete sehr gerne mit der damaligen Direktorin Ingrid Deltenre und den anderen Geschäftsleitungsmitgliedern zusammen. Wir waren ein gutes Team.

Weltwoche: Mit «Giacobbo/Müller» oder «Landfrauenküche» verantworteten Sie einige der erfolgreichsten Formate. Was macht die perfekte TV-Sendung aus?

Amgarten: Vergessen Sie «Happy Day» nicht, eine Sendung, die heute noch Menschen berührt. Emotionen, Authentizität und Storytelling: Das sind die wesentlichen Elemente. Das Interesse an Menschen und an gesellschaftlichen Zusammenhängen ist die Grundlage. Und ich hatte wirklich ausgezeichnete Mitarbeitende. Ich vermisse sie manchmal.

Weltwoche: Heute sind Sie als selbständige Unternehmerin in den Bereichen Medientraining, Coaching und Organisationsentwicklung tätig. Wer sind Ihre Kunden?

Amgarten: Es sind meist Menschen, die in Verantwortungspositionen stehen und Unterstützung in der Kommunikation und bei Führungsfragen suchen. Nach meiner Zeit beim Fernsehen habe ich weitere Ausbildungen in den Bereichen Organisationsentwicklung und Coaching absolviert. Diese Mischung aus methodischen Grundlagen und eigenen Management-Erfahrungen schätzen die Kundinnen und Kunden.



«Wir waren immer live»:
«Risiko»-Moderatorin Amgarten
1992 und heute.

Gabriela Amgarten präsentierte ab 1992 die Spielshow «Risiko», von 1994 an war sie auch deren Redaktionsleiterin. Von Juli 2005 bis Ende 2010 führte die Obwaldnerin die Abteilung Unterhaltung des Schweizer Fernsehens.



Thomas Renggli

Ikone in Paris

Restaurant le Meurice Alain Ducasse,
228, rue de Rivoli, 75001 Paris; Tel. +33 1 44 58
10 55; samstags und sonntags geschlossen.
2 Michelin-Sterne, 16,5 Gault-Millau-Punkte

Aufmerksame Leser erinnern sich: Als ich kürzlich in Paris war, reichte die Zeit nur für japanischen Streetfood und eine gute bretonische Crêpe. Aber das ist natürlich kein Zustand auf Dauer, deshalb hatte ich mir für den nächsten Besuch in der französischen Hauptstadt etwas mehr vorgenommen. Die Restaurants von Alain Ducasse zum Beispiel besuche ich seit Jahren immer wieder gerne, im «Le Meurice» allerdings war ich noch nie.

Nach dem Abschied des Meisters der globalisierten französischen Spitzenküche aus dem «Plaza Athénée» ist sein elegantes, barockes Restaurant im Hotel «Le Meurice» in Louvre-



Nähe die erste Ducasse-Adresse der Stadt. Das Menü ist nur auf den ersten Blick teuer, für drei Gänge mit Käse und Dessert, Brot und Amuse-Bouche sind 250 Euro ein wohl hoher, aber angesichts der Qualität von Produkten und Präsentation angemessener Preis.

Der punktgenau gekochte oder gedämpfte Schwanz eines blauen Hummers mit knusprigen Kartoffeln sowie einem Salat aus Gartenmelde und feinen Radieschenscheiben ist ebenso hervorragende Produktküche wie

die gebratene bretonische Langoustine, die mit Lardo di Colonnata belegt ist und zu der es an der Seite einen knusprigen Taco mit geräuchertem Rindfleisch gibt – Surf 'n' Turf auf französische Art. Das zarte grillierte Kalbssteak dann hat ein wunderbares Raucharoma, dazu gibt es Algen, Zitrusfrüchte und Fichtenöl, was Spannung und Leichtigkeit in das Gericht bringt.

Aber kein Besuch bei Alain Ducasse ohne Baba au rhum: Kaum etwas zeigt die unübertroffene Grösse genialer Einfachheit so eindrücklich wie dieses schlichte traditionelle Dessert aus einem luftigen glasierten Gebäck, das mit altem Rum getränkt und mit leicht geschlagenem Vanillerahm gefüllt wird. Ducasse hat es zu einer Ikone seiner Küche gemacht, und es lohnt allein die Fahrt nach Paris.

David Schnapp ist Autor beim Gault-Millau-Channel.

WEIN/PETER RÜEDI

Der Lagrein Gries und seine Geschichte

Klosterkellerei Muri-Gries: Lagrein Gries
DOC 2019. 13,5 %. Jeggli Weine Buchs ZH,
Fr. 18.80. www.jeggliweine.ch

Klar, es gibt so etwas wie den «immanenten Weintrinker»: jenen anspruchsvollen Konsumenten, der sich von jeder Interpretation und Information zu dem, was ihm im Glas begegnet, fernhält. Der jede Geschichte zum Wein für Ablenkung von dem hält, was er den «reinen, objektiven Genuss» nennen mag. Halten zu Gnaden: Ich denke, das sei ein unmenschliches Ideal. Den «objektiven Genuss» gibt es beim Wein so wenig wie sonst wo. Wein ist zumindest auch eine Projektionsfläche für alles, was sein Trinker in ihn hinein-fantasiert. Er ist nicht zu trennen von seiner Geschichte, von den Geschichten, die sich um ihn ranken.

Eine um die alte Südtiroler Sorte Lagrein erzählt die diesem Kolumnisten schon wiederholt unentbehrliche Enzyklopädie «Wine Grapes». «Die frühe Erwähnung des Lagrein betrifft überraschend einen weissen Wein: In einem mit 1318 datier-



ten Dokument aus Gries bei Bolzano werden die Leute angewiesen, den Armen oder der Kirche einigen «weiss Lagrein» zu spenden.» Ungewiss, worum es sich dabei gehandelt haben könnte. Aber der Name ist der, den wir auf der Flasche eines Roten aus dem heutigen Südtirol finden, Lagrein, und er kommt aus demselben Gries, genauer: aus dem Kloster Muri-Gries.

Und die Geschichte dieses gesegneten Weinproduzenten erzählt Martin Kilchmann in seinem Buch über «Weine aus Südtirol». Sie geht so: «Muri-Gries ist ein Benediktinerkloster in Gries, einem Stadtteil von Bozen. Das «Muri» im Doppelnamen bezieht sich auf die gleichnamige Aargauer Gemeinde. 1841 mussten dort Mönche des Benediktinerordens im Zuge der aufklärerischen Kloster-

aufhebung in der Schweiz das Kloster Muri verlassen. Der Habsburger Kaiserhof bemühte sich darauf, den vertriebenen Mönchen eine neue Heimat zu verschaffen [...], und so zogen 1845 Benediktiner aus Muri in das verlassene Augustinerchorherrenstift Gries ein.» Heute ist Muri-Gries mit 32 Hektaren Reben (davon mehr als 2 ha innerhalb der Klostermauern!) so etwas wie das Epizentrum des Lagrein: einer «Abtei» genannten Top-Variante und einer für gewöhnliche Sterbliche.

Sie ist nicht zu vergleichen mit dem, was viele Schweizer noch aus vergangenen Zeiten der Massenproduktion als Lagrein in Erinnerung haben: ein sehr schöner, dichter, sehr brombeeriger, mit seiner Würze an Wald und Pilze erinnernder Wein, ohne den etwas bittereren Abgang, in dem die Sorte gelegentlich endet, wenn sie nicht, wie in diesem Fall, etwa durch kürzere Zeit an der Maische und längeren Ausbau im grossen Holzfass behutsam «domestiziert» wird. Wie auch immer und ganz ohne Geschichte und Geschichten: ein sehr erfreulicher, saftiger, unkomplizierter, aber keineswegs banaler Trinkgenuss.

Gestreckter Galopp

Kühn und wegweisend: Ford hat aus dem Mustang ein Elektrofahrzeug gemacht.



Das galoppierende wilde Pferd auf der Kühlerhaube stand jahrzehntelang für den amerikanischen Sportwagen überhaupt, weit über zehn Millionen Mal wurde er produziert, er war Bubentraum, Hollywood-Darsteller oder oft einfach ganz pragmatisch die einfachste und günstigste Art, einen V8 zu fahren. Jetzt hat Ford aus dem Mustang sein erstes Elektroauto gemacht, ein ebenso kühner wie wegweisender Entscheid. Auf der kroatischen Halbinsel Istrien konnte ich vergangene Woche den Mustang Mach-E GT fahren, die dynamischste Variante von Fords Einstieg in die Elektromobilität und – um in der Pferdesprache zu bleiben – ein Steilsprung in ein neues Zeitalter des Sportwagens im gestreckten Galopp.

Wobei der Mustang Mach-E ja natürlich kein reinrassiger Sportwagen, sondern eher ein mit schwungvollen Linien gezeichnetes SUV ist – nicht zu gross, trotzdem geräumig und mit gestalterischen Referenzen an den benzinbetriebenen Mustang der Vergangenheit versehen. Schon nach wenigen Metern bin ich mir ziemlich sicher, dass Ford bei diesem Auto fast alles richtiggemacht hat.

Aber der Reihe nach: Wenn ich in ein neues Auto sitze, nehme ich routinemässig einige Feinjustierungen vor. Die Karte im Navigationssystem muss in Fahrtrichtung ausgerichtet werden, bei den Klangeinstellungen bevorzuge ich etwas mehr Höhen und noch mehr Bass beispielsweise. Auf dem iPad-grossen Bildschirm des Mustang dauert das nur wenige Sekunden, das System ist intuitiv, die Navigationsansagen erweisen sich in den nächsten Stunden als hochpräzise und un-

missverständlich. Zu den passenden, vorwiegend ruhig dahinfließenden Songs von Mark Knopflers wunderbarem Album «Down the Road Wherever» fahre ich durch eine anmutige Landschaft mit roter, lehmiger Erde, Pinien und Zypressen, Olivenbäumen und pittoresken Ortschaften. Die B&O-Anlage im Mach-E klingt ausgezeichnet, und im Rhythmus der Kurven zeigt sich ausserdem, dass der Mustang der neuen Generation auch diesbezüglich ein hervorragendes Auto ist. Präzise lässt sich das SUV mit der straffen Fahrwerksabstimmung durch die Kurven steuern, auch bei hohen Geschwindigkeiten wankt die Karosserie kaum, und am Kurvenausgang ist die Beschleunigung naturgemäss kompromisslos: In 4,4 Sekunden ist aus dem Stand Tempo 100 km/h erreicht, das maximale Drehmoment beträgt beeindruckende 860 Newtonmeter.

Betrachtet man den Ford Mustang Mach-E GT nicht bloss als Sportwagen für seltene Gelegenheiten wie diese hier, sondern als Alltagsauto, sollte man noch einen Blick auf die wichtigsten E-Auto-Daten werfen: Die 88 kWh-Batterie reicht für bis zu 500 Kilometer (WLTP), selbst bei sportlicher Fahrweise sind 450 Kilometer Reichweite realistisch, und geladen wird mit bis zu 150 kW. Der frühe Eindruck hat nicht getäuscht, hier wurde alles richtiggemacht.

Ford Mustang Mach-E GT: Motor/Antrieb: Dual-Elektromotor mit Extended Range, Automatikgetriebe, Allrad; Leistung: 487 PS/358 kW; max. Drehmoment: 860 Nm; Batteriekapazität: 98,7/88 kWh (installiert/nutzbar); Verbrauch: 20 kWh/100 km; Reichweite (WLTP): 500 km; Schnellladefunktion: bis 150 kW DC; Beschleunigung 0–100 km/h: 4,4 sec; Höchstgeschwindigkeit: 200 km/h; Preis: ab Fr. 76 900.–



OBJEKT DER WOCHE

Geschäftsraum in Schaumharz

Crocs «Madame 80 mm Mule»
Erhältlich für 575 Franken

Eigentlich waren die Crocs zum Tragen in Feuchträumen und für den Bootssport gedacht. Spätestens das neuste Modell dürfte sich vom Ursprungszweck etwas wegbewegen. Gut, für ein kurzes Posieren auf dem Sonnendeck der Urlaubsjacht eignen sich die Crocs in High-Heels-Form vielleicht gerade noch.

Die Frage ist natürlich, ob man das auch tun will. Crocs sind seit ihrer Lancierung Anfang des neuen Jahrtausends das umstrittene Schuhwerk schlechthin. Für die einen steht die praktische Verwendung der leichten Schaumharz-Pantoffeln im Vordergrund. Das sind dann eher Kinder oder Personen, die in Pflegeberufen oder im Garten arbeiten. Andere wollen damit ein modisches Statement abgeben. Getreu dem Motto: «Bequem und zu allem kombinierbar.» Und hier scheiden sich die Geister, weil Crocs für manche Ausdruck absoluter Geschmacklosigkeit sind.

Das Geschäft läuft indes wie geschmiert: In der ersten Jahreshälfte verbuchte das amerikanische Unternehmen einen Rekordumsatz.

Der Crocs-Stöckelschuh aus Kunststoff, der seit diesem Monat offiziell erhältlich ist, wird die Gemüter weiter reizen: Er ist unter anderem in den Farben Pink und Giftgrün erhältlich. «Madame 80 mm Mule», wie die Ausführung heisst, entstand in Zusammenarbeit mit dem berühmten französischen Modehaus Balenciaga und kostet 575 Franken.

Benjamin Bögli



Fähnrich aus dem Wallis:
Winzer Michel Jacquod.



Auch ein Tag der Jodler: Raphael Disler,
Markus Marolf und Klaus Flück.



Am Jubiläum in Colombier: Daniel Barreis
von Swissolympic mit Peter Nyffenegger.



«Zusammenhalt des Landes»:
Sportministerin Amherd.



«Ich habe mich kaum je so gut beschützt gefühlt»: Bundesrätin Viola Amherd wird, umgeben
von Schwingerkönigen, von Matthias Sempach (l.) und Kilian Wenger in die Höhe gestemmt.

BEI DEN LEUTEN

Königin der Bösen

Der Eidgenössische Schwingerverband feiert sein 125-Jahr-Jubiläum. Sportministerin Viola Amherd sitzt auf königlichen Schultern.

Thomas Renggli

Der Jodlerklub Echo du Val-de-Ruz singt mehrstimmig, der Aperitif findet schon um 10.45 Uhr statt. Der Neuenburger Staatsratspräsident Laurent Favre ruft «das Königreich Neuenburg» aus, und Bundesrätin Viola Amherd lässt sich von den Schwingerkönigen auf den Schultern tragen: «Ich habe mich kaum je so gut beschützt gefühlt», sagt die Walliserin. Und Kilian Wenger, König von 2010, wirft mit einem Augenzwinkern in die Runde: «Frau Bundesrätin ist deutlich leichter als Christian Stucki.»

Man soll die Feste bekanntlich feiern, wie sie fallen – auch wenn sie pandemisch bedingt ein Jahr zu spät stattfinden. So wird der 125. Geburtstag des Eidgenössischen Schwingerverbands erst 126 Jahre nach dem Gründungsdatum zelebriert. Die Stimmung in der Tennishalle von Colombier ist gleichwohl royal. Acht Könige geben sich die Ehre – und dazu Joel Wicki, der Erstgekrönte von 2019. Matthias Sempach, mittlerweile zurückgetretener Sieger des Eidgenössischen 2013, sagt nicht ohne Wehmut: «Es ist schön, alle Freunde wiederzusehen. Ich vermisse weniger das Schwingen als die Atmosphäre auf den Festplätzen und den

Zusammenhalt der Sportler.» Thomas Sutter, König von 1995, pflichtet ihm bei: «Unser Sport lebt von der Kameradschaft.» Und Nationalratspräsident Andreas Aebi, der wie König Sempach in Alchenstorf BE wohnt, sagt: «Das Schwingen ist Volkskultur und Lebensschule.» Bundesrätin Amherd beschwört Tradition, Brauchtum und Schollenverbundenheit: «Das Schwingen repräsentiert nicht nur die schweizerischen Wurzeln. Es steht auch für den Zusammenhalt des Landes.» Es sei eine Mischung aus Wettkampf und Freundschaft.

«Das Eidgenössische in Pratteln im August 2022 ist der nächste grosse Höhepunkt», sagt Verbandsobmann Markus Lauener. Dann möchte auch König Stucki Chrigu nochmals bereit sein: «Obwohl ich mit meinen 36 Jahren kein Junior mehr bin.» In Colombier spielt das Alter keine Rolle. Fröhlichkeit und Festfreude bewegen sich auf höchstem Niveau. Und zum Schluss äussert Bundesrätin Amherd einen Wunsch: «Vielleicht kann mir ja mal jemand zeigen, wie Schlugg, Brienzer und Wyberhaken korrekt ausgeführt werden.» Oder mit anderen Worten: Auch in der Politik kann ein Lätz goldrichtig sein.



Organisation gelungen:
Nicole Rohner, Rolf Gasser, Tanja Haas.



Mit Freude dabei: Silvio Rüfenacht
und Partnerin Therese Binggeli.



Ehrendamen: Emeline Tissot, Shannon Robert,
Jennifer Robert und Karen Cuche (v. l.).



Gang nach Neuenburg:
Kilian Wenger mit Schwingerkollege Bernhard Reusser.



In Festlaune: Schwing-Idole Arnold
Ehrensberger (l.), Harry Knüsel.



«Lebensschule»: Nationalratspräsident Aebi (M.),
Staatsrat Favre (l.), Verbandsobmann Lauener.



«Kameradschaft»:
Thomas Sutter, Schwingerkönig 1995.



Heimspiel:
Jodlerklub Echo du Val-de-Ruz.



Feierten 125 Jahre Schwingerverband:
Schwingerkönige Stucki (l.), Sempach.

Schöner blauer Ozean



Moderna hat mit seinem Börsenkürzel ein Zukunftsthema abgesteckt.

Die Professoren Renée Mauborgne und W. Chan Kim legten 2005 das Strategiekonzept des «Blue Ocean» vor. Die Idee sieht vor, neue Märkte als «blaue Ozeane» zu erschliessen und damit den Qualitäts- und Preiskrieg in den blutigen «roten Ozeanen» der gesättigten Märkten zu reduzieren. Also neue Bedürfnisse zu schaffen statt der Konkurrenz Kunden abzugeben. Die Lehrbuchbeispiele

sind das Kaffeesystem Nespresso, Nintendo mit der Konsole Wii oder der Cirque de Soleil mit einem neuartigen Zirkuserlebnis. Das Biotech-Unternehmen Moderna wurde in der Pandemie mit seinem einzigen marktreifen Produkt weltweit bekannt: dem mRNA-Impfstoff gegen Covid-19. mRNA verspricht grosse Fortschritte nicht nur bei Impfungen, sondern auch in der Therapie – zum Beispiel bei

Krebs. Die Namensgebung des Unternehmens ist ein Geniestreich, die Aktie wird am Nasdaq nämlich unter dem Tickerkürzel MRNA gehandelt. Damit hat das Unternehmen unter der Selbstbehauptung des Gattungsbegriffs ein Zukunftsthema quasi monopolisiert.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.

FRAGEN SIE DANIA /ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Liebe Dania, ich habe regelmässig One-Night-Stands. Meistens mache ich mich noch in derselben Nacht aus dem Staub. Ist das unhöflich, oder dient es der Sache, weil der berühmte «Morgen danach» ohnehin meistens zum Vergessen ist? S.K., Luzern

Ich finde es immer unhöflich, wenn sich jemand aus dem Staub macht. Sei es beim Sex oder bei einem Gespräch. Das heisst: Wenn Sie ohnehin wissen, dass Sie nicht über Nacht bleiben werden, kündigen Sie diese Tatsache an. Dann kann der andere gleich auch entscheiden, ob Sie der Typ sind, mit dem er oder sie Sex haben möchte. Es kann auch sein, dass Sie sich,

wenn Sie erregt sind und Lust haben, leichter gehen lassen und Dinge überstürzt tun. Falls dies zutrifft, sollte man sich aus reiner Höflichkeit verabschieden und nicht einfach davonschleichen. Hinterlässt es doch immer einen schalen Nachgeschmack, wenn man aufwacht und die Person, mit der man eben noch intim war, verschwunden ist.

Natürlich gibt es auch den Fall, dass die andere Person oder die Umgebung nach dem Sex plötzlich nicht mehr so attraktiv ist wie noch vor ein paar Stunden und Sie denken: «O Gott, wo bin ich denn hier gelandet?» Ich höre in der Praxis bezüglich One-Night-Stands immer wieder lustige Anekdoten wie zum Beispiel: Man erwacht, und das Schlaf-

zimmer ist voller Katzen. Einmal hat mir eine Frau erzählt, dass sie aufgewacht sei und neben ihr habe der Mann mit seinem kleinen Kind im Arm gelegen – dass er eine Familie hat, war nie ein Thema gewesen.

Schliesslich steht aber die eigene Selbstfürsorge über allem: Wenn es Ihnen nicht gut geht, dann raus da.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich. Ihr jüngstes Buch «Keep It Coming – guter Sex ist Übungssache» erschien im September bei Piper.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an danial@weltwoche.ch

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Jakob «Jacky» Donatz

Wir treffen den Bündner Spitzenkoch zur Metzgete im Zürcher Oberland.
Ein Gespräch über die goldene Regel in der Fifa-Küche und andere Gastgeberqualitäten.

Wer im Restaurant «Hecht» in Pfäffikon ZH einkehrt, tut dies nicht selten wegen der exquisiten Fischspezialitäten. Das Rendez-vous mit Jakob Andrea «Jacky» Donatz fällt aber in die Tage der traditionellen Metzgete. Fleisch gehört für Donatz zum Essen wie das weisse Tischtuch zu einem Galaabend – wobei er betont: «Ich esse alles, aber am liebsten in grossen Stücken. Denn dann sind sowohl Fleisch als auch Fisch besonders saftig.»

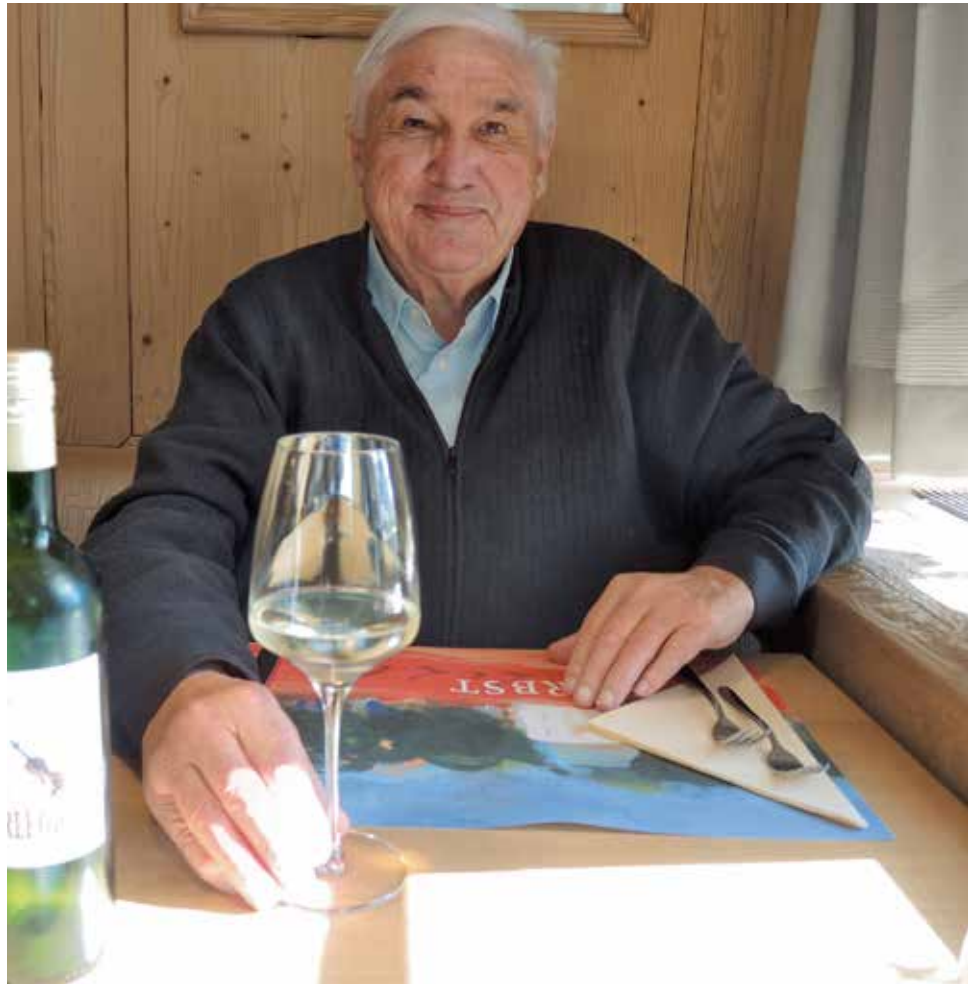
An diesem Mittag gibt's Leberwurst, Blutwurst und eine halbe Schweinsleber – dazu vom hauseigenen Räuschling. Donatz sagt: «Eine Metzgete verkörpert für mich quasi die Essenz des Fleischessens. Von Nase bis Schwanz wird das ganze Schwein verwertet.»

Die *Bilanz* adelte ihn einst als «Urgestein der Schweizer Spitzengastronomie». Jacky gibt einem das Gefühl, als sitze man zu Hause vor dem Kamin, als feiere man Weihnachten und Geburtstag zusammen. Kürzlich war er vom St. Moritzer Gemeindepräsidenten für den traditionellen Seniorentag gebucht. Momentan beehrt er das Hotel «St. Gotthard» und dessen Besitzerin Ljuba Manz an der Zürcher Bahnhofstrasse.

«Schaltstelle des Kantons»

Jacky Donatz stammt aus einer Zeit, als man das Essen noch bei Serviertöchtern bestellte und ein saloppes Kompliment nicht gleich als Nötigung verstanden wurde. Und zum Trend des Veganismus sagt er mit schalkhaftem Blick: «Ich habe nichts gegen Veganer, aber sie essen den Tieren die Nahrung weg.» Donatz machte sich vor allem als Koch im Restaurant «Sonnenberg» einen Namen. Siebzehn Jahre arbeitete er hoch über den Dächern von Zürich, trug stolz die Kochjacke mit dem Fifa-Emblem («Ich war der einzige Fifa-Koch der Fussballgeschichte») und hielt stets ein wachsames Auge auf den Betrieb. Er sah vieles – und vergass es sofort wieder. Diskretion ist oberstes Gebot. «Wenn ich erfuhr, dass Interna rausgingen, gab's dafür die gelbe Karte – und zweimal Gelb gab Rot.»

Jacky Donatz wurde am 27. Dezember 1951 in Samedan geboren, der «Schaltstelle des Kan-



«Wir Bündner haben die Schweiz geprägt»: Meisterkoch Donatz.

tons», wie er sagt. «Auf unserem Flugplatz landet und startet die Welt.» Das strahlt weit über die Alpengipfel hinaus: «Wir Bündner haben die Schweiz geprägt», sagt er. «Was wäre das Zürcher Kunsthaus ohne die Skulpturen und Bilder von Alberto Giacometti?» Und was würden die Schweizer essen, wenn wir Bergler nicht zu Kochlöffel und Pfanne greifen würden?»

Zu den Qualitäten, die der perfekte Koch mitbringen muss, zählt er: Disziplin, Präzision, Sauberkeit, Produktkenntnis, Leidenschaft, Kreativität, Weltoffenheit: «Es war für meine Karriere entscheidend, dass ich aus mei-

ner Welt ausgebrochen bin und meinen Horizont erweitert habe.» Ein Koch lebe von fremden Einflüssen und lasse sich von neuen Ideen inspirieren.

Und dann verrät er sein wohl wichtigstes Erfolgsrezept: «Gastfreundschaft ist die Gabe, seine Besucher zum Bleiben zu veranlassen, ohne sie am Aufbruch zu hindern.» Wer bei oder mit Jacky Donatz isst, zögert seinen Aufbruch so lange wie möglich hinaus. Oder mit anderen Worten: Wer bei ihm zum Lunch einkehrt, sollte den Nachmittag besser freinehmen.

Thomas Renggli

Süsser November

Für Roland Brack, der einen der bekanntesten Onlinehändler aufgebaut hat, ist MyDropz das Schweizer Start-up-Unternehmen mit dem grössten Potenzial. Gründer Zafar Hasher zeigt uns seine Firma.

Anton Beck

Den ganzen Tag Leitungswasser zu trinken, ist zwar gesund, aber auch etwas öde. Und immer Limonadenflaschen zu kaufen, ist klimaschädlich. Unternehmer und Investor Roland Brack glaubt an eine Idee, die da Abhilfe schaffen könnte, und wies uns auf ein Unternehmen hin, das ihn begeistert: MyDropz.

Gründer Zafar Hasher zeigt auf einen leeren Raum, in dem ein kleines Pult mit Buntstiften steht. Darin würden die «Dropz» zusammengemischt, scherzt er. In Wirklichkeit handelt es sich um ein Malzimmer für seine Tochter – noch, denn bald schon soll nebenan tatsächlich ein Entwicklungslabor eingerichtet werden, in der die «Dropz» entstehen.

«Dropz», so heissen die kleinen, weissen Kügelchen, die Hasher nun schon seit gut vier Jahren begleiten. Man wirft sie in ein Glas Leitungswasser und hat bald darauf eine nach tropischen Früchten schmeckende Limonade. Das gibt es in verschiedenen Geschmacksrichtungen, mit Vitaminen, mit oder ohne Koffein. Ohne Zucker, vegan und ohne künstliche Aromen oder Farbstoffe; nur ganz ohne das künstliche Süssungsmittel Sucralose kommen die «Dropz» noch nicht aus. «Ich wollte das Süssungsmittel eigentlich von Beginn an rausnehmen, aber der Markt verlangte es so, und wir akzeptieren das. Ich wollte kein Nischenprodukt machen», erklärt er. Hasher, der uns an seinem Firmensitz in Mägenwil empfängt, ist ein freundlicher, eher zurückhaltender Mann.

«Zeit, etwas Neues anzupacken»

Nachdem Hasher, Wirtschaftsingenieur, geboren und aufgewachsen bei Bern, in Zürich studiert hatte, verschlug es ihn in die Finanzindustrie als Consultant. Danach wagte er den Schritt ins Unternehmertum. Aus ärmeren Verhältnissen stammend, war ihm eine gewisse Absicherung wichtig. «Für mich war klar, dass ich, sobald ein Fundament da ist, etwas Eigenes aufbauen möchte. Mein Traum war es, eine Familie und ein Haus zu haben, und das wollte ich verwirklichen. Als dieser Wunsch sich erfüllte, war es Zeit, etwas Neues anzupacken», sagt der 35-Jährige.



«Wachstum und Nachhaltigkeit»: Brack.ch-Inhaber Roland Brack.

Der Aargauer Roland Brack gehört zu den erfolgreichsten Unternehmern im Land. Über die Qualitäten von Zafar Hasher sagt er: «Er ist ein umtriebiger, junger Start-up-Gründer. Mit MyDropz hat er seine Idee, Leitungswasser mit natürlichen Aromen anzureichern, umgesetzt und verkauft seit Januar 2021 die verschiedenen Geschmacksrichtungen äusserst erfolgreich. Bereits vor Ablauf des ersten Geschäftsjahres konnte er die Internationalisierung vorsehen und das Investment eines erfahrenen deutschen Fonds gewinnen, so dass das Wachstum weiter beschleunigt werden kann. Gleichzeitig hat er die Nachhaltigkeit in sein Geschäftsmodell integriert: Er hilft nicht nur, den Verbrauch von PET-Flaschen zu reduzieren, sondern recycelt mit der Ocean-Cleanup-Aktion für jedes verkaufte «Dropz»-Produkt eine Plastikflasche aus unseren Ozeanen!»

Er suchte also nach Projekten und Ideen und fand die zündende in seiner Kindheit. Seine Eltern, die aus Afghanistan stammen, hatten oft ein Stück Zitrone oder ein Melissenblatt ins Wasser gelegt. Dass es diesbezüglich für unterwegs keine einfache Lösung gab, um einen solchen Geschmack herbeizuführen, ohne irgendeine

Cola-Dose kaufen zu müssen, störte ihn als Erwachsenen. Also entwickelte er mit einer Kollegin einen Prototypen und brachte Anfang 2021 das Produkt auf den Markt. Der Umsatz ist mittlerweile im unteren siebenstelligen Bereich.

Dass er mit Lebensmitteln bisher wenig am Hut hatte, störte ihn bei alledem nicht, er war schon immer bereit, sich auf Neues einzulassen. «Nach dem Studium war die Idee, dass ich mich auf eine produzierende Industrie spezialisieren würde, zum Beispiel auf die Autoindustrie. Ich habe gerne Dinge, die man anfassen kann, die man sieht.» Die Ironie dabei: dass die «Dropz» sich völlig im Wasser auflösen und auch sonst der wohl wichtigste neue Aspekt von MyDropz darin besteht, wenig Verpackungen und Emissionen zu hinterlassen. Zukünftig wolle man das ganze Produkt verfeinern, neue Geschmacksorten ausprobieren (so Kurkuma), womöglich auch neue Reihen etablieren, etwa ohne Süssungsmittel – für die, die es ganz natürlich wollen.

Wie schmecken sie eigentlich?

Und über die Grenzen der Schweiz hinauskommen. Zusammen mit Partnern arbeitet das Team, das gut ein halbes Dutzend Leute umfasst, an der Produktion: von den «Dropz» bis zur Verpackung (braune Papiertütchen mit bunten Anschriften). Die Büroräumlichkeiten sind noch etwas kahl, vollgestellt mit Kartons und Computern. Die Lage sei gut, meint Hasher, man sei von hier schnell in Basel, in Zürich oder Bern, und auch nach Deutschland sei es nicht weit. Und auch seine Familie wohnt ganz in der Nähe. Hashers Ehefrau hilft bei MyDropz mit, kümmert sich aber auch um die beiden Kleinkinder. Hasher erzählt das alles gelassen. Anders, als viele Klischees über Start-ups lauten, ist er niemand, der lautstark auftritt, weshalb das ruhige Mägenwil genau zu ihm und seinem Unternehmen passt.

Zum Schluss: Wie schmecken die Drops eigentlich? Mal intensiv, wie ein Fruchtgummi, mal dezent wie Leitungswasser mit einer Frucht drin. Mal nach Zitrone, Limette, mal nach «Exotic Mix mit Mango und Ananas». Eben immer sommerlich süss, selbst im kühlen November.



«Für mich war klar, dass ich etwas Eigenes aufbauen möchte»: Unternehmer Hasher.

Erkan Akyol, «Bachelor»

Der Fernseh-Casanova schwankt zwischen Einstein und Angelina Jolie, manchmal holt er Rat bei Konfuzius.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Erkan Akyol: Ich kann einen Menschen anhand seiner Anerkennung von aussen nicht beurteilen. Wenn ein Mensch zu wenig Anerkennung bekommt, sagt dies nichts über ihn, sondern eher über sein Umfeld etwas aus. Es gibt gute wie auch weniger gute Menschen, die Anerkennung bekommen oder bekommen können.

Weltwoche: Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

Akyol: Am Rücken.

Weltwoche: Verdienen Sie genug?

Akyol: Ich verdiene genug Liebe, genug Respekt und genug Glück. Sie haben nicht nach «genug Geld» gefragt, deshalb gehe ich davon aus, dass es Sie nicht interessiert.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Akyol: Davor, dass das Gute zu spät eintrifft.

Weltwoche: Wer ist Ihr Vorbild?

Akyol: Ich in zwanzig Jahren. Falls ich noch lebe mit all dem Wissen, das ich dann habe. Mit all dem Wissen, das ich weitergeben kann.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einer Frau am meisten?

Akyol: Dieses Mütterliche, das man nicht beschreiben, aber spüren kann.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Akyol: Diesbezüglich könnte ich nur für meine Mama meine Hand ins Feuer legen. Kenne alle anderen zu wenig. Es ist eine riesige Verpflichtung. Respekt für die, die es gemacht haben, machen und machen werden.

Weltwoche: Wessen Tagebuch würden Sie sofort lesen wollen?

Akyol: Jenes von Einstein, denn seine Intelligenz fasziniert mich. Aber dann gibt es noch Angelina Jolie, damit ich sie schneller verführen kann, wenn wir uns sehen und ich immer noch single sein sollte. Also gut: Angelina Jolie, letzte Entscheidung.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Akyol: Ich kann nicht verstehen, wieso Vögel oder Insekten über jede Grenze hinwegfliegen

können und wir Menschen anhalten und etwas vorzeigen müssen, obwohl wir doch hochintelligent sind. Zurück zu Ihrer Frage: dass die Erde eins ist und wir alle im gleichen Boot sitzen.

Weltwoche: Wie oft lügen Sie pro Tag?

Akyol: Weiss ich nicht. Bewusst nie oder nicht gerne.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Akyol: Geht nur mich was an.



«Dieses Mütterliche, das man nicht beschreiben, aber spüren kann»: Frauenliebling Akyol, 29.

Weltwoche: Wann hatten Sie das erste Mal Sex?

Akyol: Das habe ich in der Sendung «Der Bachelor» verraten.

Weltwoche: Welche Waffe haben Sie zu Hause?

Akyol: Keine, ich habe eine dabei: meine Zunge – höflich und charmant, sehe sie aber nicht unbedingt als Waffe, weil ich damit auch küsse.

Weltwoche: Wären Sie gerne eine Frau?

Akyol: Nein, ich kann mir das gar nicht vorstellen. Ich bleibe lieber ein Mann und betrachte und bewundere die Frauen.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrem Körper?

Akyol: Mich stört nichts am eigenen Körper.

Weltwoche: Mit welcher bekannten Frau möchten Sie einen schönen Sommerabend verbringen?

Akyol: Mit Angelina Jolie.

Weltwoche: Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

Akyol: Den besten für mich habe ich mir selbst gegeben: Alles, was du nicht kontrollieren oder ändern kannst, ist dein Schicksal.

Weltwoche: Würden Sie Ihrem Partner oder Ihrer Partnerin einen Seitensprung verzeihen?

Akyol: Nein, das würde ich nicht.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganer?

Akyol: Meine Einstellung dazu: Manche sagen, Fleisch essen sei ein Gesetz der Natur, daran glaube ich nicht. Auch wenn der Start so war auf der Erde, sollte das Ziel sein, miteinander und füreinander zu leben, mit allen Lebewesen, und nicht, sich gegenseitig aufzufressen. Ich warte darauf, dass so viel Geld, wie in der Fleischindustrie steckt, in vegane Produkte investiert wird und dann alles auch wirklich für mich eins zu eins gleich schmeckt. Bis dahin bin ich kein Veganer, ich probiere nur immer wieder mal, einer zu sein.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Akyol: Jeder arbeitet nur noch das, was ihm Freude macht. Wie Konfuzius mal gesagt hat: Mache den Beruf, den du liebst, und du brauchst keinen Tag mehr zu arbeiten. Ich glaube auch, dass dies möglich ist, wenn die Zeit reif dafür ist.

Weltwoche: Haben Sie schon getötet?

Akyol: Was ich getötet habe: meine alten Ängste, die ich überwunden habe, meine Liebe zu einer Frau und mein altes Ich, aber ich habe es wiederbelebt, weil es doch gut genug für diese Welt ist. Meine Antwort in Kürze: nein.

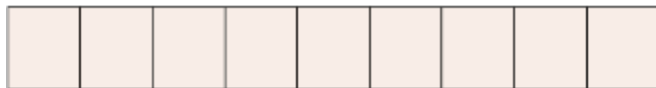
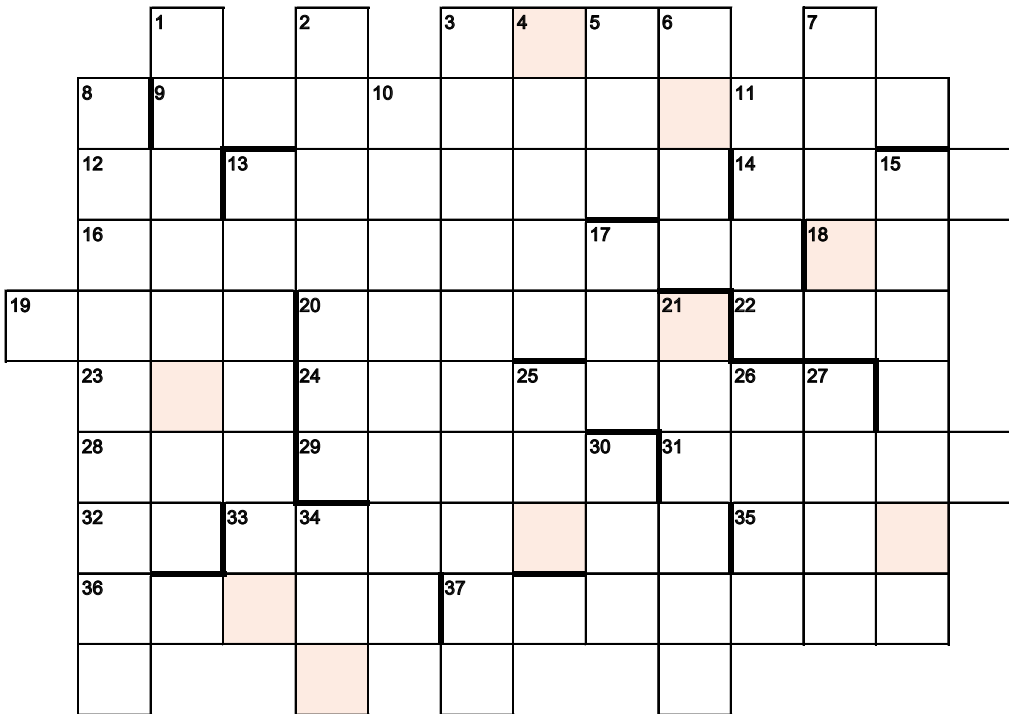
Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Akyol: Meine Ex-Freundin, das wird in der Sendung thematisiert.

Weltwoche: Hätten Sie lieber eine andere Nationalität – und wenn ja, welche?

Akyol: Nein.

«Der Bachelor» läuft jeweils montags um 20.15 Uhr auf 3+.



Lösungswort — wie man seine Zimmerpflanzen betrachten kann, sie aber nicht sein sollten

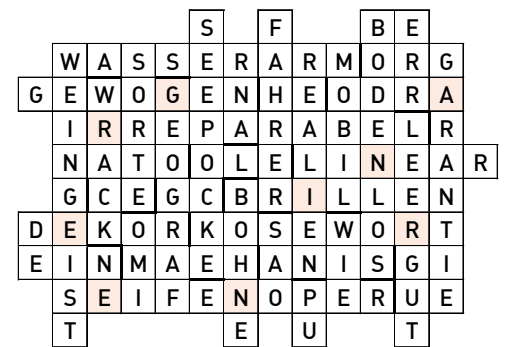
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **3** klebriger Teil des Henkeleimers **9** Folge einer Tankerhavarie? **12** einsilbiges Sowieso **13** darauf stützen sich (Sehr-)Altbauten und Altersvorsorgen **14** buchstäblich in diesem Rätsel zu findender Fleckenentferner **16** Veranlagung zu harter Arbeit? **18** kürzeste Version von «Wie geht es dir denn so?» oder «Was geht ab?» **19** schlichte Öffnung oder glücklicher Cowboy **20** Respiration für Nicht-Mediziner **22** «Reality TV» im Schweizer Fernsehen **23** nhoS, passenderweise in diese Richtung geschrieben **24** wo statt Blumen fiori blühen **28** die ersten Drei der Drei **29** typische Eigenschaft von Domat? **31** was man mit Weile tun sollte **32** komplettiert Gelhaken oder Standsdamen **33** existieren nur, weil sich etwas um sie herum befindet **35** Co-Variante **36** Rennruderboot, an hiesigen Schulen nicht gerne gesehen **37** tönt wie eine Tuba, oder wie ein schweizerisches Hubschraubergering

Senkrecht — **1** Nukleus von Physiker Niels? **2** Peinlichkeit inklusive Kamel **3** Trick eines Marathonteilnehmers? **4** durch Niederbayern fließender Oberlauf-Teil **5** einst Nymphe, heute integrierte Entwicklungsumgebung **6** auch in jedem Schreibwarengeschäft erhältliches Bergwerk **7** hört zurzeit auf den Namen Naruhito **8** Oberstufe plus Luft? eher zweitrangig **10** führt, je nach Sichtweise, ins Bergell oder ins Oberhalbstein **11** meist sehr computeraffiner Blumenerde-Bestandteil **13** können die meisten mit Messern besser als mit ... **15** gewissermassen die Igel der Flora **17** wo Verliese auf tapfere Monsterjäger warten (Abk.) **21** sollte ein Segelschiff idealerweise nicht nach Lee sein und die Mannschaft nicht, wenn's ums Essen geht **25** pfeilschnelles Transportmittel von Karl Mays Alter Ego **26** Spitzname von 11 senkrecht **27** darf nicht fehlen beim Salat, wenn im 24 waagrecht serviert **30** gallerdiges Ende der Fingernägel **34** etwas abwechslungsarm, hat aber durchaus das Zeug zum lyrischen Klassiker

© Daniela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 741



Waagrecht — **3** BE **5** WASSERARM **10** ORG **12** GEWOGEN **15** HE (Helium) **16** ODRA **17** IRREPARABEL (irre Parabel) **19** (A) NATOMie **20** (R)OLEx **21** LINEAR **22** CE (EU-Warenkennzeichnung, franz.: dies) **23** GC (Grasshopper Club) **24** BRILLEN **25** DEKOR **27** KOSEWORT (Anagramm von Wok-Stoer) **30** EIN **32** MAEH **37** ANIS **34** GI (kurz f. Keikogi) **35** SEIFENOPER **37** UE

Senkrecht — **1** SEEPOCKE (Rankenfusskrebs) **2** FAHRER **3** BODENLOS **4** (V)ER-Ruf **5** WEINGEIST **6** SORTE **7** RNA **8** REALIEN **9** MOBIL (Mars macht mobil, Werbeslogan) **11** GARANTIE **13** WRACK **14** GEOGRAF **18** LEERGUT (leer gut!) **24** BOHNE (interessiert mich nicht die Bohne; B ohne) **25** DEKADENZ **26** (K)OMITEES **28** SAO **29** WIE **31** NE (Neon) **36** PU (Winnie-the-Pooh in der dt. Übersetzung)

Lösungswort — **GARNIEREN**

Die neuen Rätsel für
die WELTWOCHEN schreibt
Daniela Feurer

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



OYSTER PERPETUAL

Als erste Armbanduhr, die ihr Perpetual-Uhrwerk durch ein wasserdichtes Gehäuse schützte, ist die Oyster Perpetual der Schlüssel zur Legende der Oyster Uhren. Sie ist und bleibt der Inbegriff eines zeitlosen Klassikers und präsentiert sich heute mit einer reichen Auswahl an neuen Zifferblättern in verschiedenen Farben und Ausführungen.

#Perpetual



OYSTER PERPETUAL 31

BUCHERER

1888

bucherer.com